Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Dr. rer. soz.

Justus-Liebig-Universität Gießen
Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften
Institut für Soziologie

Gesellschaftliche Einbindung und Teilhabe vor dem Hintergrund zunehmender Prekarisierung

Ein qualitativer Vergleich der Lebenslagen von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug Betroffener in den USA und Deutschland

vorgelegt von:
Christian Deutschmann

Betreuer und Gutachter:
Prof. Dr. Jörn Ahrens
Prof. Dr. Thomas Brüsemeister

Gießen,
Oktober 2021

Mein besonderer Dank gilt den Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern meiner Studie und meinen Eltern für ihre fortwährende Unterstützung. Außerdem möchte ich mich bei Jörn Ahrens und Thomas Brüsemeister für die Betreuung der Arbeit bedanken.

Inhaltsverzeichnis

Tabellenverzeichnis 5

1 Einleitung 7

1.1 Problemstellung 7

1.2 Erkenntnisinteresse 10

1.3 Überblick über bedeutende qualitative Studien 12

1.4 Aufbau der Arbeit 16

2 Prekarisierung in den westlichen Industriestaaten 19

2.1 Kontrastfolien gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe 19

2.2 Sozioökonomische Entwicklungen in den USA und Deutschland 25

2.2.1 Goldene Jahre 26

2.2.2 Von Krisen zum Umbruch 31

2.3 Gründe für die zunehmende Prekarisierung 37

3 Methodische Überlegungen 44

3.1 Der soziologische Vergleich 44

3.2 Qualitative Methoden als Zugang zur Betroffenensicht 45

3.3 Gesellschaftliche Einbindung und Teilhabe als Sensitizing Concept 47

3.4 Das Interview als Erhebungsinstrument 48

3.5 Das Sampling 50

3.6 Typenbildung zur Auswertung des empirischen Materials 53

4 Das Konzept der gesellschaftlichen Zugehörigkeit 56

5 Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung 62

5.1 Positionierung am Arbeitsmarkt 65

5.1.1 Verbesserung der Beschäftigungschancen 67

5.1.2 Option der Selbstständigkeit 73

5.1.3 Einschränkungen der Beschäftigungschancen ... 81
5.1.4 Verunsicherung ... 85
5.1.5 Optimismus ... 89
5.2 Zwei Kapitalismusmodelle ... 90
5.3 Wertvorstellungen zu Arbeit ... 92
5.3.1 Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit ... 94
5.3.2 Idealistische Orientierung ... 96
5.3.3 Hervorhebung von Fleiß ... 98
5.3.4 Fokus auf hedonistischer Selbstverwirklichung ... 100
5.4 Der unterschiedliche Stellenwert von Arbeit ... 102
5.5 Zeitempfinden und -einteilung ... 104
5.5.1 Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit ... 106
5.5.2 Chancen freierer Zeiteinteilung ... 112
5.5.3 Zeitknappheit ... 116
5.6 Vergleich des Arbeitspensums ... 119
5.7 Umgang mit Stigmatisierung ... 120
5.7.1 Schamempfinden ... 122
5.7.2 Verbergen ... 123
5.7.3 Distanzieren ... 126
5.7.4 Erwerbsbezogene Abwertungserfahrungen ... 130
5.8 Drei Diskurse sozialer Ausgrenzung ... 131
6 Einbindung in soziale Beziehungen ... 135
6.1 Soziale Unterstützung ... 136
6.1.1 Positiv bewertete Unterstützung ... 137
6.1.2 Belastende Aspekte von Unterstützung ... 142
6.1.3 Einschränkungen sozialer Beziehungen ... 146
6.2 Soziale Netzwerke in den USA und Deutschland ... 150

7 Materielle Teilhabe 152

7.1 Auskommen 153

7.1.1 Arrangieren mit den Einkünften trotz Einschränkungen 154

7.1.2 Deutliche Einschränkungen des materiellen Lebensstandards 160

7.2 Soziale Ungleichheit 165

7.3 Umgang mit Anerkennung und Missachtung 169

7.3.1 Gefühl des Nicht-Mithalten-Könnens 170

7.3.2 Materielle Abwertungserfahrungen 174

7.3.3 Alternative Anerkennungsmöglichkeiten 178

7.4 Der sozioökonomischen Status als primäre Quelle von Anerkennung 181

8 Politisch-Institutionelle Teilhabe 183

8.1 Institutionelle Unterstützung 184

8.1.1 Asymmetrische Beziehungen 185

8.1.2 Individuelle Förderung 194

8.1.3 Ausschluss von Leistungen 201

8.2 Liberales und konservatives Wohlfahrtsregime 206

8.3 Historische Konstellationen 212

8.4 Werte und Einstellungen zum Wohlfahrtsstaat 217

8.5 Der Einfluss von Religion 219

9 Kulturelle Teilhabe 223

9.1 Generelle Zukunftsaussichten 224

9.1.1 Beständige Zukunftsaussichten 226

9.1.2 Anpassung der Ansprüche 230

9.1.3 Partielle Resignation 233

9.1.4 Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen 235

9.2 Lebenszielvorstellungen 240

9.3 Soziale Mobilität 242

10 Schlussbetrachtung 244

11 Literaturverzeichnis 246

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: TeilnehmerInnen des Samplings nach Erwerbsstatus, Land und Alter 52
Tabelle 2: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Verbesserung der Beschäftigungschancen* nach Erwerbsstatus und Land 67
Tabelle 3: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Option der Selbstständigkeit* nach Erwerbsstatus und Land 74
Tabelle 4: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Einschränkungen der Beschäftigungschancen* nach Erwerbsstatus und Land 81
Tabelle 5: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Verunsicherung* nach Erwerbsstatus und Land 86
Tabelle 6: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Optimismus* nach Erwerbsstatus und Land 89
Tabelle 7: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit* nach Erwerbsstatus und Land 94
Tabelle 8: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Idealistische Orientierung* nach Erwerbsstatus und Land 96
Tabelle 9: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Hervorhebung von Fleiß* nach Erwerbsstatus und Land 98
Tabelle 10: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Fokus auf hedonistischer Selbstverwirklichung* nach Erwerbsstatus und Land 101
Tabelle 11: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit* nach Erwerbsstatus und Land 107
Tabelle 12: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Chancen freierer Zeiteinteilung* nach Erwerbsstatus und Land 112
Tabelle 13: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Zeitknappheit* nach Erwerbsstatus und Land 117
Tabelle 14: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Schamempfinden* nach Erwerbsstatus und Land 122
Tabelle 15: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Verbergen* nach Erwerbsstatus und Land 124

Tabelle 16: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Distanzieren* nach Erwerbsstatus und Land 127
Tabelle 17: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Erwerbsbezogene Abwertungserfahrungen* nach Erwerbsstatus und Land 130
Tabelle 18: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Positiv bewertete Unterstützung* nach Erwerbsstatus und Land 137
Tabelle 19: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Belastende Aspekte von Unterstützung nach* Erwerbsstatus und Land 142
Tabelle 20: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Einschränkungen sozialer Beziehungen* nach Erwerbsstatus und Land 147
Tabelle 21: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Arrangieren mit den Einkünften trotz Einschränkungen* nach Erwerbsstatus und Land 154
Tabelle 22: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Deutliche Einschränkungen des materiellen Lebensstandards* nach Erwerbsstatus und Land 160
Tabelle 23: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Gefühl des Nicht-Mithalten-Könnens* nach Erwerbsstatus und Land 170
Tabelle 24: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Materielle Abwertungserfahrungen* nach Erwerbsstatus und Land 174
Tabelle 25: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Alternative Anerkennungsmöglichkeiten* nach Erwerbsstatus und Land 178
Tabelle 26: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Asymmetrische Beziehungen* nach Erwerbsstatus und Land 186
Tabelle 27: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Individuelle Förderung* nach Erwerbsstatus und Land 195
Tabelle 28: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Ausschluss von Leistungen* nach Erwerbsstatus und Land 201
Tabelle 29: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Beständige Aussichten* nach Erwerbsstatus und Land 226
Tabelle 30: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Anpassung der Ansprüche* nach Erwerbsstatus und Land 231
Tabelle 31: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Partielle Resignation* nach Erwerbsstatus und Land 234
Tabelle 32: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen* nach Erwerbsstatus und Land 235

1 Einleitung

Die Vereinigten Staaten werden in verschiedensten Zusammenhängen häufig als sehr ambivalentes Vorbild betrachtet (vgl. Strasser und Nollmann 2005). Lipset (1996, S. 18) verweist auf den „American Exceptionalism“, der ein zweischneidiges Schwert sei und sich sowohl auf die besten als auch die schlechtesten Wesenszüge des Landes beziehe. So galt beispielsweise die in den USA besonders hervorgehobene Bedeutung von Werten wie Individualismus und Eigenverantwortung bei den Reformen der Arbeits- und Sozialpolitik in Deutschland nach der Jahrtausendwende als nachahmenswert (vgl. Nollmann und Strasser 2005; F.-X. Kaufmann 2003b, S. 84). Andererseits sprach sich der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder in Hinblick auf die Agenda 2010 entschieden gegen „amerikanische Verhältnisse“ (Nollmann und Strasser 2005, S. 166) rudimentärer sozialer Absicherung aus und propagierte im Schröder-Blair-Papier (1999) einen dritten Weg zwischen Neoliberalismus und interventionistischer Staatsauffassung, um mehr Menschen in den Arbeitsmarkt zu integrieren.

In dieser Arbeit werden die Vereinigten Staaten weder als Vorbild noch negativ als „Endstation einer Entwicklung“ (Strasser und Nollmann, S. 12) gesehen. Vielmehr soll herausgearbeitet werden, inwieweit sich Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Lebenslagen von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug betroffener Menschen aus den USA und Deutschland auf jeweilige strukturelle und kulturelle Faktoren zurückführen lassen. Durch einen Vergleich der beiden marktwirtschaftlich organisierten und auf einem ähnlichen gesamtwirtschaftlichen Entwicklungsstand befindlichen westlichen Industriegesellschaften ist es überhaupt erst möglich, bestimmte Sachverhalte nicht als selbstverständlich hinzunehmen, sondern Abweichungen aufzudecken und systematisch zu hinterfragen.

1.1 Problemstellung

Die Hintergrundfolie der Arbeit bildet die in den letzten Jahrzehnten zunehmende Verbreitung von Prekarisierung in den westlichen Industriestaaten (vgl. Marchart 2013). Prekarisierung wird als Prozess begriffen, bei dem vormals sichere Lebenslagen unsicher werden (vgl. Reuter 2008, S. 182). In besonderem Maße können hierbei Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug negative Auswirkungen auf die gesellschaftliche Inklusion Betroffener haben (vgl. Kronauer 2010a, S. 258 f.; Dörre 2012)

Betroffen von Prekarisierung ist nicht ausschließlich eine ausgegrenzte oder abgehängte Armutspopulation (vgl. Marchart 2013, S. 7). Da von Kürzungen und Verschärfungen der Anspruchsberechtigungen beeinträchtigte soziale Sicherungssysteme vornehmlich an prekärer gewordene Erwerbsarbeit gebunden sind, stellt die Möglichkeit der Prekarisierung eine Gefahr nahezu aller Teile der Bevölkerung dar. Diese befinden sich in einer steten Lage sozialer Verunsicherung: „Es ist deutlich geworden, dass Prekarität heutzutage allgegenwärtig ist." (Bourdieu 1998, S. 96). Ausgenommen von dieser Tendenz ist nur „eine schmale Schicht von finanziell Superabgesicherten" (Marchart 2013, S. 7). Obwohl die Mittelschichten in den OECD-Staaten historisch gesehen mit einem Höchstmaß an Bildungsqualifikationen ausgestattet sind, sind für sie die Risiken des Arbeitsplatzverlustes in den letzten dreißig Jahren gestiegen. Gleichzeitig hat sich die soziale Mobilität verringert (vgl. OECD 2019d, S. 4). Zunehmend mehr Menschen sind mit der Gefahr eines sozialen Abstiegs konfrontiert (vgl. G. Bosch und Weinkopf 2007, S. 18; Acs 2011; Nachtwey 2017, S. 120 f.).

In den ersten dreißig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, dem sogenannten Goldenen Zeitalter des Kapitalismus (vgl. Marglin 2011), schienen Armut und Arbeitslosigkeit durch kontinuierliches Wirtschaftswachstum bewältigbare Probleme in den westlichen Industriestaaten zu sein (vgl. Wacquant 2006a, S. 21; Kronauer 2010a, S. 14 f.). In den ökonomisch starken Ländern Europas wurden „die beiden mit dem Kapitalismus von jeher verbundenen sozialen Grundübel" zunehmend zu Randphänomenen, die im Sozialstaat außerdem abgefedert werden konnten (Kronauer 2010a, S. 14). Die Vereinigten Staaten vernachlässigten in Anbetracht des anhaltenden Wirtschaftswachstums lange Zeit das Thema der Armut (vgl. Wilson und Aponte 1985, S. 233). Angestoßen durch wissenschaftliche Studien und die Bürgerrechtsbewegung, die auf das weiter verbreitete soziale Elend aufmerksam machten, brachten aber auch die USA Anfang der 1960er-Jahre wohlfahrtstaatliche Programme auf den Weg, die das Problem der Armut lösen sollten (vgl. Woods 2005, S. 195).

Von vollumfänglicher Inklusion aller Gesellschaftsgruppen in den westlichen Industrieländern kann grundsätzlich auch in diesem Zeitraum wirtschaftlicher Prosperität nicht gesprochen werden. Da Frauen häufig nur atypischen Beschäftigungen nachgingen oder sich gänzlich um Haus- und Care-Arbeit kümmern mussten, erhielten sie entsprechend nur geringe an vorherige Einkünfte aus Erwerbsarbeit gebundene wohlfahrtsstaatliche Absicherungsleistungen. Ethnische Minderheiten waren zwar stärker in den Arbeitsmarkt integriert, die Anerkennung von Staatsbürgerrechten wurde ihnen aber oftmals vorenthalten (vgl. Woods 2005, S. xii; Nachtwey 2017, S. 39 f.).

Krisenhafte Entwicklungen ab dem Anfang der 1970er läuteten das Ende der *Goldenen Jahre* ein (vgl. Marglin 2011). Die wirtschaftlichen Wachstumsraten nahmen ab, Arbeitslosigkeit und Armut sowie soziale Ungleichheit breiteten sich hingegen wieder in größerem Maße aus. Seither gelang es auch in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht mehr, dem Ziel der Vollbeschäftigung, niedrigen Armutsraten und einer Angleichung der Einkommensverteilung wie in den *Goldenen Jahren* nahe zu kommen. Vielmehr ließ sich in der Folge eine zunehmende Entkopplung vom Wirtschaftswachstum feststellen (vgl. Therborn 1985, S. 18; Wacquant 2006a, S. 21). Die Erkenntnis setzte sich durch, dass es sich nicht um vorübergehende Krisen handelte, sondern um einen dauerhaften Bruch und somit dem Ende des „immerwährende[n] Traum[s] von Prosperität“ (Lutz 1984).

Die durch weitverbreitetes soziales Elend aufgeworfene *alte soziale Frage* des 19. Jahrhunderts stellt sich seit dem Ende der *Goldenen Jahre* neu (vgl. Kronauer 2010a, S. 73). Denn durch die nie zuvor erreichte Einbindung und Teilhabe fast aller Bevölkerungsgruppen haben sich die Bedingungen von Armut und Arbeitslosigkeit verändert (vgl. ebd., S. 97). Heutige prekäre Lebenslagen unterscheiden sich von der massenhaften „Ungewissheit über den jeweils nächsten Tag“ der Menschen in den letzten Jahrhunderten (Castel 2000, S. 12). Beispielsweise verhinderten nach der globalen Finanzkrise von 2008 umfassendere wohlfahrtsstaatliche Absicherungen deutlich größere soziale Folgeprobleme als bei der Großen Depression nach 1929 (vgl. Obinger 2012, S. 441). Die *soziale Frage* stellt sich heutzutage vorwiegend als „Problem der Teilhabe an (bzw. des Ausschlusses von) den gesellschaftlich realisierten Möglichkeiten des Lebensstandards, der politischen Einflussnahme und der sozialen Anerkennung“ (Kronauer 2010a, S. 13).

Betroffene von Prekarisierung befinden sich in ambivalenten und dynamischen Lebenslagen, in denen es um „Auf- und Abstieg, von Stabilisierung und Destabilisierung, von Sicherheit und Unsicherheit“ geht (Vogel 2006, S. 346). Die Gefahr von Prekarisierung besteht insbesondere bei Erwerbslosigkeit oder dem Bezug eines niedrigen Lohns. Neben der Sicherung des Lebensunterhalts ist Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften von zentralem Stellenwert für die Generierung sozialer Anerkennung (vgl. Beck 2007, S. 37; Kronauer 2010a, S. 150; Hirsch 2016, S. 16). Die herausragende gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit manifestiert sich selbst in Bereichen jenseits von ihr. Die moderne industrielle Gesellschaft ist

> in der Schematik ihres Lebens, in ihren Freuden und Leiden, in ihrem Begriff von Leistung, in ihrer Rechtfertigung von Ungleichheit, in ihrem Sozialrecht, in ihrer Machtbalance, in ihrer Politik und Kultur *durch und durch eine Erwerbsgesellschaft* (Beck 1986, S. 222, Hervorhebung im Original).

Erwerbslosigkeit bedeutet den Verlust von Einkommen, welches durch wohlfahrtsstaatliche Transfers, die zeitlichen Beschränkungen unterliegen, nur teilweise ausgeglichen werden kann. Dadurch wird die materielle Einkommensgrundlage der Betroffenen mindestens kurzfristig beeinträchtigt (vgl. Gangl 2003, S. 1). Wegen der großen, über das Einkommen hinausreichenden gesellschaftlichen Bedeutung von Arbeit, sind mit dem Eintreten von Erwerbslosigkeit auch negative Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein und Wohlbefinden der Betroffenen wahrscheinlich (vgl. Gangl 2003, S. v; Yollu-Tok und Sesselmeier 2012, S. 13). Auch Niedriglohnbezug, in der Regel als ein Einkommen definiert, welches zwei Drittel des Medianeinkommens des jeweiligen Staates nicht übertrifft (vgl. OECD 2018e), kann sich negativ auf die Selbstachtung der Individuen auswirken – vor allem, wenn niedriger Lohnbezug, sei es durch einen eigenen sozialen Aufstieg oder durch intergenerationale soziale Mobilität, dauerhaft nicht überwunden werden kann (vgl. Solow 2007, S. 7 f.).

1.2 Erkenntnisinteresse

Die Lebenslagen von Menschen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug gemacht haben, stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit. Es wird der Frage nachgegangen, wie Betroffene ihren Alltag bewältigen, welche Erlebnisse sie gemacht haben, welche Haltungen, Einstellungen und Werte bei ihnen vorherrschen, wie sie ihre Zukunftsaussichten bewerten. Lebenslagen[1] werden in dieser qualitativen Studie als die individuellen Erfahrungen der von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug Betroffenen in den Dimensionen der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe bzw. Interdependenz und Partizipation nach Martin Kronauer (2010a) begriffen. Denn die ökonomischen, sozialen, politisch-institutionellen und kulturellen Dimensionen gelten als entscheidend für soziale Inklusion.

In der ökonomischen Dimension liegt der Fokus zum einen auf die Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung. Erwerbsarbeit gilt als zentral für die Inklusion in moderne Industriegesellschaften (vgl. Bonß 2001, S. 331; Geisen 2011, S. 20). Denn Arbeit nimmt eine herausragende Stellung bei der Vermittlung sozialer Wertschätzung ein (vgl. Kronauer 2010a, S. 150 f.). Zum anderen hängen Einkünfte, um den Lebensunterhalt zu bestreiten, in der Regel von einer Erwerbstätigkeit ab (vgl. ebd., S. 150). Teilhabe kann nur gewährleistet werden, wenn ein gesellschaftlich angemessener Lebensstandard nicht unterschritten wird (vgl. Townsend

[1] Der Begriff Lebenslage bezieht sich dabei trotz vieler Überschneidungen zu den darin behandelten Aspekten wie Erwerbsstatus, soziale Netzwerke oder materiellem Lebensstandard (vgl. Engels 2006) nicht explizit auf den in der Armutsforschung bekannten Lebenslagenansatz.

1979, S. 31). Bei der Einbindung in soziale Netzwerke stehen soziale Nahbeziehungen einer Person im Vordergrund, die Unterstützung in Form alltagspraktischer und materieller, emotionaler sowie informationale Hilfen bereitstellen können (vgl. Klauer 2009, S. 80). Bei politisch-institutioneller Teilhabe ist das Augenmerk auf die Reichweite und Qualität, aber auch die Vorenthaltung von Rechten gerichtet. Kulturelle Partizipation umfasst die gebündelten Erfahrungen aus den genannten Dimensionen und die daraus abgeleiteten Möglichkeiten, gesellschaftlich anerkannte Lebensziele zu verwirklichen (vgl. Kronauer 2010a, S. 147).

Das Zusammenwirken von Einbindung und Teilhabe in diesen Dimensionen vermittelt schließlich gesellschaftliche Inklusion. Bei Inklusion geht es um „die Bedingungen einer ›guten‹ Gesellschaft“ (Imbusch und Rucht 2005, S. 16, Hervorhebung im Original). Bemessen wird *das Gute* in modernen Gesellschaften an

> kollektiv ausgehandelte[n] Prinzipien und Verfahren, die teils in Verfassungen niedergelegt sind, sich teils aber auch in rechtlich nicht konkretisierten Anerkennungsverhältnissen von sozialen Institutionen und Gruppen spiegeln (ebd.).

Probleme können jedoch bei der Operationalisierung der Lebenslagendimensionen entstehen. Durch die Berücksichtigung von Mehrdimensionalität, Relationalität und Prozesshaftigkeit sind die sich vornehmlich an den tatsächlichen Lebensumständen Betroffener orientierende Konzepte hochgradig differenziert. Das erschwert aber die Messbarkeit im Vergleich zu einfachen Indikatoren wie denen der Einkommensverteilung in erheblicher Weise (vgl. Böhnke 2006; Butterwegge 2020, S. 20). Becker und Gulyas kritisieren denn auch (2012, S. 84), dass das Thema Anerkennung (vgl. Kap. 5, 7) aufgrund von Schwierigkeiten bei der Operationalisierung im Zusammenhang mit sozialer Ausgrenzung oder Armutsgefährdung nur selten aufgegriffen wird. Heinemann (1982) weist auf die rudimentäre Beschäftigung mit dem Thema Zeit (vgl. Kap. 5) in Hinblick auf Erwerbslosigkeit hin. Ähnlich ist die Kritik bei Andreß (1999, S. 17) gelagert, der in ökonomischen Forschungsprojekten die Einbeziehung von Indikatoren wie Freizeit, soziale Beziehungen oder Gesundheit vermisst (vgl. Kap. 5, 7, 8), ohne die kein angemessenes Bild über das Wohlbefinden einer Person erstellt werden kann.

Um diese operationalen Schwierigkeiten zu minimieren, ist die Untersuchung qualitativ angelegt. Damit ist der Anspruch einer Perspektivübernahme verbunden, wodurch Erfahrungswelten aus Sicht der AkteurInnen beschrieben werden können (vgl. Flick, von Kardorff und Steinke 2017, S. 14). Im Gegensatz zu hypothesenprüfenden quantitativen Verfahren zielt diese qualitative Studie darauf ab, dass die Betroffene von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug in narrativ-fundierten Interviews die für sie relevanten Aspekte ihrer Lebenslagen selbst darlegen.

Die untersuchten Dimensionen der gesellschaftlichen Interdependenz und Partizipation nach Martin Kronauer (2010a) stellen hierbei eine Heuristik dar, um die Auswirkungen von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug vor dem Hintergrund zunehmender gesellschaftlicher Prekarisierung auf die Inklusion der TeilnehmerInnen zu erfassen. Anknüpfend an Herbert Blumers (1954) „sensitizing concept" handelt es sich um einen vagen Rahmen, der prinzipiell für alle Menschen in den westlichen Industriegesellschaften gilt, aber noch keine Aussagen über konkrete Erfahrungen, Verhaltensweisen oder Einstellungen erlaubt. Ziel der Arbeit ist demnach, das Konzept der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe in Auseinandersetzung mit dem empirischen Gegenstand zu präzisieren und in „definitive Konzepte" umzuwandeln (vgl. Kelle und Kluge 2010 , S. 30).

1.3 Überblick über bedeutende qualitative Studien

Die Beschäftigung mit sozialer Ungleichheit nimmt in der Soziologie einen zentralen Stellenwert ein (vgl. Harris 2006, S. 223 f.; Burzan und Schad 2018, S. 14). In jüngster Zeit ist dabei der Trend zu beobachten, dass zunehmend qualitative Zugänge gewählt werden, um zu einem tieferen Verständnis sozialer Zusammenhänge aus Sicht der AkteurInnen zu gelangen: „Qualitative, interpretive approaches to studying social life have proliferated." (Harris 2006, S. 224). Insbesondere bei der Erforschung von Prekarisierungserfahrungen werden qualitative Methoden eingesetzt, weil lediglich eindimensionale Merkmale wie das Einkommen oder der Beschäftigungsstand den weit darüber hinaus gehenden Erfahrungen und Sichtweisen der Betroffenen nicht gerecht werden (vgl. Schad 2018).

Bethmann und Niermann (2015) weisen auf die in den USA und Deutschland unterschiedlichen Herangehensweisen qualitativer Forschung hin, deren Ursachen in den jeweiligen empirischen Sozialforschungstraditionen begründet liegen. In den Vereinigten Staaten überwiegen Forschungsarbeiten, die ethnografisch ausgerichtet sind und als integraler Bestandteil der Generierung von Erkenntnis, größere Nähe zum Untersuchungsgegenstand aufweisen. Die Autorinnen nennen dieses Vorgehen „engaging" [2]. Erhebung und Auswertung sind hierbei als Arbeitsschritte weniger strikt getrennt als in den meisten deutschsprachigen Studien. In der deutschen qualitativen Forschungspraxis überwiegen textzentrierte und sequenzanalytische Methoden. Diese Herangehensweise des „observing" ist durch eine

[2] Eines der prominentesten Beispiele hierfür ist Loïc Wacquants (2003) Studie über einen benachteiligten Stadtteil Chicagos, in dem sich der Autor selbst zum Boxer hat ausbilden lassen und schließlich sogar in Erwägung zog, seine akademische Karriere zugunsten einer Laufbahn als Boxer aufzugeben.

Aufrechterhaltung der Distanz zum Untersuchungsgegenstand – nicht zuletzt in Form streng reglementierter Auswertungsschritte – gekennzeichnet.

Insgesamt zeigt sich ein äußerst heterogenes Feld qualitativer Studien aus den USA und Deutschland, die sich mit prekären Lebensverhältnissen beschäftigen. Aufgrund der großen Zahl von Veröffentlichungen kann nur ein überblicksartiger Ausschnitt erfolgen[3], bei dem das Hauptaugenmerk auf dem mit zunehmender Prekarisierung einhergehenden sozialen Wandel seit Mitte der 1970er-Jahre gerichtet ist.

Zu den Klassikern der empirischen Sozialforschung auch außerhalb der Vereinigten Staaten zählen die Arbeiten der *Chicago School of Sociology*. Eine Hinwendung zur Beobachtung und eine vorurteilslose Herangehensweise im Gegensatz zu lediglich theoretischer Reflexion mit moralischen Vorannahmen über den Untersuchungsgegenstand sind die Prämissen der zwischen den beiden Weltkriegen entstandenen Studien, deren Forschungszentrum die Universität und Stadt Chicago war (vgl. Lindner 2004, S. 117). Bis heute gelten die dort entstandenen Arbeiten als „bedeutendste Strömung der Stadtsoziologie“ (ebd., S. 113). Mit ethnografischen Mitteln untersuchten die ForscherInnen die sich durch Industrialisierung und Migration gewandelten Lebenswirklichkeiten von verschiedensten benachteiligten Bevölkerungsgruppen in Chicago (vgl. u. a. N. Anderson 1923; Zorbaugh 1976; Shaw 1966).[4]

Ausgehend von der Annahme einer in Folge der grundlegenden Veränderungen der Arbeitswelt segregierten „New Urban Underclass“ (Wilson 1987)[5] entstanden Anfang der 1980er-Jahre eine Reihe qualitativer Untersuchungen zum Thema: Elijah Anderson (1992) untersucht in seiner Studie zwei aneinandergrenzende Stadtviertel mit unterschiedlicher Bevölkerungszusammensetzung, einem Viertel mit überwiegend benachteiligten schwarzen BewohnerInnen und einem Stadtviertel mit überwiegend weißen Mittelschichtsangehörigen. Eine Problematik in sozioökonomisch benachteiligten Vierteln stellt der von William Julius Wilson (1987) aufgezeigte Einflussverlust durch den Wegzug von „role models“ dar, die gesellschaftlich akzeptierte Mittel für soziale Aufstiegsbestrebungen aufzeigen. An die Stelle der „role models“ ist aufgrund unzureichender Jobaussichten und Anerkennungsmöglichkeiten zunehmend der informelle, nicht selten auch kriminelle Sektor, getreten. Weitere bekannte

[3] Eine systematische Zusammenstellung qualitativer Studien mit Armutsbezug von 1995 bis 2005 bieten Newman und Massengill (2006). Burzan und Schad (2018) richten in ihrem Überblick von 2012 bis 2017 den Fokus auf qualitative Untersuchungen im Kontext vertikaler Ungleichheiten.

[4] Die Studien wurden im Übrigen früh in Deutschland an der Universität zu Köln rezipiert, die an die Forschungsleitbilder der Chicagoer School orientierte Forschungsexkursionen organisierte (vgl. Lindner 2004, S. 136-139).

[5] Wilsons Interpretation zur Entstehung einer *Underclass* orientiert sich an Mydral (1963), der strukturelle Veränderungen der Arbeitswelt und nicht abweichendes Verhalten der Betroffenen als ursächlich begreift (vgl. auch Kap. 2.1).

Studien zum Themenkomplex der wegen versperrter Aufstiegschancen blühenden Untergrundökonomie führten unter anderem Loïc Wacquant (2008) und Philippe Bourgouis (2003) durch. Roberto M. Fernandez und David Harris (1992) vergleichen in ihrer Arbeit die Gefahr sozialer Isolation für Working Poor, Nicht-Arme und erwerbslose Arme und kommen zu dem Schluss, dass letztere Gruppe einem überproportional großen Risiko sozialer Isolation ausgesetzt ist.

Nach dem umfassenden Umbau des Wohlfahrtsstaates in den Vereinigten Staaten beschäftigten sich zahlreiche AutorInnen mit den Auswirkungen von der in den Reformen von 1996 durchgesetzten strengen Kopplung von Leistungen an die Bereitschaft einer Arbeitsaufnahme und den Einschränkungen der Anspruchsdauer auf die Betroffenen (vgl. Newman und Massengill , S. 423). Katherine S. Newman (1999, 2006) befasst sich in zwei Studien mit Menschen, die ihren Lebensunterhalt im Niedriglohnsektor in Harlem, New York, bestreiten. Trotz gravierender Einschränkungen wie fehlendem Krankenversicherungsschutz oder unzureichender Möglichkeiten zur Kinderbetreuung, stellt die Autorin fest, dass ungeachtet dieser Widrigkeiten eine Arbeitsstelle als strukturgebendes Element für die Betroffenen eine zentrale Bedeutung hat. In der nachfolgenden Studie zeigt Newman, dass für die ProbandInnen zumindest in wirtschaftlich prosperierenden Zeiten teilweise soziale Aufstiege möglich sind. „Flat Broke with Children“ geht vor dem Hintergrund des vermeintlichen Erfolgs einer gesenkten Zahl von SozialhilfeempfängerInnen durch die Wohlfahrtsstaatsreformen auf die Situation von Alleinerziehenden ein, die Kindererziehung und die Ausübung gering bezahlter Tätigkeiten unter schwierigsten Bedingungen gleichzeitig bewältigen müssen (Hays 2003).

In der Studie jüngeren Datums „$ 2.00 a Day. Living on Almost Nothing in America“ gehen Kathryn J. Edin und H. Luke Shaefer (2015) der Frage nach, wie eine zunehmende Anzahl von Menschen, die nach den Sozialstaatsreformen das Recht auf Sozialhilfe verloren haben oder aus verschiedenen Gründen staatliche Unterstützung nicht in Anspruch nehmen, ein Leben in absoluter Armut organisieren. Morduch und Schneider (2017) sowie Halpern-Meekin et al. (2015) beschäftigen sich mit Bewältigungsstrategien von Familien im Zusammenhang mit gestiegener Einkommensunsicherheit. Weitere Studien behandeln die Ernährungssicherheit von Familien und Einzelpersonen (vgl. Edin, Boyd, et al. 2013) oder von College-Studierenden (vgl. Meza, et al. 2019). Jackson, Hamilton und Darity, Jr (2015) zeigen auf, dass trotz statistischer Kennzahlen, die die Zugehörigkeit zur Mittelschicht nahelegen, untersuchte Lebenslagen von AfroamerikanerInnen und AmerikanerInnen mit karibischen Vorfahren in Boston von Unsicherheiten geprägt sind, weil Faktoren wie zu hohe Lebenshaltungskosten,

niedrige Bildungsqualifikation, Angst vor Überschuldung oder Diskriminierung weiterhin zu finanzieller Instabilität führen.

Nicht nur im deutschsprachigen Raum gilt die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von 1933 (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975) als Meilenstein der empirischen Sozialforschung. Die ForscherInnen untersuchten mittels quantitativer und qualitativer Methoden die sozio-psychologischen Folgen von Erwerbslosigkeit für die EinwohnerInnen eines österreichischen Dorfes. Durch die Schließung der örtlichen Fabrik wurden fast alle BewohnerInnen gewissermaßen über Nacht erwerbslos. Die herausgearbeiteten vier Haltungstypen „ungebrochen“, „resigniert“, „verzweifelt“ und „völlig apathisch“ zeigen, dass die Folgen von Arbeitslosigkeit weit über materielle Einschränkungen hinausgehen.

Vor dem Hintergrund des sozialen Wandels seit Mitte der 1970er-Jahre und der darauffolgenden Debatte um „Die neue Armut“ entstand eine für Deutschland wegweisende Untersuchung über erwerbslose SozialhilfempfängerInnen in Braunschweig (vgl. Lompe 1987). Die Studie untersucht mithilfe qualitativer Methoden die Lebenslagen der Betroffenen im Kontext der strukturellen Bedingungen in der Region und bezieht dabei auch subjektive Bewertungen der AkteurInnen ein. Kronauer, Vogel und Gerlach (1993) greifen den Befund auf, dass die Gefahr von Prekarisierung kein Randphänomen mehr ist und zunehmend mehr Menschen betrifft. Die Autoren weisen dabei auf die gesamtgesellschaftliche Relevanz sozialer Ungleichheitsverhältnisse der neu entstandenen und sich verfestigten Gruppe der Langzeitarbeitslosen hin.

Carsten Kellers (2005) Analyse handelt vom Leben in Plattenbausiedlungen in der ehemaligen DDR, in denen sich nach dem Umbruch der Wendejahre 1989 und 1990 eine soziale Entmischung vollzog, wodurch sie sich die Orte oftmals zu *sozialen Brennpunkten* entwickelten. Klenner, Menke und Pfahl (2011) führten die Studie „Flexible Familienernährerinnen“ ebenfalls in Ostdeutschland durch, wobei der Fokus von den Autorinnen auf Geschlechterverhältnisse gelegt wird. Die Forscherinnen untersuchen die Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen, die außerhalb des Normalarbeitsverhältnisses arbeiten (vgl. auch eine Studie aus der Schweiz: Amacker 2011). Das Hauptaugenmerk auf die Situation von MigrantInnen richten die Studien von Brinkmann et al. (2006) im Zusammenhang mit prekärer Beschäftigung, von Hollstein, Huber und Schweppe (2010) mit Blick auf Armut und Annika Jungmann (2018) im Kontext von Flucht und Asyl.

Im Zentrum des Interesses steht in weiteren Analysen zu Prekarisierung die Bildung und Verfestigung von neuen sozialen Milieus (vgl. Pelizzari 2009), die Wirksamkeit neoliberaler Leitbilder wie dem sogenannten unternehmerischen Selbst (vgl. Magnin 2010) oder

Unsicherheit von selbstständigen AkademikerInnen (vgl. Manske 2007). Philipp Ramos Lobato (2017) befasst sich mit öffentlich geförderter Beschäftigung für Langzeitarbeitslose. Mittels biografisch narrativer Interviews fragt Lobato nach der Bedeutung von Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung. Der Autor zeigt die Relevanz von Beschäftigungsmaßnamen auf, benennt aber auch deren Grenzen für gesellschaftliche Inklusion.

In Hinblick auf die raren qualitativen Vergleichsstudien zwischen zwei Gesellschaften vor dem Hintergrund von Prekarisierung ist die länderübergreifende Untersuchung von Dan Zuberi (2006) zu nennen, der migrantische Working Poor im Hotelgewerbe in Kanada und den Vereinigten Staaten ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellt. Der Forscher konzentriert sich auf den Einfluss unterschiedlich ausgerichteter Wohlfahrtsstaatspolitik und kommt zu dem Ergebnis, dass umfangreichere öffentliche Unterstützungsleistungen in Kanada für eine erhöhte Lebensqualität der ArbeiterInnen sorgen.

1.4 Aufbau der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in einen theoretischen Teil, der sich mit Ansätzen zu Prekarisierung, den sozioökonomischen strukturellen Bedingungen in den Gesellschaften der USA und Deutschlands sowie methodischen Aspekten auseinandersetzt, und einen praktischen Teil der Auswertung, bei dem die Vorstellung und Einordnung des empirischen Materials im Mittelpunkt steht.

In Kapitel 2 wird sich zu Beginn den theoretischen Grundlagen von Prekarisierung und dem diesen Ansatz vorausgegangenen Konzept der Exklusion gewidmet. Da die Konzepte der Prekarisierung und Exklusion insbesondere gesamtgesellschaftliche soziale Ungleichheitsverhältnisse in den Blick nehmen, erfolgt eine Abgrenzung gegenüber dem angelsächsischen Ansatz der *Underclass*. Denn dieser Theorieansatz blendet die vom gesellschaftlichen Zentrum ausgehenden ausgrenzenden Wirkungen weitestgehend aus und lenkt den Fokus lediglich auf eine Gruppe mit von der Mehrheitsgesellschaft angeblich abweichenden Werten.

Im zweiten Abschnitt des Kapitels werden die für das heutige Verständnis von Prekarisierung und Exklusion entscheidenden sozioökonomischen Entwicklungen seit etwa dem Zweiten Weltkrieg nachgezeichnet. Trotz unterschiedlicher Geschichte, struktureller Bedingungen und wirtschaftlicher Ausrichtungen, profitierten fast alle Bevölkerungsgruppen in den USA und Deutschlands von der etwa drei Jahrzehnte anhaltenden wirtschaftlichen Prosperität. Ab Mitte der 1970er-Jahre eint beide Gesellschaften krisenhafte ökonomische

Entwicklungen, die schließlich zu einem Umbruch führten und deren Folgen höhere Arbeitslosen- und Armutsraten sowie wieder zunehmende soziale Ungleichheit sind. Im letzten Abschnitt des Kapitels werden die Ursachen hierfür bestimmt und die sich wechselseitig beeinflussenden Effekte von Deindustrialisierung, Globalisierung, Neoliberalismus und Wohlfahrtstaatsumbau diskutiert. Obgleich diese Faktoren die sozioökonomischen Entwicklungen der Vereinigten Staaten und Deutschland im unterschiedlichen Maße beeinflusst haben, zählen sie jedoch in allen westlichen Industriestaaten zu den entscheidenden Größen für das Ende der langen Prosperitätsphase der Nachkriegszeit.

Kapitel 3 bietet einen Überblick der in dieser Arbeit angewandten Methoden. Ausgehend von der komparativen Ausrichtung wird zunächst die Bedeutung des Vergleichs in der Soziologie herausgestellt (Kap. 3.1). Anschließend werden Vorteile und Alleinstellungsmerkmale qualitativer Forschung ausgeführt, die erklären, wieso der Zugang zur formulierten Frage- bzw. Problemstellung darüber erfolgt (Kap. 3.2). In Kapitel 3.3 werden die Eigenschaften des „sensitizing concept“ nach Blumer (1954) dargelegt, das in Form der Dimensionen gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe (vgl. Kronauer 2010a) eingesetzt wird. Diese Heuristik stellt die Grundlage des Forschungsdesigns der Arbeit sowie Hintergrundfolie des offenen und gleichzeitig problemzentrierten Interviewleitfadens dar. Die Vorstellung des daran ausgerichteten problemzentrierten Interviewverfahren als spezifisches Erhebungsinstrument nach Andreas Witzel (1982; 2000; 2012) erfolgt in Kapitel 3.4. Die Auswahl und Akquise der InterviewteilnehmerInnen wird im nachfolgenden Kapitel (3.5) beschrieben und begründet. Der letzte Abschnitt des Kapitels (3.6) befasst sich mit der überwiegend zur Auswertung der durchgeführten Interviews herangezogenen Typenbildung nach Udo Kelle und Susann Kluge (2010).

Die Relevanz und Grundlagen des hauptsächlich auf Ausführungen von Robert Castel (2000) bzw. Émile Durkheim (1992) und Thomas Marshall (1992) basierenden Konzepts gesellschaftlicher Interdependenz und Partizipation nach Martin Kronauer (2010a) werden in Kapitel 4 erläutert. Der Ansatz dient als theoretisches Raster für die Auswertung des erhobenen empirischen Materials in den Kapiteln 5 bis 9, wo zu Beginn Begriffsbestimmungen der einzelnen Dimensionen der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe sowie deren Bedeutung für soziale Inklusion vorangestellt werden. Sodann folgt die Analyse des zu den jeweiligen Lebenslagen mittels Kategorie- und Typenbildung zugeordneten empirischen Materials. Zuletzt werden die Ergebnisse in die jeweiligen strukturellen und kulturellen Kontexte der untersuchten Gesellschaften gestellt.

Im Modus gesellschaftlicher Einbindung wird sich zunächst mit im Zusammenhang mit gesellschaftlicher Arbeitsteilung stehenden Themen beschäftigt (Kap. 5). Nicht zuletzt die Aufteilung in mehrere Kategorien zeigt, dass diese Dimension von zentraler Bedeutung für die TeilnehmerInnen ist. Die Interviewten beschäftigen sich mit der Positionierung am Arbeitsmarkt, Wertvorstellungen zu Arbeit, Zeitempfinden- und einteilung sowie dem Umgang mit Stigmatisierung. In der zweiten Dimension des Modus gesellschaftlicher Interdependenz wird Einbindung in soziale Beziehungen unter dem Gesichtspunkt von sowohl positiver als auch negativer empfundener Unterstützung betrachtet (Kap. 6).

Gesellschaftliche Teilhabe wird in Kapitel 7 zuerst in Hinblick auf materielle Partizipation untersucht, in dem das Auskommen eine große Rolle spielt, aber auch Aspekte von Anerkennung und Missachtung einen bedeutsamen Teil der Ausführungen einnehmen. Unterstützung steht in der Dimension politisch-institutioneller Partizipation in Kapitel 8 im Vordergrund, wobei InterviewteilnehmerInnen nur zum Teil von befähigender Hilfe sprechen und sich vorwiegend mit einschränkender oder nicht vorhandener Unterstützung offizieller Einrichtungen auseinandersetzen.

Abschließend wird sich in Kapitel 9 in Hinblick auf kulturelle Teilhabe mit den Lebenszielen der Probanden befasst. Die InterviewteilnehmerInnen kommen zu gegensätzlichen Schlüssen hinsichtlich der weiteren Lebensperspektiven in Anbetracht der von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug beeinflussten Lebenslagen. Die Arbeit schließt mit einer Schlussbetrachtung der durch die Interviews und Auswertung erlangten Erkenntnissen und einer kritischen Überprüfung der in der Einleitung formulierten Ziele und Ansprüche der komparativen Untersuchung.

2 Prekarisierung in den westlichen Industriestaaten

2.1 Kontrastfolien gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe

Den Hintergrund des Forschungsvorhabens bildet die in den westlichen Industriestaaten in den letzten Jahrzehnten zunehmende Ausbreitung gesellschaftlicher Unsicherheit (vgl. Imbusch und Rucht 2005; Dörre 2009; Keupp 2010). In besonderem Maße können Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug negative Auswirkungen für die soziale Inklusion der Betroffenen haben (vgl. Kronauer 2010a, S. 258 f.; Dörre 2012). Deshalb wird sich mit den Kontrastfolien zu gesellschaftlicher Interdependenz und Partizipation, den eng verwandten Konzepten der Prekarisierung und der Exklusion[6] auseinandergesetzt, die Erklärungen für schwindende soziale Einbindung und verringerte Teilhabemöglichkeiten bieten.

In einer begrifflichen Gegenüberstellung beider Ansätze definiert Reuter (2008, S. 180-182) Prekarisierung als einen Prozess, bei dem zuvor vergleichsweise sichere Lebenslagen unsicher werden. Betroffene von Prekarisierung sind hauptsächlich in der gesellschaftlichen Mitte zu verorten. Beim Prozess der Exklusion ist das Hauptaugenmerk auf die Ränder der Gesellschaft und besonders benachteiligte Bevölkerungsgruppen gerichtet, wo es zu Intensivierung und Kumulation von Problemlagen kommt. Prekarisierung und Exklusion unterscheiden sich daher graduell und nicht prinzipiell. Die Konzepte haben eine gemeinsame Begriffsgeschichte, beziehen gesamtgesellschaftliche Prozesse in die Analyse ein und können gleichermaßen gegenwärtige Problemlagen erklären.

Exklusion

Der in den 1980er-Jahren entwickelte Begriff der Exklusion ist vor dem Hintergrund zunehmender Arbeitslosigkeit und prekärer Beschäftigungsverhältnisse in den OECD-Staaten seit Mitte der 1970er Jahre zu verstehen (vgl. Häußermann, Kronauer und Siebel 2004; Castel

[6] Die systemtheoretische Variante von Exklusion nach Niklas Luhmann (1997, S. 618-634) wird aufgrund einer anderen Begriffsgeschichte hier nicht weiterverfolgt, weil die „historisch und gesellschaftlich konkreten Inhalte“ ausgeblendet werden – die gerade in dieser Arbeit von besonderer Bedeutung sind – und Exklusion als „primär logisches Problem“ begriffen wird (Kronauer 2010a, S. 133). Außerdem lenkt Luhmann (1997, S. 621, 631) den Blick vor allem auf Regionen, in denen die funktionale Differenzierung weniger weit als in westlichen Industriegesellschaften vorangeschritten ist (vgl. Nassehi 2006, 50 f.).

2009, Kronauer 2010a). Ein einheitliches Theoriegebäude zu sozialer Exklusion existiert jedoch nicht.[7]

Die Ursprünge des Konzepts der Exklusion lassen sich nach Frankreich zurückverfolgen, wo der Begriff durch Rene Lenoirs Werk "Les excludes, un Francias sur dix" Anfang der 1970er-Jahre größere Aufmerksamkeit erreichte (C. Martin 1996, S. 383; Kronauer 2010a, S. 41 f.). Die Bedeutung des Terminus unterschied sich allerdings noch von der seines späteren Gebrauchs, wie Claude Martin (1996, S. 383) erläutert: Lenoir beschreibt Lebenssituationen Ausgegrenzter in der französischen Gesellschaft und konzentriert sich auf Themenbereiche wie soziale Ungleichheit, Armut, Marginalisierung und abweichendes Verhalten. Der Fokus ist primär auf soziale Zustände, die noch nicht als eine gesellschaftliche Krise interpretiert wurden, und weniger auf Prozesse gerichtet, die den Zusammenhalt der Gesellschaft an sich gefährden konnten. Dies kann durch die weiterhin stabile wirtschaftliche Lage erklärt werden, in der die meisten Menschen am ökonomischen Boom der Nachkriegsjahre teilhaben konnten und geringe Arbeitslosigkeit zu verzeichnen war. Armut wurde als ein Relikt aus anderen Zeiten gesehen, die sich lediglich in Form individueller Schicksale und nicht als ein Symptom einer neuen Ära offenbarte. Lenoir problematisiert jedoch schon, dass nicht nur marginalisierte Gruppen von sozialer Ausgrenzung betroffen sind, sondern grundsätzlich fast alle sozialen Milieus exklusionsgefährdet sein können (vgl. Kronauer 2010a, S. 42).

Die eigentliche, der heutigen Diskussion sehr ähnlichen Exklusionsdebatte, begann mit der Entwicklung des Konzeptes der *New Poverty* (vgl. C. Martin 1996, S. 383 f.). 1989 fand der Ansatz, ersetzt durch den Terminus „Social Exclusion" Eingang in eine Resolution der Europäischen Kommission, die vom Kampf gegen Armut und Erwerbslosigkeit handelt. In der Resolution wird konstatiert, dass der Armutsbegriff die jüngsten Entwicklungen nicht mehr angemessen erklären könne (Commission of the European Communities 1992). Diese Entwicklungen waren laut C. Martin (1996, S. 382-384) von sich verschärfenden wirtschaftlichen Krisen und einer kontinuierlichen Steigerung der Arbeitslosenraten, an denen selbst konjunkturelle Aufschwünge nichts änderten, geprägt. Von bloß residualer Armut konnte nun keine Rede mehr sein. Denn Menschen, die arbeiten konnten und wollten, fanden zunehmend keine Anstellung mehr oder wurden aufgrund von wirtschaftlichen Krisen arbeitslos. In der öffentlichen Debatte wurde schließlich anerkannt, dass das Problem der sozialen Exklusion nicht einfach an ineffektiven sozialen Programmen oder arbeitsmarktfernen

[7] Vgl. Reuter (2008) und Wehrheim (2008) für einen Überblick zur Kritik verschiedener Begrifflichkeiten in der Exklusionsdebatte.

Einstellungen der Betroffenen lag, sondern ein der Wirtschaftsordnung inhärenter Prozess im gesellschaftlichen Zentrum ist.

Durch Berücksichtigung von materiellen, sozialen, politisch-institutionellen und kulturellen Teilbereichen hebt das Konzept der Exklusion die Mehrdimensionalität von gesellschaftlichem Ausschluss hervor. Denn Ursachen, Auswirkungen und Folgen von Ausgrenzung lassen sich nicht mit ausschließlich an finanziellen Aspekten orientierten Armutskonzepten fassen (vgl. Andreß 1999, S. 17; Sen 2000, S. 25; Bude 2008, S. 36 f.; Böhnke und Delhey 2013, S. 522; Marchart 2013, S. 10).

Zudem handelt es sich um einen relationalen Ansatz. Denn Armut und Arbeitslosigkeit werden „als abgestufte soziale Verhältnisse von Teilhabe bzw. Ausschluss bestimmt“ (Kronauer 2010a, S. 19). Als Orientierungspunkte dienen weitestgehend geteilte Lebensstandards, die sich in modernen Gesellschaften durch „Austausch- und Kommunikationsbeziehungen im Rahmen nationaler Ökonomien und Massenmedien“ ausgebildet haben (Groh-Samberg 2009, S. 59 f.). Soziale Ausgrenzung liegt demnach vor, wenn die soziokulturellen Existenzbedingungen einer Person unter dem gesellschaftlich anerkannten Minimum liegen, bei dem eine als gewöhnlich betrachtete durchschnittliche Lebensweise realisiert werden kann (vgl. Townsend 1979, S. 31).

Der Begriff wendet sich explizit gegen die bloße Beschreibung eines sozialen Zustandes oder einer Gruppe. Das Prozesshafte steht bei der Beschäftigung mit Exklusion im Mittelpunkt (vgl. C. Martin 1996, S. 384). Zum einen werden Prozesse einbezogen, die vom Zentrum einer Gesellschaft ausstrahlen, zum anderen Erfahrungen und Folgen auf individueller Ebene, die Ausgrenzung wechselseitig verstärken: „Exklusion bezeichnet somit Zustand und Prozess, Wirkkraft und Wirkung zugleich.“ (Kronauer 2010a, S. 19). Deshalb sind zeitliche Dynamiken zu berücksichtigen, denn in den seltensten Fällen bedeutet Exklusion für die Betroffenen ein Dauerzustand. Episoden von Arbeitslosigkeit können sich mit prekärer, aber auch gesicherter Beschäftigung abwechseln (vgl. Kraemer 2008, S. 112, 115; Kronauer 2010a, S. 201)

Die genannten einzelnen Eigenschaften von Exklusion wurden bereits vor der Etablierung als eigenständiger Ansatz in verschiedenen Studien und Theorieansätzen diskutiert. Trotzdem rechtfertigt gerade die Kombination dieser Aspekte, die weit über den herkömmlichen Armutsbegriff hinausgehen, den Einzug des Begriffs in die wissenschaftliche Diskussion (vgl. Room 1999, S. 171 f.).

Bei Exklusion handelt es sich außerdem nicht um eine Wiederkehr der aufgrund von Massenelend aufgeworfenen sozialen Frage aus dem 19. Jahrhundert, sondern laut Robert Castel (2000) um die „Metamorphosen der sozialen Frage“. Heutige Formen von Armut und

Ausgrenzung sind vor dem Hintergrund einer nie zuvor gekannten institutionellen Einbindung der arbeitenden Bevölkerung zu sehen. Vielmehr stehen demnach Teilhabe an gesellschaftlich realisierten Möglichkeiten des Lebensstandards, der politischen Einflussnahme und der sozialen Anerkennung im Zentrum des Exklusionsproblems.

Da durch Markt und Staat heutzutage mehr wechselseitige Verbindungen als je zuvor zwischen den Menschen bestehen, ist Ausgrenzung paradoxerweise überhaupt möglich (vgl. Kronauer 2010a, S. 202). Denn diese Verbindungen stellen heutzutage zusammen mit sozialen Nahbeziehungen die einzigen Möglichkeiten der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe dar. Deswegen besteht aber gleichzeitig eine Abhängigkeit von Markt, Staat und sozialen Nahbeziehungen, wodurch soziale Exklusion teilweise erst vorangetrieben wird. Kronauer erläutert (vgl. ebd., S. 195), dass es paradoxe Konstellationen geben kann, in denen die Akteure der Ausgrenzung diese zugleich abmildern. So wird Exklusion für Betroffene in zunehmender Weise nicht überwunden, sondern höchstens aushaltbar gemacht, verfestigt oder sogar intensiviert: Der Staat gewährt nur noch niedrige Leistungen, deren Inanspruchnahme durch eine häufig undurchsichtige Bürokratie erschwert wird. Betroffene können bei gescheiterten Versuchen der Überwindung aus der Abhängigkeit von sozialstaatlichen Leistungen resignieren. Das soziale Umfeld bietet oft nur begrenzte Unterstützung, da zum einen die Kernfamilien kleiner geworden sind und zum anderen die Subsistenzwirtschaft größtenteils verdrängt wurde. Perspektivlosigkeit auf dem Arbeitsmarkt kann schließlich zu einem Abgleiten in die informelle Ökonomie führen, von der – nicht zuletzt mit Blick auf die Vereinigten Staaten – eine potenziell gesellschaftlich zersetzende Wirkung ausgeht (vgl. Wacquant 2006b, S. 71 f.).

Daher darf laut Martin Kronauer (2010a, S. 141-144) das gesellschaftliche Zentrum bei der Analyse von Exklusion nicht ausgeblendet werden. Es ist immer von einem gleichzeitigen Verhältnis von Ein- und Ausschluss auszugehen. Kronauer bezieht sich dabei auf Georg Simmels (2013, S. 381 f.) schon 1908 in dessen Aufsatz „Der Arme“ beschriebene „ganz elementare soziologische Tatsache“ eines „Verhältnis des simultanen Drinnen und Draußen“. Als Empfänger von Fürsorge ist „Der Arme“ in soziale Kreise eingebunden und steht diesen doch auch gegenüber, da er zwar im Extremfall aus Kreisen der Wirtschaft und sozialen Nahbeziehungen ausgeschlossen sein kann, aber durch gewährte Leistungen zumindest noch in einem gesellschaftlichen Abhängigkeitsverhältnis zum Staat steht (vgl. ebd., S. 368-371). Heutzutage ist die Gleichzeitigkeit von Ein- und Ausschluss für von sozialer Ausgrenzung Betroffene in den westlichen Industriestaaten durch für fast alle Bevölkerungsgruppen geltende und ausgeweitete Staatsbürgerrechte in noch viel größerem Maße der Fall.

Die einseitige Konzentration auf von Exklusion betroffene Menschen bei gleichzeitiger Ausblendung der sie ausgrenzenden Institutionen suggeriert anderenfalls ein mögliches Herausfallen aus der Gesellschaft, womit von der Ursächlichkeit des Problems abgelenkt wird. Wenn es dann *nur* um eine Wiedereingliederung jener Betroffenen geht, werden Fragen sozialer Ungleichheit ausgeblendet (vgl. Levitas 2005, S. 7, Kronauer 2010a, S. 201). Soziale Ungleichheit, die sich als ein ungleich verteilter Zugang zu als wertvoll erachteten Gütern wie Einkommen, Bildung, Arbeit, sozialen Kontakten und dem Gesundheitssystem manifestiert (vgl. Hradil 2005, S. 15; Doob 2019, S. 4), hat demnach genauso im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen.

Wie die Beschäftigung mit Exklusion selbst zur „ideologischen Waffe der Ausgrenzung" (Kronauer 2010a, S. 223) werden kann, zeigt das angelsächsische Konzept der *Underclass* auf, welches das Hauptaugenmerk auf die Betroffenen sozialer Ausgrenzung richtet.[8] Den Begriff der *Underclass* führte ursprünglich Gunnar Myrdal (1963) mit Blick auf die USA in die Diskussion ein. Zur „Unterklasse" zählt der Autor langanhaltende Arbeitslose und Unterbeschäftigte, die am Arbeitsmarkt abgehängt sind und kaum Chancen auf einen sozialen Aufstieg haben. Den Hauptgrund für das Entstehen dieser Gruppe macht Myrdal in der Diskrepanz zwischen Qualifikationsangebot und -nachfrage aus. Ein „vicious circle" ausgehend von Arbeitslosigkeit und Einkommensverlust führe dazu, dass Betroffene Einstellungen und Verhaltensweisen annähmen, die negativen Einfluss auf die Ausbildung und letztlich Integration in den Arbeitsmarkt ihrer Kinder hätten (Myrdal 1963, S. 46).

Überwiegend konservative Autoren machen seit den 1970er- und 1980er-Jahren weniger die strukturellen Veränderungen der Arbeitswelt, sondern die Betroffenen und deren angeblichen arbeitsmarktfernen Einstellungen und Verhaltensweisen als ursächlich für das Entstehen einer *Underclass* verantwortlich (vgl. Auletta 1983; Murray 1984; L. M. Mead 1986). Das Argument Myrdals wird damit „gewissermaßen auf den Kopf" gestellt (Kronauer 2010a, S. 56): So bewertet Charles Murray (1984) sozialpolitische Maßnahmen als kontraproduktiv, da es bequemer sei, staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, als sich um die Arbeitsplatzsuche zu kümmern. Strukturelle – neben unter anderem rassistischen – Faktoren seien zu einfache Erklärungen für zunehmende Armut in den Vereinigten Staaten. Im Gegensatz zum gesteckten Ziel Armut zu reduzieren, produziere der Wohlfahrtsstaat vielmehr Abhängigkeitsverhältnisse, in denen Menschen von der Gesellschaft abweichende Werte und Lebenszielvorstellungen entwickelten.

[8] Eine vergleichbare Debatte um eine sogenannte *Neue Unterschicht* ist mittlerweile auch in Deutschland seit den Hartz-IV-Reformen zu beobachten (vgl. Chassé 2010).

Prekarisierung

Den Einzug in den wissenschaftlichen Diskurs hielt der ebenfalls zuerst in Frankreich entwickelte Ansatz der *Prekarität* Ende der 1980er-Jahre, der anfangs noch stärker mit der Armutsforschung in Verbindung stand (vgl. Candeias 2008b, S. 125). Robert Castel brachte die Diskussion in den 1990er-Jahren mit bahnbrechenden Konzepten voran, deren Aufmerksamkeit dem Erwerbsarbeitssystem gewidmet ist.

Prekarität wird seither mit den umfassenden Umbrüchen der Arbeitsgesellschaft assoziiert (vgl. Kraemer 2008, S. 105). Nach Castel (2000) vermitteln objektivierte Beziehungen im Rahmen von Erwerbsarbeit und persönliche (Nah-) Beziehungen in sozialen Netzwerken Integration. Den Grad der Integration definiert er durch drei Stadien: die Zone der Integration, der Verwundbarkeit und der Entkopplung. Während in der Zone der Integration abgesicherte Normalarbeitsverhältnisse vorherrschen, ist die Zone der Entkopplung von Ausgrenzung aus dem Erwerbssystem und sozialer Isolation gekennzeichnet. Prekarität verortet Castel in der Zone der Verwundbarkeit, einer Zwischenzone, die durch instabile Arbeitsverhältnisse und brüchige soziale Nahbeziehungen charakterisiert ist.

Die mit Prekarität verknüpften Problemlagen sind keine Randphänomene mehr, sondern können prinzipiell jeden treffen (vgl. Bourdieu 1998, S. 96). Vor allem die Mittelschicht befindet sich zunehmend in einer Bedrohungslage eines sozialen Abstiegs (vgl. Castel 2000, S. 357), denn Sorge herrscht insbesondere dort vor, wo Wohlstand oder Privilegien verloren werden können (vgl. Vogel 2007, S. 71).

Unterschieden wird diesbezüglich zwischen dem tatsächlichen Erleben eines Unterschreitens gesellschaftlich anerkannter Normalitätsstandards und der subjektiven Angst vor einem sozialen Abstieg. Ersteres rechtfertigt die Verortung in der Zone der Verwundbarkeit oder der Entkoppelung. Letzteres zeigt die subjektiven Folgen zunehmender gesellschaftlicher Unsicherheit, die auch in vergleichsweise gesicherte Arbeitsverhältnisse vordringt (vgl. Kronauer 2010a, S. 229; Marchart 2013, S. 7).

Während die Bezeichnung Prekariat ähnlich wie die *Neue Unterschicht* oder *Underclass* die Aufmerksamkeit auf eine vermeintlich homogene Gruppe Betroffener lenken kann (vgl. Marchart 2013, S. 15), betont Prekarisierung wie das Konzept der Exklusion das Prozesshafte und bezieht sich auf die gesamte Gesellschaft. Prekarität suggeriert zudem eine Zustandsbeschreibung, wird aber im sozialwissenschaftlichen Diskurs in der Regel mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen in Verbindung gebracht.

Auch Prekarisierung ist relational, wobei der Maßstab für Inklusion in den westlichen Industrieländern in erster Linie immer noch das Normalarbeitsverhältnis[9] ist (vgl. ebd., S. 12). Dieses Verhältnis wurde auch in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wegen der Benachteiligung von Frauen und ethnische Minoritäten nur unvollständig verwirklicht. Dennoch handelt es sich seither um eine Norm und ein Leitmodell (vgl. ebd.; Breman und van der Linden 2014; Kalleberg, Reskin und Hudson 2000, S. 256).

Weitere Kennzeichen von Prekarisierung überschneiden sich mit denen des Konzepts von Exklusion: Gleichermaßen handelt es sich um einen Prozess, der gesamtgesellschaftliche Fragen sozialer Ungleichheit berührt. Prekarisierung ist daher ebenfalls nur vor dem Hintergrund sozialstaatlicher Sicherungen zu verstehen und ist nicht gleichzusetzen mit der im 19. Jahrhundert massenhaft vorherrschenden existenziellen Ungewissheit über die Bestreitung des Lebensunterhalts (vgl. Castel 2000, S. 401). Empirische Untersuchungen zu Prekarisierung sind genauso mehrdimensional anzulegen, indem Lebenslagen einbezogen werden, die über den Erwerbsstatus hinausgehen (vgl. Kraemer 2008, S. 114).

2.2 Sozioökonomische Entwicklungen in den USA und Deutschland

Im Folgenden wird sich mit den historischen und strukturellen Entwicklungen von gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe sowie deren Gefährdung durch Prozesse der Prekarisierung und Exklusion in den Vereinigten Staaten und Deutschland befasst, um die gegenwärtigen Bedingungen für von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug Betroffene zu bestimmen. Ausgehend von der gesteigerten Bedeutung der Lohnarbeit für die Strukturierung der Gesellschaft (vgl. Castel 2000, S. 336) sind die den Arbeitsmarkt betreffenden sozioökonomischen Entwicklungen von besonderem Interesse.

Da mit Prekarisierung und Exklusion nicht ein Wiederauftreten massenhafter Verelendung wie in den letzten Jahrhunderten verbunden ist (vgl. ebd., S. 12), sondern Hintergrund die gesellschaftliche Einbindung und Teilhabe fast aller Bevölkerungsgruppen nach 1945 ist, beschränken sich die Ausführungen hauptsächlich auf den Zeitraum ab dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart.

Diese Phase war dreißig Jahre lang von Prosperität bestimmt, doch ab Ende der 1960er-Jahre zeichnete sich laut Marglin (2011) ein Bruch ab, der sich trotz aller nationalstaatlicher

[9] Im angelsächsischen Raum findet der Begriff „standard employment relationship“ Verwendung (vgl. Kalleberg, Reskin und Hudson 2000; Breman und van der Linden 2014)

Unterschiede in allen westlichen Industriestaaten vollzog. Die erste Ölkrise von 1973 gilt gemeinhin als Auslöser für das Endes dieser *Goldenen Jahre*. Die tieferen Ursachen für das Ende der Prosperitätsphase waren jedoch schon in den späten 1960er-Jahren sichtbar. Zwar herrschte zu jener Zeit noch nahezu Vollbeschäftigung, verlangsamte Produktivitätssteigerungen bei gleichzeitig weiter steigenden Löhnen führten aber bereits zu merklichen gesamtwirtschaftlichen Profiteinbußen.

2.2.1 Goldene Jahre

Die großen soziale Verwerfungen in Folge der 1929 beginnenden Weltwirtschaftskrise führten in Nordamerika und Europa zu einem gesellschaftlichen Umdenken. Für das schiere Ausmaß der Arbeitslosigkeit konnten ArbeiterInnen nicht mehr individuell verantwortlich gemacht werden, weshalb die Rolle des Staates überdacht wurde und seitdem der Wohlfahrtsstaat, außer am Rand der *Neuen Rechte*, nicht mehr prinzipiell infrage steht (vgl. Marglin 2011, S. 4). Trotz aller nationalstaatlicher Unterschiede gab es nach dem Zweiten Weltkrieg ein breites Übereinkommen, wonach staatliche nachfrageorientiere Eingriffe im Sinne John Maynard Keynes (1936) nötig waren, um die Abhängigkeit der Produktion und der Arbeitslosigkeit von den Renditeerwartungen privater Unternehmen zu verringern (vgl. Streeck und Thelen 2005, S. 2 f.; Marglin 2011, S. 5). Ferner erlangte die Sowjetunion durch die weitestgehende Überwindung der Arbeitslosigkeit zunehmend an Ansehen. Auch Deutschland verzeichnete durch den zum Zweiten Weltkrieg führenden Militarismus und die Wiederaufrüstung niedrige Arbeitslosenzahlen. Dies erhöhte den Druck auf die westlich-kapitalistischen Demokratien sozialstaatliche Überlegenheit zu demonstrieren, um sich die Loyalität der Bevölkerung zu sichern (vgl. Marglin 2011, S. 5; Kronauer 2010a, S. 215).

Triebfeder der *Goldenen Jahre* war der „Nachkriegsdreiklang“ (Kronauer 2010a, S. 98) stetigen Wirtschaftswachstums, niedriger Arbeitslosigkeit und einer Verteilung, die zwar nach wie vor ungleich ausfiel, aber fast allen Bevölkerungsteilen zugutekam. Die von langfristiger Planung und geringerer Abhängigkeit von externen Marktfaktoren gekennzeichnete fordistische Produktionsökonomie entfaltete sich nach dem Zweiten Weltkrieg vollumfänglich (vgl. Nachtwey 2017, S. 21). Massenproduktion führte auf der einen Seite zu billigen Konsumgütern, auf der anderen Seite zu steigenden Löhnen, aus denen sich nach den Entbehrungen der Kriegsjahre eine entsprechende Nachfrage rasch entwickelte (vgl. Woods 2005, S. 121).

Das Wirtschaftswachstum betrug in den OECD-Ländern in den 1950er- über 4 Prozent und in den 1960er-Jahren fast 5 Prozent (vgl. Marglin 2011, S. 1). Die Arbeitslosigkeit verharrte auf einem niedrigen Niveau – in Deutschland herrschte teilweise Vollbeschäftigung und Arbeitskräftemangel. Zwar verringerte sich die soziale Ungleichheit nur marginal, der „Fahrstuhleffekt" führte jedoch zu Verbesserungen der sozioökonomischen Lage fast aller Bevölkerungsgruppen (Beck 1986, S. 122). Dies gilt trotz durchweg größerer sozialer Ungleichheit ebenso für die Vereinigten Staaten, wo diese Entwicklung mit dem John F. Kennedy zurückgeschriebenen Aphorismus „a rising tide lifts all boats" veranschaulicht wird (Danziger und Gottschalk 1994, S. 4 f.).

Trotz aller nationalstaatlicher Unterschiede führte der rasante wirtschaftliche Aufschwung in den westlichen Industriegesellschaften in den knapp dreißig Jahren nach dem zweiten Weltkrieg zu einer Verbesserung der Position der ArbeitnehmerInnen durch Lohnsteigerungen, Verbesserung der Arbeitsbedingungen, vielfältige Schutzmaßnahmen und sozialstaatliche Absicherung (vgl. Kalleberg, Reskin und Hudson 2000, S. 258, Breman und van der Linden 2014, S. 920 f.; Marglin 2011, S. 2). Resultat dieser Entwicklungen ist die Etablierung des „Normalarbeitsverhältnis" bzw. der „standard employment relationship" – definiert als dauerhaftes Vollzeit-Erwerbsarbeitsverhältnis zu regulären Arbeitszeiten im Betrieb des Arbeitgebers (vgl. Kalleberg, Reskin und Hudson 2000, S. 257 f.; Breman und van der Linden 2014, S. 923; Nachtwey 2017, S. 21 f.). Das Normalarbeitsverhältnis stellt zwar keine „empirische Realität der ausschließlichen oder auch nur vorherrschenden Form der Verrichtung von Arbeit" dar, dennoch ist es ein „*allgemeines* Leitbild" (Mückenberger 1989, S. 211, Hervorhebung im Original). Auch wenn das Normalarbeitsverhältnis in den USA im Vergleich zu anderen westlichen Industriestaaten immer in geringerem Maße verbreitet war (vgl. Hauer 2007, S. 31), ist die „standard employment relationship" auch dort seit den 1950er-Jahren zur Norm geworden (vgl. Kalleberg, Reskin und Hudson 2000, S. 256).

Sozialstaatliche Absicherung ließ darüber hinaus Armut in den reichen westeuropäischen Ländern zu einem Randphänomen individueller Einzelschicksale werden und gänzlich überwindbar erscheinen (vgl. Paugam 2008, S. 165). In den USA führte die wirtschaftliche Prosperität nach dem zweiten Weltkrieg allerdings zunächst dazu, dass die politischen EntscheidungsträgerInnen die weiter verbreitete Armut ausblendeten (vgl. Wilson und Aponte 1985, S. 233). Erst durch das wachsende wissenschaftliche Interesse am Thema seit Ende der 1950er-Jahre (vgl. Galbraith 1958; Harrington 1962) und dem zunehmenden Einfluss der Bürgerrechtsbewegung konnte eine größere Öffentlichkeit erreicht werden, sodass schließlich

unter US-Präsident Lyndon B. Johnson neue sozialstaatliche Programme ab den 1960er-Jahre im „War on Poverty“ auf den Weg gebracht wurden (Wilson und Aponte 1985, S. 234 f.)

Kritik an einer mystifizierenden Betrachtung des Zeitraums von 1945 bis etwa Mitte der 1970er-Jahre übt Castel (2011, S. 12), der mit Blick auf Frankreich darauf hinweist, dass die Bezeichnungen *Goldene Jahre, Golden Age of Capitalism* oder *Trente Glorieuses* „äußerst fragwürdig und mit verdächtigen Nostalgien verbunden“ sind. Trotz unbestreitbarer gesellschaftlicher Fortschritte konnten von den *Goldenen Jahren* nicht alle Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen profitieren. Gerade Frauen und ethnische Minoritäten waren durch vielfältige Diskriminierungen hinsichtlich Erwerbsbeteiligung und sozialstaatlicher Absicherung benachteiligt (vgl. Mückenberger 1989, S. 214; Dörre 2009, S. 40 f.; Kronauer 2010a, S. 231; Dörre 2017, S. 81; Nachtwey 2017, S. 40).

Vereinigten Staaten

Die Vereinigten Staaten gingen aus dem Zweiten Weltkrieg ökonomisch gestärkt hervor (vgl. Gassert 2008, S. 74 f.; Marglin 2011, S. 6). Enorme Investitionen in den Rüstungssektor förderten den privaten Sektor und legten die Basis für die Nachkriegsprosperität. Viele hoch bezahlte Arbeitsstellen entstanden, die den Weg für den rasanten Aufstieg einer breiten Mittelschicht nach dem Zweiten Weltkrieg ebneten (vgl. Woods 2005, S. 3; Samuel 2014, S. 17). Zur Überwindung der großen Depression der 1930er-Jahre trug weniger der New Deal als der Zweite Weltkrieg bei (vgl. Woods 2005, S. 2). Denn die vom Staat getätigten Ausgaben waren Grundlage einer Entwicklung, die die USA an die weltweite Spitze von Produktivität und technologischen Innovationen führte – vor dem Krieg fielen die öffentlichen Ausgaben unter Präsident Roosevelt trotz keynesianischer Ausrichtung geringer aus (vgl. ebd.).

Die größten Herausforderungen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg stellten Inflation und die Freisetzung von Arbeitskräften im Zuge der Umstellung einer Kriegswirtschaft auf Friedenszeiten dar (vgl. Schild 2003, S. 179; Dubofsky und McCartin 2017, S. 327), die aber rasch bewältigt wurden: Die USA stiegen in der Nachkriegszeit zur dominanten Weltmacht auf (vgl. Dubofsky und McCartin 2017, S. 334). Der 22 Milliarden Dollar umfassende *Marshallplan* diente dem Wiederaufbau der Staaten Westeuropas, sicherte außerdem deren Solidarität und half gleichzeitig dem Export eigener Agrargüter und industrieller Produkte (vgl. ebd.). Kein anderes Land der Erde exportierte und importierte in den nächsten fast dreißig Jahren so viele Waren wie die USA (vgl. Gassert 2008, S. 75). Drei Viertel der weltweiten

Investitionen stammten in dieser Zeitspanne aus den Vereinigten Staaten, die für zwei Drittel der weltweiten Industrieproduktion verantwortlich zeichneten (vgl. Doob 2019, S. 6).

Öffentliche Ausgaben stiegen zwar nicht für wohlfahrtsstaatliche Programme, der öffentliche Sektor hatte aber dennoch enormes Wachstum zu verzeichnen. Während 1929 lediglich 15 Prozent der US-AmerikanerInnen außerhalb des privaten Sektors arbeiteten, waren Anfang der 1960er ein Drittel bei Staat, Bildungsinstitutionen und Non-Profit-Organisationen angestellt. Nur ein Zehntel aller neu geschaffenen Arbeitsplätze stammte noch aus dem privaten Sektor (vgl. Woods 2005, S. 123).

Die weiße Bevölkerung profitierte vorrangig vom wirtschaftlichen Aufschwung (vgl. Rycroft 2017, S. 17). AfroamerikanerInnen und mexikanische AmerikanerInnen, die im Zweiten Weltkrieg noch sicher Beschäftigung finden konnten, mussten in den 1950er-Jahren Einkommenseinbußen hinnehmen. Denn die *New Deal*-Reformen wie Mindestlohn, *Social Security*-Anspruchsberechtigung, gewerkschaftliche Organisation oder Überstundenvereinbarungen galten nicht für ArbeiterInnen in Haushalten und auf Farmen, die von ethnischen Minoritäten überproportional häufig gestellt wurden (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 99; Rycroft 2017, S. 17 f.). Das Einkommen der schwarzen Bevölkerung stieg zwischen 1937 und 1952 auf 57 Prozent des Durchschnittseinkommens von weißen AmerikanerInnen, um dann zwischen 1952 und 1957 auf 53 Prozent zu fallen (vgl. Woods 2005, S. 86). Außerdem verstärkte institutionelle rassistische Diskriminierung beim Erwerb von Hauseigentum die Benachteiligung von AfroamerikanerInnen (vgl. Rycroft 2017, S. 17 f.).

Höhere Arbeitslosenraten von etwa 4 bis 5 Prozent selbst in der Prosperitätsphase der 1950er- und Anfang der 1960er-Jahre sind auf eine früh einsetzende Automatisierung zurückzuführen (vgl. Myrdal 1963). Die Vereinigten Staaten vollzogen schon 1956 den Übergang zu einer postindustriellen Gesellschaft, in der „more workers were involved in white-collar jobs than blue-collar positions“ (Woods 2005, S. 124). Arbeitsstellen mit einfachen Tätigkeitsinhalten fielen der fortschreitenden Technisierung zunehmend zum Opfer. Dies führte zu höheren Jobanforderungen hinsichtlich von Berufsqualifikationen. Zu geringe Anstrengungen wurden jedoch in Aus- und Fortbildung vorwiegend ethnischer Minoritäten unternommen (vgl. Myrdal 1963; Dubofsky und McCartin 2017, S. 354).

Eine schwarze Mittelschicht entstand zwar im Zuge durchgesetzter Antidiskriminierungsmaßnahmen, die auf die Bürgerrechtsbewegung zurückgingen, allerdings verfestigte sich in den Ghettos der verfallenden Innenstädte mehr und mehr eine ausgegrenzte Armutsbevölkerung (vgl. Gassert 2008, S. 84; Wacquant 2006b). 20 Prozent der AmerikanerInnen lebten auch 1960 unterhalb der Armutsgrenze (vgl. Woods 2005, S. 143).

Deshalb wurde im Rahmen der sozialpolitischen Reform der „*Great Society"* 1964 der "*War on Poverty* unter Präsident Johnson ausgerufen. Trotz einiger Erfolge bei der Armutsbekämpfung bis zum Ende des Jahrzehnts wurden neu eingeführte Programme wie „Medicaid" und „Medicare" insgesamt als zu kostspielig und ineffektiv bewertet (vgl. Woods 2005, S. 197-200).

Deutschland

Deutschlands Wirtschaft hatte nach 1945 die Kriegszerstörungen der Städte und der Verkehrsinfrastruktur, den Wohnungsmangel, die Demontagen als Kriegsreparationen und soziale Not der Kriegsopfer zu bewältigen (vgl. Morsey 2014, S. 24). Insbesondere im wirtschaftlichen Sinne handelte es sich aber nicht um eine *Stunde null*, da die Bedingungen für den Wiederaufbau vergleichsweise günstig waren. Die industrielle Produktion wurde letztlich weniger als angenommen zerstört (vgl. Abelshauser 2011). Der Umstand, im Krieg zerstörte Produktionsanlagen zu modernisieren, war durchaus vorteilhaft (vgl. Morsey 2014, S. 45 f.).

Nachdem es in der unmittelbaren Nachkriegszeit kaum geregelte Arbeitsverhältnisse gegeben hatte, lag die Arbeitslosenquote nach der Währungsreform bei über 10 Prozent (vgl. Pierenkemper 2015, S. 49).[10] 1,5 Millionen Geflüchtete aus der DDR und 7,9 Millionen Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten waren besonders von Erwerbslosigkeit betroffen (vgl. Pierenkemper 2012, S. 40; Morsey 2014, S. 24). Unter den Vertriebenen lag die Arbeitslosigkeit bei 40 Prozent (vgl. Wehler 2008, S. 54).

Der den Wiederaufbau der Wirtschaft unterstützende *Marshallplan* und die durch den Koreakrieg angestoßene größere Nachfrage nach deutschen Exportprodukten leitete Anfang der 1950er-Jahre das *Deutsche Wirtschaftswunder*[11] ein (vgl. Morsey 2014, S. 44-46). Allein zwischen 1950 und 1952 stieg die Industrieproduktion um ein Drittel, der Export erhöhte sich um 200 Prozent (vgl. Wehler 2008, S. 54). Deutschland stieg zu den führenden Wirtschaftsmächten auf und lag beim Handelsumsatz schon 1954 an dritter Stelle hinter den USA und Großbritannien (vgl. ebd.). Das Wirtschaftswachstum war von 1950 bis 1973 mit 6,5

[10] Die Ausführungen beschränken sich auf die Bundesrepublik. Die spezifische Situation in der DDR, die eine eigene historische Einordnung nötig macht (vgl. Abelshauser 2011), wird nicht behandelt, da die empirische Arbeit in den *alten Bundesländern* durchgeführt wurde. In den Interviews sind keine Anhaltspunkte für spezielle Konstellationen, die auf die DDR verweisen könnten, zu finden.

[11] Der Begriff ist umstritten, da er suggeriert, das Phänomen eines außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg sei nur auf die Bundesrepublik Deutschland beschränkt. Auch in anderen europäischen Volkswirtschaften waren jedoch ähnliche Prozesse zu beobachten. Mit Ausnahme von Großbritannien haben in diesem Zeitraum alle westeuropäischen Staaten eine kontinuierliche wirtschaftliche Prosperitätsphase erlebt (vgl. Myrdal 1963, S. 14).

Prozent pro Jahr doppelt so hoch wie das der Vereinigten Staaten (vgl. ebd.). Wegen des enormen Wirtschaftswachstums wurden fortan Arbeitskräfte gesucht. Offene Stellen konnten zu Beginn durch den weiteren Zustrom von gut ausgebildeten Flüchtlingen aus der DDR besetzt werden (vgl. Pierenkemper 2012, S. 41). Trotz der großen Zahl an Flüchtlingen wurde bereits 1955 ein Anwerbeabkommen mit Italien geschlossen, da in der Industrie weiterhin Arbeitskräfte benötigt wurden (vgl. Wehler 2008, S. 40).

Ein weiterer Grund für die anhaltende wirtschaftliche Prosperität liegt laut Wehler (2008, S. 57) in der europäischen Integration. Die Bildung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl 1952 und die römischen Verträge zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft 1957 schufen einen gemeinsamen Wirtschaftraum, der mitverantwortlich für eine Versechsfachung des europäischen Binnenhandels bis 1970 war. Speziell Deutschland, das zwei Drittel seines Außenhandels in diesem Raum bestritt, profitierte.

Ab den 1960er-Jahren intensivierten sich, nicht zuletzt wegen des Baus der Berliner Mauer und dem daraus resultierendem Ende großer Fluchtbewegungen aus der DDR, die Bemühungen Arbeitskräfte im Ausland anzuwerben (vgl. Pierenkemper 2012, S. 41). Die Bundesrepublik schloss Abkommen mit Spanien, Griechenland, Portugal und der Türkei. Die Arbeitslosenquote lag in Deutschland bei unter 1 Prozent, von 1961 bis 1973 herrschte Vollbeschäftigung (vgl. ebd. S. 55, Nachtwey 2017, S. 22 f.) Die Ausweitung sozialstaatlicher Programme gegen Ende der 1960er-Jahre führte zu einem hohen Niveau der Absicherung und gestiegenen Löhnen (vgl. Pierenkemper 2012, S. 50). Arbeitsplätze entstanden ferner durch den massiven Ausbau des öffentlichen Sektors, indem Einrichtungen des Sozialstaats, der Verwaltung und des Bildungswesens erweitert wurden (vgl. Wehler 2008, S. 58).

Auch aufgrund einer mangelhaften, zu wenig auf Integration ausgerichteten Migrationspolitik, erfolgte jedoch eine Unterschichtung von MigrantInnen mit geringen Aufstiegschancen, die einfachere Tätigkeiten ausführten und sozial sowie rechtlich deutlich schlechter gestellt waren (vgl. Dörre 2009, S. 40 f.; Nachtwey 2017, S. 39; Lessenich 2018, S. 170).

2.2.2 Von Krisen zum Umbruch

Anfang der 1970er-Jahre wurden in den westlichen europäischen Industriestaaten keine grundlegenden Änderungen der Konjunktur erwartet, wie in einer Prognose der Vereinten Nationen von 1972 deutlich wird:

> There is, indeed, no special reason to doubt that the underlying trends of growth in the early and middle 1970s will continue much as in the 1960s […] The growth objectives, and the capacity of governments broadly to achieve them, have not altered significantly; and no special influence can now be foreseen which would at all drastically change the external environment of European economies. (United Nations 1972, S. 125)

Die Aussagen können stellvertretend für den damals verbreiteten Optimismus innerhalb aller OECD-Staaten stehen (vgl. Glyn, et al. 2011, S. 39). Die wirtschaftliche Prosperität in der Nachkriegszeit wurde „als ein ganz normaler, natürlicher, selbstverständlicher Prozess, […] den es lediglich durch wohldosierte Steuerung und gelegentliches Krisenmanagement in den richtigen Bahnen zu halten gelte“, wahrgenommen (Lutz 1984, S. 9).

Erste größere wirtschaftliche Krisen, die zu einer Steigerung der Arbeitslosenraten führten, wurden als durch die Ölpreisschocks von 1973 und 1979 verursacht und als vorübergehend interpretiert (vgl. Kronauer 2010a, S. 93; Castel 2011, S. 10). Spätestens in den 1980er-Jahren reifte allerdings die Erkenntnis, dass es sich um strukturelle, teilweise vom Wirtschaftswachstum abgekoppelte Arbeitslosigkeit, handelte, die sich auf die „quantitativen und qualitative Veränderungen von Produktion und Beschäftigung im Zuge ökonomischen und technologischen Wandels“ (Feser und Lärm 1982, S. 532) zurückführen ließ.

Das Wirtschaftswachstum ging in den OECD-Ländern in den 1970er-Jahren von 4 auf 3 Prozent zurück, um seit den 1980ern auf durchschnittlich 2 Prozent zu stagnieren (vgl. Marglin 2011, S. 1). Laut Nachtwey (2017, S. 11) begann nach 1973 „der lange Niedergang der westlichen Ökonomien, eine Krise, für die sie bis heute keine Lösung gefunden haben“. Weder nachfrageorientierte Wirtschaftspolitik im Sinne Keynes noch neoliberale Deregulierung haben geholfen, frühere Wachstumsraten zu erreichen. Die Arbeitslosenraten stiegen in den USA, Deutschland und den meisten anderen OECD-Ländern, wodurch Armut und soziale Ungleichheit wieder zunahmen (vgl. Reich 2008, S. 14; Dörre 2009, S. 58; Kronauer 2010a, S. 12, 18).

Vereinigte Staaten

Die globale Konkurrenz insbesondere aus Europa und Japan verschlechterte die Position der US-amerikanischen Unternehmen ab den 1970er-Jahren (vgl. Woods 2005, S. 355; Dubofsky und McCartin 2017, S. 379). Die Profite von US-Firmen verringerten sich auf dem heimischen Markt von 15,5 Prozent auf unter 10 Prozent nach 1975 (vgl. Doob 2019, S. 8). Ausgaben für den Vietnamkrieg und die Programme der *Great Society* ohne gleichzeitige Steuererhöhungen

führten zu einer Inflation, die 1974 11 Prozent betrug (vgl. Woods 2005, S. 334, 355). Im Zuge der Ölkrise stieg die Arbeitslosigkeit 1975 auf eine lange Zeit unbekannte Höhe von 11 Prozent (vgl. Gassert 2008, S. 83). Die Beendigung des Krieges in Vietnam trug durch das Herunterfahren der Rüstungsproduktion und die Heimkehrer in den zivilen Beschäftigungsbereich ebenfalls zur Arbeitslosigkeit bei (vgl. Woods 2005, S. 331). Die in der jüngeren Geschichte höchste Arbeitslosenquote in den USA lag 1981 bei 10,8 Prozent (vgl. Dubofsky und McCartin 2017, S. 379).

Die Realeinkommen fielen von 1973 bis 1981 um jährlich 2 Prozent (vgl. ebd., S. 357). Programme der *Great Society* bzw. des *War on Poverty* wurden zwar auch unter Präsident Nixon weitergeführt (vgl. Woods 2005, S. 320), gerieten allerdings zunehmend unter Beschuss. Speziell Konservative vertraten die Ansicht, dass Unterstützungszahlungen für Alleinerziehende[12] die amerikanische Arbeitsethik untergrabe und negative Auswirkungen auf Familien habe, da Frauen dafür bezahlt würden, uneheliche Kinder zu bekommen (vgl. ebd., S. 327).

In den 1980er-Jahren versprach der damalige US-Präsident Ronald Reagan im Rahmen einer neoliberalen Wirtschaftspolitik weniger Staatseinmischung und senkte Steuern, betrieb allerdings ideologisch widersprüchlich dazu einen „Rüstungs-Keynesianismus“ mit stark ansteigenden Verteidigungsausgaben (Gassert 2008, S. 84; Adams 2012, S. 112). Zwischen 1983 und 1988 fielen die Arbeitslosenzahlen wieder, die Einkommen stiegen jedoch nicht im selben Maße wie die Lebenshaltungskosten. Um den Lebensstandard zumindest zu halten, wurde in US-amerikanischen Familien das Zweiernährer-Modell daher zunehmend Norm (vgl. Dubofsky und McCartin 2017, S. 379 f.). Steuererleichterungen für Reiche führte zu einer zunehmenden Polarisierung in „have“ und „have nots“ (Samuel 2014, S. 2, Hervorhebung im Original). Die Mittelschicht verzeichnete zwischen 1979 und 1992 4 Prozent Gehaltseinbußen, während das reichste Drittel ihre Einkommen um 7 Prozentpunkte, die obersten 5 Prozent um 29 Prozentpunkte steigerten (vgl. Woods 2005, S. 524)

Anfang der 1990er gerieten die USA in die längste Rezession seit der großen Depression, in deren Folge der Demokrat Bill Clinton zum US-Präsidenten gewählt wurde (vgl. ebd., S. 503). In den darauffolgenden Jahren verbuchten die Vereinigten Staaten den größten Zuwachs an Produktivität, Beschäftigung und Einkommen seit den 1960er-Jahren. Die Einkommenszuwächse sind in erster Linie auf Mehr-Arbeit zurückzuführen (vgl. Dubofsky und McCartin 2017, S. 393). US-AmerikanerInnen arbeiteten in den 1990er-Jahren zwölfeinhalb Wochen mehr im Jahr als Deutsche (vgl. ebd.). Vom wirtschaftlichen Boom profitierte auch

[12] Es handelt sich hierbei um die US-amerikanische Sozialhilfe *Aid to Families with Dependent Children* (AFDC).

die schwarze sowie hispanische Bevölkerung (vgl. ebd., S. 533). Allerdings nahm die soziale Ungleichheit innerhalb dieser Bevölkerungsgruppen, zwischen Aufsteigern in die Mittelschicht und BewohnerInnen abgehängter Innenstadtquartieren, weiter zu (vgl. ebd., S. 507).

Ausgelöst vom Platzen der *Dotcom-Blase* fiel die US-Wirtschaft Anfang des 21. Jahrhunderts in eine tiefe Rezession, die von den Terroranschlägen am 11. September 2001 verlängert wurde. Im Gegensatz zu früheren Kriegen führten die Kriegseinsätze in Afghanistan und Irak kaum zu einer Belebung der Wirtschaft (vgl. ebd., S. 552). Die Arbeitslosenrate betrug 2010 fast zehn Prozent, da der Arbeitsmarkt hart von der globalen Finanzkrise getroffen wurde (vgl. OECD 2016, S. 24). Allerdings erholten sich die USA auch schneller wieder als andere OECD-Länder. 2016 ging die Arbeitslosenrate auf das Level vor der Krise zurück, die Langzeitarbeitslosigkeit haarte allerdings auf einem doppelt so hohen Niveau aus (vgl. ebd., S. 13). Die Arbeitslosenrate lag 2019 bei unter 3,7 Prozent (vgl. The World Bank 2020a). Im Verlauf der Covid-19-Pandemie ist sie im Juni 2020 auf 11 Prozent hochgeschnellt (vgl. OECD 2020a).

Die Wiederbeschäftigungsrate freigesetzter Arbeitskräfte in den Vereinigten Staaten ist OECD-Durchschnitt (vgl. OECD 2016, S. 14). Diese ArbeitnehmerInnen haben dann mit durchschnittlich 12 Prozent Einkommensverlust nach einem Jahr zu rechnen (vgl. ebd., S. 37). Die Fluktuation von Arbeitskräften ist vergleichsweise groß. 4 Prozent der US-amerikanischen Erwerbstätigen verlieren jedes Jahr ihren Job – mehr als in den meisten anderen OECD-Ländern (vgl. ebd., S. 13). In der globalen Finanzkrise stieg dieser Wert auf 5 Prozent. Seitdem ist es schwieriger eine neue Arbeitsstelle zu finden: Innerhalb eines Jahres waren vor der Krise 60 Prozent in einer neuen Anstellung tätig, seit der Krise sind es nur noch 40 Prozent (vgl. ebd.).

Der Niedriglohnsektor hat in den USA schon seit den 1970er-Jahren einen konstant hohen Anteil (vgl. Appelbaum, et al. 2010, S. 4-6). Zwischen 2000 und 2018 arbeiteten etwa 25 Prozent aller Beschäftigten für weniger als zwei Drittel des Medianeinkommens (vgl. OECD 2018e). Die USA haben damit den größten Niedriglohnsektor innerhalb der OECD-Staaten (vgl. ebd.; Solow 2007, S. 7).

Betroffen von Erwerbslosigkeit sind überdurchschnittlich viele AfroamerikanerInnen und Hispanics (vgl. U.S. Bureau of Labor Statistics 2019b). Diese Bevölkerungsgruppen verzeichnen außerdem ein deutlich niedrigeres Durchschnittseinkommen und sind häufiger dem Status Working Poor zuzuordnen (vgl. ebd.; U.S. Bureau of Labor Statistics 2019a). Das Verhältnis von erwerbslosen Frauen zu erwerbslosen Männern ist in etwa ausgeglichen. Frauen verdienen allerdings nur etwa 80 Prozent des Median-Einkommens von Männern und sind in der Gruppe der Working Poor überrepräsentiert (vgl. U.S. Bureau of Labor Statistics 2019a,

2019d). Niedrige Bildungsqualifikationen führen sowohl zu höheren Arbeitslosenquoten als auch niedrigeren Einkommen (vgl. U.S. Bureau of Labor Statistics, 2019c).

Deutschland

In der Bundesrepublik führte 1966/67 die erste, aber schnell überwundene, Nachkriegsrezession zu höheren Arbeitslosenzahlen (vgl. Nachtwey 2017, S. 48). Ab Mitte der 1970er-Jahre verfestigte sich jedoch die Arbeitslosigkeit und stieg seit der ersten Öl-Krise 1973 stetig an (vgl. Sen 2000, S. 120). 1975 traf Deutschland die bis dato schwerste Nachkriegsrezession (vgl. Nachtwey 2017, S. 48), bei der die Arbeitslosenzahl die Millionenmarke übertraf (vgl. Bökenkamp 2010, S. 59). Die Wachstumsraten der Wirtschaft halbierten sich im Zeitraum von 1973 bis 1989 auf 2 Prozent (vgl. Wehler 2008, S. 61). Die Löhne stiegen bei sinkenden Arbeitszeiten allerdings auch von 1970 bis Anfang der 1990er-Jahre weiter an (vgl. ebd. S. 61; Pierenkemper 2015, S. 50; Nachtwey 2017, S.12).

Deutschland warb noch bis 1971 Arbeitskräfte aus dem Ausland an, die überwiegend ungelernt waren und von der nun verstärkt einsetzenden Automatisierung negativ betroffen waren (vgl. Bökenkamp 2010, S. 154; Abelshauser 2011, S. 471). Da der Niedriglohnsektor nicht ausgebaut werden sollte, trug dies laut Bökenkamp (2010, S. 4, 531) schließlich zur Massenarbeitslosigkeit bei. Die Arbeitslosenzahl stieg 1982 auf über 2 Millionen (vgl. Bökenkamp 2010, S. 244).

Die 1980er-Jahre waren von Konsolidierung und Sparmaßnahmen für den Haushalt geprägt (vgl. Abelshauser 2011, S. 532). Dennoch wurden in diesem Zeitraum weit weniger marktradikale Maßnahmen als in den USA oder Großbritannien durchgesetzt, denn teilweise wurde der Sozialstaat auch in den 1980er-Jahre, zum Beispiel durch Erhöhung der Anspruchsdauer des Arbeitslosengelds oder Ausweitung von Sozialhilfeleistungen, weiter ausgebaut (vgl. ebd., S. 501).

Der Fall der Mauer fiel in einen wirtschaftlichen Aufschwung (vgl. ebd., S. 533). Doch durch die Wiedervereinigung hatte Deutschland große Kosten zu stemmen, da für die Sanierung der maroden und folglich nicht mehr konkurrenzfähigen Wirtschaft der DDR enorme Transferleistungen nötig waren (vgl. Appelbaum, et al. 2010, S. 6). Die Treuhandanstalt rechnete zuerst noch damit, Gewinne aus der Privatisierung der volkseigenen Betriebe erwirtschaften zu können, wies jedoch im Abschlussbericht 1995 einen Verlust von 105 Milliarden Euro auf (vgl. Zinsmeister 2009, S. 151). Anstatt eines neuen *Wirtschaftswunders* haben die Kosten der Wiedervereinigung auch Jahrzehnte später noch Auswirkungen auf den

Haushalt (vgl. Abelshauser 2011, S. 443 f.). Zwar gab es einen „Wiedervereinigungsboom“ vor allem für die westdeutsche Industrie (vgl. Bökenkamp 2010, S. 5), der Zusammenbruch der DDR-Wirtschaft konnte allerdings nicht aufgehalten werden, weshalb sich in der Folge die Massenarbeitslosigkeit vorwiegend in den neuen Bundesländern ausweitete (vgl. ebd., S. 534). Der Eins-zu-eins-Wechselkurs der Währungsunion, der weniger auf wirtschaftliche als auf politische Abwägungen zurückging, wird als großer Fehler bewertet. Denn dadurch und wegen der Übernahme von Arbeit-Standards aus Westdeutschland stiegen die Arbeitskosten in den DDR-Betrieben, ohne dass sich die Produktivität der ostdeutschen Wirtschaft erhöhte, womit die Konkurrenzfähigkeit weiter sank (vgl. Abelshauser 2011, S. 447 f.). Wirtschaftliche Aufschwünge Mitte der 1990-Jahre vollzogen sich ohne Verringerung der Arbeitslosenrate (vgl. ebd., S. 443, 535). Die Wiedervereinigung hat die Probleme des Arbeitsmarktes laut Abelshauser (2011, S. 503) aber nicht verursacht, sondern die seit den 1970er-Jahren bestehenden strukturellen Probleme nur verschärft.

Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit wurde die deutsche Wirtschaft noch 1999 als der „Sick Man of the Euro“ bezeichnet (Nachtwey 2017, S. 7). Das Jobwachstum seit 2005 besteht zu großen Teilen auch aus prekären und instabilen Beschäftigungsverhältnissen im ausgeweiteten Niedriglohnsektor (vgl. ebd.; Promberger 2012, S. 36; Dörre 2017, S. 89). Die Agenda 2010 und insbesondere die Reform der Arbeitslosenhilfe wird daher trotz Verringerung der Erwerbslosenzahlen kontrovers beurteilt: Laut Thomas Straubhaar (2012, S. 4 f.) hätten die Hartz-IV-Reformen „Wille und Bereitschaft gestärkt, so rasch wie möglich aus der Arbeitslosigkeit wieder zurück in die Beschäftigung zu drängen“ und das Leitbild *Fördern und Fordern* sei „heute akzeptierte Realität geworden“. Christoph Butterwegge (2012, S. 233) geht hingegen davon aus, dass die „seelischen Verwundungen und Veränderungen im Alltagsbewusstsein“ der von Hartz-IV-Betroffenen „einen Vergleich mit beiden Weltkriegen nicht zu scheuen“ brauche.

Aus der Finanzkrise ab 2008 ging Deutschland gestärkt hervor (vgl. Straubhaar 2012, S. 3). Die Arbeitslosenquote sank von 7,1 Prozent im Jahr 2010 auf 5,8 Prozent 2011. Die Bundesrepublik besitzt international sehr wettbewerbsfähige Firmen (vgl. ebd., S. 4; Erber und Hagemann 2012, S. 12). Dieser Umstand führte dazu, dass Deutschland auch in der Krise hohe Exportquoten in Schwellen- und Entwicklungsländer verbuchte, die die sinkende Nachfrage der Eurozone ausgleichen konnten (vgl. Erber und Hagemann 2012, S. 12). Die deutsche Wirtschaft wuchs von 2010 bis 2012 um jährlich 2,6 Prozent, während dieser Wert in der Europäischen Union nur 1,2 Prozent betrug (vgl. ebd., S. 13). 2019 lag die Arbeitslosigkeit mit 3 Prozent auf dem niedrigsten Stand seit der Wiedervereinigung (vgl. The World Bank 2020a).

Auch wenn die Langzeitarbeitslosenzahl halbiert wurde, konnten etwa eine Million Betroffene nicht vom Aufschwung profitieren. Die Covid-19-Pandemie hat bislang zu einer Erhöhung der Arbeitslosigkeit auf 6,2 Prozent im Juni 2020 (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2020) geführt.

Wiederbeschäftigte ArbeitnehmerInnen in Deutschland haben mit durchschnittlich 30 Prozent Einkommensverlust nach einem Jahr zu rechnen (vgl. ebd., S. 37). Eine stetige Sockelarbeitslosigkeit besteht aufgrund gering qualifizierter Arbeitskräfte, die nicht in den Arbeitsmarkt integriert werden können (vgl. Abelshauser 2011, S. 470).

Häufiger von Erwerbslosigkeit betroffen sind Menschen mit Migrationshintergrund (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2012, S. 18) und Ältere (vgl. Straubhaar 2012, S. 5). Der Niedriglohnsektor wurde in Deutschland massiv ausgebaut (vgl. Appelbaum, et al. 2010, S. 4; Grabka und Schröder 2019). Der Anteil des tendenziell im Schrumpfen begriffene Niedriglohnsektor betrug bis zur Wiedervereinigung etwa 15 Prozent, vergrößert sich jedoch seit den 1990er-Jahren stetig (vgl. Solow 2007, S. 11 f.). Neben MigrantInnen befinden sich Frauen überdurchschnittlich oft in prekären Lagen (vgl. Nachtwey 2017, S. 164). Der Gender Pay Gap, „die Differenz des durchschnittlichen Bruttostundenverdienstes der Männer und Frauen im Verhältnis zum Bruttostundenverdienst der Männer“, liegt 2020 bei 20 Prozent (Statistisches Bundesamt 2020). Mit niedrigen Bildungsqualifikationen steigt in Deutschland generell das Risiko für Erwerbslosigkeit oder prekär beschäftigt zu sein (vgl. Straubhaar 2012, S. 5, Nachtwey 2017; Bundesagentur für Arbeit 2019).

2.3 Gründe für die zunehmende Prekarisierung

Mit dem Ende der „goldene Jahre“ ist ein Bruch eingetreten, den Robert Castel (2011, S. 11) in Anlehnung an Karl Polanyis (1978) Ausführungen von 1944 zum gesellschaftlichen Wandel im 19. und 20. Jahrhundert durch Industrialisierung, Kapitalismus und Nationalstaatenbildung ebenfalls als große „Transformation“ bezeichnet. Guy Standing (1999, S. xiii) zieht hierfür den Begriff „The Second Transformation“ in Erwägung. Mehrere sich gegenseitig beeinflussende Faktoren sind als Ursachen hierfür und die daraus folgende wieder verstärkte Verbreitung sozialer Unsicherheit in den westlichen Industriestaaten anzuführen, die in diesem Abschnitt unter den Stichworten Strukturwandel, Globalisierung, Flexibilisierung, Finanzmarkt-Kapitalismus und Wohlfahrtsstaatsumbau erläutert werden.

Strukturwandel

Zunächst verlor der Industrie- zugunsten des Dienstleistungssektors an Bedeutung. Daniel Bell (1976, S. 8) bezeichnet diesen Prozess als Übergang zur „postindustriellen Gesellschaft“. Die Folge davon ist die gestiegene Bedeutung von Wissen und Informationen, wodurch sich auch die Anforderungen an Bildungsqualifikationen erhöht haben (vgl. ebd., S.13 f). Seit Anfang der 1970er-Jahre geht der relative Beschäftigtenanteil im industriellen Sektor in Deutschland langsam zurück. Dieser Prozess begann in den USA schon in den 1960er-Jahren (vgl. Ambrosius 1994, S. 192). Der höchste Anteil der Beschäftigten im industriellen Sektor war in den Vereinigten Staaten 1966 mit 36 Prozent, in Deutschland 1970 mit 48,5 Prozent erreicht (vgl. ebd., S. 194).

Die USA zeichnen sich traditionell durch einen größeren Dienstleistungssektor aus, während die Bundesrepublik einen größeren Industrialisierungsgrad aufweist (vgl. Gries und Birk 1999, S. 306; Ambrosius 1994, S. 193). Der in Deutschland höhere Anteil des industriellen Sektors am Bruttoinlandsprodukt ist jedoch nicht als „ein Hinweis auf strukturelle Rigiditäten oder den langsamen Fortschritt von Entwicklungen“ zu sehen (Gries und Birk 1999, S. 306). Durch eine international sehr konkurrenzfähige Industrie, Deutschland ist regelmäßiger *Exportweltmeister* (vgl. Abelshauser 2011, S. 471), sind die Beschäftigungsrückgänge in diesem Sektor geringer als in anderen OECD-Staaten (vgl. Ambrosius 1994, S. 220). 2019 liegt der Anteil der in der Industrie Beschäftigten in Deutschland bei 27 Prozent, in den Vereinigten Staaten bei 19,8 Prozent (vgl. The World Bank 2020a).

In den USA machen vor allem Beschäftigte im Finanzwesen einen deutlich größeren Anteil im Dienstleistungssektor als in Deutschland aus (vgl. Gries und Birk 1999; Kadritzke 2009, S. 660). Die Beschäftigungsrückgänge im industriellen Sektor konnten allerdings nur teilweise aufgefangen werden. Dies drückt sich durch gestiegene Arbeitslosenzahlen oder durch insbesondere in den Vereinigten Staaten zunehmende soziale Ungleichheit aus, da viele neu geschaffene Jobs im Dienstleistungssektor durch geringe Produktivität und niedrige Löhne gekennzeichnet sind (vgl. Kronauer 2010a, S. 99). Atypische Beschäftigungsverhältnisse nehmen aber auch in der Bundesrepublik zu und erklären zu einem nicht unerheblichen Teil die zuletzt niedrigen Arbeitslosenzahlen (vgl. Nachtwey 2017, S. 8).

Mit dem Strukturwandel ging außerdem eine verminderte Bedeutung von Gewerkschaften einher, die nach dem Zweiten Weltkrieg entscheidend an der Schaffung sicherer Arbeitsplätze und Aushandlung hoher Löhne beteiligt waren (vgl. Streeck und Thelen 2005, S. 3; Marglin 2011, S. 4 f.). Der Wandel weg von einer Industrie- hin zu einer Dienstleistungsgesellschaft hat

zu einer größeren Anzahl von Arbeitnehmergruppen geführt, die eigene spezifische Interessen verfolgen und eine geringere kollektive Identität aufweisen (vgl. Ebbinghaus 2002; Rehder 2008, S. 433). Durch den Wertewandel im Zuge von Individualisierungsprozessen sind selbst innerhalb der „traditionellen Arbeiterschichten“ kollektive Orientierungen weniger ausgeprägt (vgl. Ebbinghaus 2002). Mit dem Bedeutungsverlust der Gewerkschaften korreliert demnach der Machtverlust der Lohnabhängigen (vgl. Dörre 2008, S. 3).

Ein drastischer Mitgliederschwund der Gewerkschaften ist sowohl in Deutschland als auch in den USA zu verzeichnen. Waren in den Vereinigten Staaten 1960 noch 28,9 Prozent und in der Bundesrepublik 34,2 Prozent der ArbeitnehmerInnen gewerkschaftlich organisiert (vgl. Ebbinghaus 2002), sind es 2018 nur 10,1 Prozent respektive 16,5 Prozent (vgl. OECD 2020b).

Globalisierte Weltwirtschaft

Prozesse der Globalisierung stellen einen weiteren elementaren Grund für den sozialen Umbruch in den westlichen Industrieländern dar (vgl. Bude 2008, S. 8 f.). Waren, Dienstleistungen, Geld und Informationen überschreiten nationale Grenzen in nie dagewesenem Ausmaß (vgl. Reich 1993, S. 13). Die weltweite Konkurrenz zwischen Unternehmen führt dabei zu einer ständigen Option des Outsourcings (vgl. ebd., S. 16.; Castel 2000, S. 348). Firmen haben insbesondere arbeitsintensive Produktionen vermehrt in Schwellen- und Entwicklungsländer verlagert (vgl. Ambrosius 1994, S. 202). Denn bei weniger komplexen Industriegütern ist die Konkurrenz der Schwellenländer zu groß, weshalb die reichen Industrieländer lediglich spezielle Hightech-Güter weiterhin rentabel innerhalb der eigenen Grenzen produzieren können (vgl. Reich 1993, S. 95 f.).

Multinationale Unternehmen, deren Profitraten gestiegen sind, gehen als Gewinner der Globalisierungsprozesse hervor (vgl. Doob 2019, S. 8), denn technologische Fortschritte ermöglichen die Dezentralisierung von Arbeitsschritten. Während den Hauptquartieren multinationaler Konzerne weiter die Kontrolle obliegt, können sie Subunternehmen auf der ganzen Welt auslagern (vgl. ebd., S. 6). Durch die Globalisierung haben multinationale Unternehmen kompetitive Vorteile bei der Ausnutzung niedriger Löhne, billiger Materialien, günstiger Währungskurse, niedriger Steuern sowie der Erreichbarkeit von Absatzmärkten (vgl. ebd., S. 7).

Lediglich anhand von Zahlen des Arbeitsmarktes können zwar keine eindeutigen Aussagen darüber getroffen werden, ob die Globalisierung der Weltwirtschaft generell negative oder positiven Auswirkungen hat (vgl. Palley 2006; Harrison und McMillan 2006). In Anbetracht

der potenziellen Verfügbarkeit einer internationalen Arbeiterschaft sind Unternehmen aber in einer besseren Verhandlungsposition als ArbeiterInnen, weil Firmen bei Lohnfragen permanent mit Stellenabbau drohen können (vgl. Doob 2019, S. 6, Palley 2006, S. 666). Überdies hat die Globalisierung in den meisten westlichen Industriestaaten zu größerer sozialer Ungleichheit geführt (vgl. Palley 2006, S. 668, Reich 1993, S. 14), die in den Vereinigten Staaten ein besonders großes Ausmaß angenommen hat (vgl. Sennett 2006, S. 68).

Flexibilisierung der Arbeitsmärkte

Richard Sennett (2006) macht zudem „neue Macht- und Kontrollstrukturen" aus, mit denen Unternehmen auf den sozialen Wandel reagieren und ihn gleichzeitig vorantreiben. Unter Flexibilität versteht der Autor ein Machtsystem, das aus drei Elementen besteht. Als Bruch mit dem Fordismus bezeichnet Sennett erstens den „diskontinuierlichen Umbau von Institutionen" (Sennett 2006, S. 59). Im modernen Management werden lockere Netzwerke gegenüber einer pyramidalen Hierarchie bevorzugt, denn somit können Firmen leichter im Netzwerk intervenieren und gegebenenfalls Teile entfernen, ohne andere in Mitleidenschaft zu ziehen. Mittels moderner Software lässt sich auch in einem sehr großen Unternehmen leicht überprüfen, „was alle Zellen seines institutionellen Bienenstaates produzieren, und auf diese Weise rasch Redundanzen oder ineffektive Zellen aussondern" (ebd., S. 60). Dies führt zu Einsparungen beim Personal. Selbst bei nicht von Stellenkürzungen Betroffenen sinkt die „Arbeitsmoral und Motivation", weil bei ihnen die Angst vorherrscht, bei den nächsten Einsparungsmaßnahmen entlassen zu werden (ebd., S. 62 f.). Sennett hinterfragt unter anderem auch deshalb den Sinn solcher Umstrukturierungsmaßnahmen, da in der Folge häufig kein Produktivitätswachstum gemessen wird. Allerdings führt allein die Ankündigung einer Reorganisation zu steigenden Aktienkursen.

Zweitens machen Unternehmen mittels flexibler Spezialisierung ein breiter aufgestelltes Produktportfolio in kürzeren Zeiträumen marktreif. Auch hier spielen technologische Fortschritte eine Rolle: Die Nachfrage kann schneller befriedigt werden, weil Produktionsmittel mittels Computersteuerung leichter angepasst und umgestellt werden. Die im Gegensatz zur Fließbandarbeit des Fordismus in kleinere Arbeitsgruppen aufgeteilte Belegschaft muss folglich ebenfalls in kürzerer Zeit flexibel auf die Veränderung der Nachfrage reagieren.

Das dritte Element in Sennetts Ausführungen ist die „Konzentration der Macht ohne Zentralisierung" (ebd., S. 69). Angestellte haben zwar mehr Kontrolle über ihre eigenen Arbeitsschritte, gleichzeitig sind aber Möglichkeiten der Überwachung in den Hauptquartieren

der Unternehmen durch moderne Informationssysteme gestiegen. Dadurch sind die Hauptquartiere in der Lage, den Druck auch auf eine weltweite Belegschaft zu erhöhen, um die gestellten Unternehmensziele zu erreichen, womit wiederum die Arbeitsbelastung erhöht wird. Prekarisierung weitet sich schließlich aus, da durch die Flexibilisierung zwar neue Arbeitsplätze entstehen, aber sichere Arbeitsstellen gleichzeitig rarer werden (vgl. Nollert 2006, S. 196).

Laut Ulrich Beck (2007, S. 147) ist der US-amerikanische flexible Arbeitsmarkt seit dem Ende des Kalten Krieges zum dominanten Modell geworden und stellt die fortgeschrittenste Ausgestaltung von "Flexibilisierung von Arbeitszeit, Arbeitsort und Arbeitsvertrag, also des Risikoregimes" dar. Das Modell dient dabei auch als Vorbild für viele europäische Firmen und Wirtschaftsrepräsentanten. So konstatiert Berghoff (2019, S. 391), dass Deutschland sich durch die Förderung von Niedriglohn-, Zeit- und Leiharbeit den USA angeglichen habe.

Finanzmarkt-Kapitalismus

Des Weiteren spielt der Finanzmarkt-Kapitalismus eine zentrale Rolle für die Ausbreitung von sozialer Unsicherheit (vgl. Dörre 2009).[13] Die Aufhebung fester Wechselkurse des *Bretton-Woods-Systems* und die dadurch entstandenen Preisschwankungen sowie neu geschaffene Finanzmarktprodukte haben zu einem größeren Maß an Spekulation geführt (vgl. Kronauer 2010a, S. 101 f.).

Aufgrund des deshalb gestiegenen Stellenwerts der Finanzmärkte bestimmen deren Akteure die Gewinnerwartungen, die nicht mehr zuerst an der realen Güterproduktion der Produzenten ausgerichtet sind (vgl. Kädtler und Sperling 2001, S. 24). Unternehmen orientieren sich daher stärker an kurzfristigen Gewinnen anstatt an Wachstum und Ausweitung der Verkaufszahlen: In dieser

> Planwirtschaft im Dienste von Maximalprofiten und Höchstrenditen […] erscheinen Gewinne nicht mehr als Resultat realer wirtschaftlicher Leistungen. Vielmehr legen die Managementspitzen Gewinnmargen als Kennziffern fest, an der sich Führungskräfte und Belegschaften der Unternehmen verbindlich zu orientieren haben (Dörre 2009, S. 42).

Finanztransaktionen dieses deregulierten Finanzsystems übersteigen mittlerweile die Umsätze der Güter- und Dienstleistungsmärkte um ein Mehrfaches (vgl. Nachtwey 2017, S. 52). Die Machtverhältnisse haben sich somit zugunsten der Akteure der Finanzmärkte gegenüber Güter-

[13] Dörre (2009, S. 42) nimmt an, dass der Finanzmarkt-Kapitalismus nicht zuletzt durch die „Vormachtstellung" der Vereinigten Staaten in der internationalen Staatengemeinschaft auch in Europa forciert wurde.

und Dienstleistungsproduzenten verschoben. Die Folge ist ein ständiger Konkurrenzdruck der Unternehmen, den diese „nicht nur an Führungskräfte und Belegschaften weiter[geben], auch Zulieferunternehmen und mit ihnen abhängige Segmente kleinerer und mittlerer Betriebe werden erfasst“ (Dörre 2009, S. 43).

Der Finanzdienstleistungssektor in der Bundesrepublik hat zwar einen geringeren Stellenwert als in den Vereinigten Staaten (vgl. Kadritzke 2009, S. 660), dennoch hat sich Deutschland den geschilderten Logiken des Finanzmarkt-Kapitalismus nicht entzogen, sondern mit Verspätung entsprechende Reformen ab den 1990er-Jahre eingeleitet (vgl. Herr 2009, S. 640). Die verbriefte Kreditvergabe zur Eigenheimfinanzierung auch an KundInnen mit geringer Bonität hat ausgehend von den USA die Finanzkrise von 2008 ausgelöst, nachdem die SchuldnerInnen die Kredite nicht mehr bedienen konnten. Da aber die Kreditvergabe für private Haushalte in Deutschland nicht ausgeweitet wurde, hatte die Finanzkrise dort geringere negative Auswirkungen (vgl. Herr 2009, S. 641).

Wohlfahrtstaatsumbau

Überdies werden sozialstaatliche Arrangements zunehmend an neoliberalen Vorgaben ausgerichtet. Seit Mitte der 1990er-Jahre setzte sich in den Industriestaaten ein breiter Konsens durch, dass unflexible Arbeitsmärkte, verursacht durch den Wohlfahrtsstaat, der zu generöse Leistungen böte, die die Arbeitsanreize unterhöhlten und eine Kultur der Abhängigkeit förderten, für die höheren Arbeitslosenzahlen verantwortlich wären (vgl. Handler 2004, S. 3)[14]

Entsprechende Reformen zielen auf eine Rekommodifizierung von Arbeit (vgl. ebd., S. 7). Rechte sind nun verstärkt vertraglich an Bedingungen geknüpft und fußen nicht mehr allein auf dem Staatsbürgerstatus (vgl. ebd., S. 10). Bude und Willisch (2006, S. 14) gehen davon aus, dass „unter der Hand ein Wechsel von Thomas H. Marshalls Programmatik (1992) garantierter sozialer Anrechte zu einem von Émile Durkheim beeinflussten Zugehörigkeitsdenken“ stattfindet. Inklusion wird demzufolge noch stärker über Erwerbsarbeit und damit über den Markt anstatt über vom Staat garantierten sozialen Rechten gewährleistet (vgl. auch Kap. 4).

Sozialstaatliche Leistungen bei Erwerbslosigkeit sollen nun nur diejenigen erhalten, die sich aktiv um eine Integration in den Arbeitsmarkt bemühen. Im aktivierenden Wohlfahrtsstaat wird Erwerbstätigkeit im Sinne „Jede Arbeit ist besser als keine Arbeit!“ (Engler 2005, S. 11) als

[14] Den Konsens zeigt Handler (2004, S. 13) am Beispiel Norwegens auf, das ebenfalls neoliberale Reformen in Richtung eines aktivierenden Wohlfahrtsstaates durchgesetzt hat, obwohl keine finanziellen Schwierigkeiten im Haushalt zu beklagen waren und eine Abkehr vom Sozialstaat nie zur Debatte stand.

Synonym von Inklusion begriffen (vgl. Handler 2004, S. 6; Levitas 2005, S. 23). Daher erfolgt eine verstärkte Kopplung von Leistungen an die Bereitschaft einer Arbeitsaufnahme. Hinter dieser Auffassung stehen aber nicht nur wirtschaftliche, sondern auch moralische Überlegungen.

Auf der einen Seite soll Arbeit ausgegrenzten Menschen Inklusionschancen bieten, auf der anderen Seite soll bloß rudimentäre soziale Absicherung das Ausnutzen eines zu generösen Systems verhindern (vgl. Handler 2004, S. 14 f.). Dies leistet aber einer Kategorisierung in vermeintlich würdige und unwürdige EmpfängerInnen sozialstaatlicher Leistungen Vorschub. Bei den Letztgenannten erscheinen sodann Zwangsmaßnahmen und Aufkündigung der Solidarität als gerechtfertigt (vgl. Schrep 2008, S. 222). Schlussendlich erreichen Aktivierungsprogramme aber gerade die am stärksten von sozialer Ausgrenzung Betroffenen am wenigsten (vgl. Handler 2004, S. 16), womit sich die Lebensbedingungen dieser Betroffenen weiter verschlechtern. Die Verantwortung für soziale Ausgrenzung wird indes nur bei den Individuen verortet (vgl. Bude und Willisch 2006, S. 12 f.). Der Aktivierungsdiskurs betont (fragwürdige) Chancengleichheit gegenüber Gleichheit im Ergebnis, womit gleichzeitig die Toleranz von größerer sozialer Ungleichheit verbunden ist (vgl. Handler 2004, S. 7 f.).

Im Unterschied zu europäischen Staaten haben die Vereinigten Staaten umfangreichere *Workfare*-Maßnahmen durchgesetzt. Während sowohl *Aktivierung*- als auch *Workfare*-Programme vorrangig eine Wiedereingliederung Arbeitsloser in den Arbeitsmarkt anstreben, beinhalten erstere in größerem Umfang Jobtraining, Rehabilitierung oder andere Beschäftigungs- und Ausbildungsmaßnahmen (vgl. Rosanvallon 2000, S. 94 f.). Aktivierung zielt somit auf eine Verbesserung des Arbeitsvermögens, anstatt lediglich die Nachfrage nach niedrig bezahlter Beschäftigung zu befriedigen (vgl. Handler 2004, S. 8). Zu Recht lässt sich einwenden, dass Deutschland schon seit den 1990er-Jahren den Niedriglohnsektor ausgeweitet hat. Dennoch müssen auch die dortigen Arbeits- und Absicherungsbedingungen, die im Vergleich zu den USA ein deutlich höheres Niveau aufweisen, einbezogen werden (vgl. Appelbaum, et al. 2010, S. 16). Unter anderem ist der Mindestlohn in der Bundesrepublik mit 9,50 Euro zu 7,25 Dollar pro Stunde deutlich höher als in den Vereingten Staaten (Stand 01.01.2021). In den USA sind Maßnahmen zur Erhöhung der Beschäftigungsfähigkeit im Rahmen von *Workfare* kaum vorgesehen, sodass sich viele KlientInnen – obgleich nun in Beschäftigung – durch zu niedrige Bezahlung, schlechte Arbeitsbedingungen und Versorgungsleistungen in einer prekäreren Position als zuvor befinden (vgl. Handler 2004, S. 10 f.).

3 Methodische Überlegungen

3.1 Der soziologische Vergleich

In dieser Arbeit sollen mit einem über bloße Beschreibungen hinausgehenden Vergleich Lebenslagen von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug Betroffener aus den USA und Deutschland herausgearbeitet werden. Da das Handeln von Menschen nicht nur durch individuelle innere Überzeugungen, sondern auch durch verschiedene gesellschaftliche Einflussfaktoren bestimmt ist, müssen auf der Makroebene strukturelle Einflüsse, die sich aus den materiellen und institutionellen Bedingungen ergeben, sowie kulturelle Einflüsse geteilter Einstellungen und Werten einbezogen und verglichen werden. Gleichzeitig sind in einer komparativen Analyse soziale Beziehungen zu berücksichtigen, die als Vermittler zwischen Individuum und Gesellschaft auf der Mesoebene verortet sind (vgl. Rippl und Seipel 2015, S. 25). Nur unter dieser Voraussetzung können die Erfahrungen und Einstellungen von Mitgliedern zweier unterschiedlicher Gesellschaften verstanden und eingeordnet werden.

Émile Durkheim (1976, S. 205) hebt die Bedeutung des Vergleichs für die Wissenschaft in seinem Werk über die Regeln der soziologischen Methode schon 1895 hervor:

> Wir verfügen nur über ein einziges Mittel, um festzustellen, daß ein Phänomen Ursache eines anderen ist: das Vergleichen der Fälle, in denen beide Phänomene gleichzeitig auftreten oder fehlen, und das Nachforschen, ob die Variationen, die sie unter diesen verschiedenen Umständen zeigen, beweisen, daß das eine Phänomen vom anderen abhängt.“

In der Soziologie kann im Gegensatz zu den Naturwissenschaften schwerlich mit Experimenten gearbeitet werden, denn soziale Phänomene können nicht einfach künstlich hergestellt werden (vgl. Durkheim 1976, S. 205). Um soziale Sachverhalte nicht bloß zu beschreiben, sondern auch erklären zu können, muss sich daher auf Vergleiche gestützt werden. Denn die vergleichende soziologische Methode ist nicht nur ein Bereich der Soziologie, „sie ist soweit die Soziologie selbst“ (ebd., S. 216). Seymour Martin Lipset (1996, S. 17) bekräftigt mit Blick auf den Gesellschaftsvergleich: „It is impossible to understand a country without seeing how it varies from others. Those who know only one country know no country.” Auch Alexis de Tocqueville (1994) hatte in seiner klassischen Studie „Über die Demokratie in Amerika“ von 1835 allen voran Frankreich als Vergleichsfolie vor Augen – obwohl er sein Heimatland selten explizit nennt (vgl. Lipset 1996, S. 18).

Durch einen Vergleich ist es ferner möglich, Selbstverständlichkeiten der eigenen Perspektive aufzudecken (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 12; Hockerts 2013, S.15). Gleichzeitig ist jedoch eine „Nostrifizierung“ (Matthes 1992, S. 8) des Untersuchungsgegenstandes, bei der standortgebundene Kategorien und Begrifflichkeiten unhinterfragt übertragen werden, zu vermeiden. Joachim Matthes (1992) bezieht sich mit dem Begriff vornehmlich auf ethnologische Forschungsvorhaben, dennoch gilt auch für Vergleiche in der Soziologie, den eigenen Standort zu reflektieren und soziale Gebilde nicht als klar abgrenzbare und abgeschlossene Entitäten zu begreifen, um offen gegenüber Phänomenen zu sein, die „möglicherweise unabhängig oder nur graduell abhängig von nationalen oder kulturellen Zugehörigkeiten“ sind (Liebeskind 2012, S. 330).

Daher werden bei Erstellung des Forschungsdesigns angenommene Unterschiede oder auch Gemeinsamkeiten zwischen den untersuchten Gesellschaften und der eigene Standort umfassend reflektiert. Typenbildende Verfahren dienen hierbei dazu, Vorannahmen weitestgehend auszublenden (nicht jedoch jegliches Vorwissen! Vgl. auch Kap. 3.6), da keine Erstellung von Kategorien und Typen im Vorhinein erfolgt, sondern „über das gesamte Material hinweg nach minimalen und maximalen Kontrasten“ (Liebeskind 2012, S. 335) gesucht wird.

3.2 Qualitative Methoden als Zugang zur Betroffenensicht

Um der Mehrdimensionalität des Konzepts der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe angemessen Rechnung zu tragen, wird ein qualitativer Zugang für den Untersuchungsgegenstand gewählt, damit ein differenziertes Bild über die Lebenslagen der TeilnehmerInnen herausgearbeitet werden kann. Die meisten Untersuchungen, die sich mit Menschen in prekären Lebenslagen beschäftigen, schenken den Erfahrungen der Betroffenen nämlich wenig Aufmerksamkeit (vgl. Bullock 1995, S. 120). Quantitative Erhebungen reichen dafür nicht aus, weil insbesondere für die differenzierte Erfassung von Prekarisierung kaum geeignete Indikatoren zur Verfügung stehen (vgl. Groh-Samberg 2009, S. 240 f.).

Mithilfe eines qualitativen Zugangs wird daher eine Übernahme der Perspektive der TeilnehmerInnen angestrebt, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug gemacht haben, um einen umfassenden Einblick in die entsprechenden Lebenslagen zu erhalten (vgl. Flick, von Kardorff und Steinke 2017, S. 14).

Denn Alfred Schütz (1971) zufolge ist Wirklichkeit dem Menschen nicht direkt, sondern nur durch Konstruktionen zugänglich:

> Unser gesamtes Wissen von der Welt, sei es im wissenschaftlichen oder im alltäglichen Denken, enthält Konstruktionen, das heißt einen Verband von Abstraktionen, Generalisierungen, Formalisierungen und Idealisierungen, die der jeweiligen Stufe gedanklicher Organisation gemäß sind. (Schütz 1971, S. 5)

Daraus folgt, dass es „reine oder einfache" Tatsachen nicht gibt, sondern diese schon immer vorab durch das Bewusstsein des Menschen ausgewählt und interpretiert sind (ebd.). Dennoch ist ein Zugang zur Wirklichkeit möglich, von der allerdings immer nur bestimmte Aspekte erfasst werden, die „entweder für die Bewältigung des Alltags oder vom Standpunkt der akzeptieren Verfahrensregeln des Denkens, die wir Wissenschaftsmethodik nennen, relevant sind" (ebd., S. 5 f.). Laut Schütz ist eine Differenz zwischen Natur- und Sozialwissenschaften offenkundig: Der Natur ist keine Relevanz eigen, sondern die Bestimmung der Bedeutung erfolgt erst durch den Menschen. Die Gegenstände, mit denen sich SozialwissenschaftlerInnen befassen, haben hingegen immer Bedeutung, denn sie untersuchen eine mit einer „besondere[n] Sinn- und Relevanzstruktur" versehene soziale Welt, in der bereits gegliederte sowie interpretierte Konstruktionen erster Ordnung in für den jeweiligen Untersuchungskontext relevante Konstruktionen zweiter Ordnung übertragen werden müssen (Schütz 1971, S. 6 f.).

„Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale" sind zu erklären, die für Außenstehende, aber meist auch für die in der „Selbstverständlichkeit des Alltags befangenen Akteuren", nicht zugänglich sind (Flick, von Kardorff und Steinke 2017, S. 14). Flick, von Kardorff und Steinke (2017) erläutern, dass mit qualitativen Verfahren im Gegensatz zu standardisierten Fragebögen ein präziseres und vielfältigeres Bild von den Erfahrungen der Menschen, mit denen sich befasst wird, gezeichnet werden kann. Bei quantitativen Forschungsvorhaben ist schon vor der Untersuchung, bei Erstellung der Erhebungsinstrumente, eine feste Vorstellung über den Untersuchungsgegenstand nötig. Bei qualitativen Forschungsprojekten stehen hingegen Offenheit für „Erfahrungswelten, ihre innere Verfasstheit und ihre Konstruktionsprinzipien" im Vordergrund (Flick, von Kardorff und Steinke 2017, S. 17). Gemäß der AutorInnen gilt, offen gegenüber neuen Aspekten im Gegenstandsbereich sowie unbekannten Wahrnehmungen in vermeintlich vertrauten Umgebungen zu sein und die subjektive Sicht der AkteurInnen stets zu berücksichtigen. Forderungen, die vor dem Hintergrund neu entstandener Unübersichtlichkeiten aufgrund von Individualisierungsprozessen und zunehmend pluralisierter Lebensformen (vgl. Beck 1994) umso mehr Gültigkeit besitzen.

Auch wenn das Vorurteil überwunden wurde, dass in qualitativen Erhebungen Untersuchungsgegenstände lediglich explorativ beschrieben werden, und der qualitativen Forschung keine nachrangige Stellung in der empirischen Sozialforschung mehr zukommt,

muss eine „intuitive und deshalb unwissenschaftliche“ Auswertung und Interpretation von Daten vermieden werden (Gerhardt 1995, S. 435). Probleme kann aber insbesondere die Verallgemeinbarkeit von Ergebnissen bereiten. Eine „Generalformel“, die in der quantitativen Forschung darin besteht, mit Zufallsstichproben und statistischen Verfahren auf die Grundgesamtheit schließen zu können, gibt es in der qualitativen Sozialforschung nicht (Kuckartz 2006, S. 4048). Diesbezüglich stellt Heinz Bude (2017, S. 576) klar:

> Die Ergebnisse qualitativer Forschungen sind daher keine generellen Theorien mit dem Anspruch auf universelle Gültigkeit, universelle Anwendbarkeit und universelle Relevanz, sondern kontextualistische Erklärungen, die von befristeter Gültigkeit, von lokaler Anwendbarkeit und von perspektivischer Relevanz sind.

Um nun aber den „Vorwurf der Singularität“, das heißt, einer nicht über den Einzelfall hinausgehenden Gültigkeit, zu entkräften, ist eine aus dem empirischen Material entwickelte Typenbildung integraler Bestandteil qualitativer Forschungen (Kuckartz 2006, S. 4048). Durch Typologien sind Verallgemeinerungen möglich, die sich allerdings primär auf die untersuchten Fälle beschränken und keine Repräsentativität beanspruchen können (vgl. ebd., S. 4047). Gleichwohl kann damit der Weg geebnet werden, in anschließenden Untersuchungen die Forschung auf weitere oder größere Gruppen auszuweiten, um Hinweisen der Repräsentativität für die Grundgesamtheit nachzugehen (vgl. Kluge 1999, S. 46 f.).

3.3 Gesellschaftliche Einbindung und Teilhabe als Sensitizing Concept

In der qualitativen Sozialforschung sind vereinzelt Forderungen zu vernehmen, die unter anderem auf die Begründer der *Grounded Theory* zurückgehen (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 18), wonach ForscherInnen bei der Erhebung und Auswertung von Daten gänzlich induktiv verfahren sollen, um zur Theoriebildung zu gelangen. Kelle und Kluge (ebd., S. 18-21) nennen einen derartigen Ansatz ein „induktives Selbstmissverständnis“, weil es auch bei qualitativen Untersuchungen nicht denkbar ist, ohne Vorwissen oder Vorannahmen vorzugehen: Denn Wahrnehmung ist nicht ohne Erwartungen möglich (vgl. Lakatos 1982, S. 14), „weder empirische Verallgemeinerungen noch theoretische Aussagen ›emergieren‹ einfach auf dem Datenmaterial“ (Kelle und Kluge 2010, S. 28, Hervorhebung im Original).

Durch „theoretische Sensibilität“ können hingegen durch den Rückgriff auf Vorwissen Daten sukzessive adäquat eingeordnet und interpretiert werden (Strauss und Corbin 1996). Nur mit schon latent vorhandenen Konzepten und Theorien ist es überhaupt möglich, relevante

Aspekte im empirischen Material zu erkennen, Daten zu kategorisieren und zu Hypothesen zu gelangen (vgl. Glaser und Strauss 1998, S. 13, 54).

„Sensitizing concepts“ nach Blumer (1954) können hierbei die Forschenden „für die Wahrnehmung sozialer Bedeutungen in konkreten Handlungsfeldern“ sensibilisieren (Kelle und Kluge 2010, S. 29): „[I]t gives the user a general sense of reference and guidance in approaching empirical instances“ (Blumer 1954, S. 7). „Sensitzing concepts“ bzw. vage Konzepte entsprechen nach Kelle und Kluge (2010, S. 37) empirisch gehaltlosen Theorien, mit denen „soziologisch relevante Phänomene“ wahrgenommen und beschrieben werden können. Außerdem soll die Offenheit gehaltloser Theorien vermeiden, dass die Forschenden die individuellen „Relevanzsetzungen“ der Befragten durch Vorannahmen beeinflussen (ebd.). Gehaltlose Theorien passen nämlich „sozusagen immer und auf alle Situationen“, da ohne zusätzliche empirische Daten keine Informationen über einen konkreten Gegenstand gewonnen werden können (ebd., S. 68). In weiteren Arbeitsschritten werden die Konzepte durch empirische Daten präzisiert und konkrete theoretische Ansätze erarbeitet, um schließlich zu gehaltvollen Theorien zu gelangen (vgl. ebd., S. 30).

Die Dimensionen der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe nach Martin Kronauer (2010a) dienen der Untersuchung als empirisch vages Konzept. Gesellschaftliche Einbindung erfolgt durch Arbeitsteilung und soziale Beziehungen im Modus der Interdependenz, gesellschaftliche Teilhabe wird in den materiellen, politisch-institutionellen und kulturellen Dimensionen im Modus der Partizipation erreicht. Prinzipiell gelten die in diesem Ansatz enthaltenen Annahmen hinsichtlich sozialer Inklusion für alle Mitglieder einer modernen Gesellschaft. Durch gehaltvolle aus empirischen Daten entwickelte Theorien wird das vage Konzept der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe schließlich präzisiert und ausdifferenziert.

3.4 Das Interview als Erhebungsinstrument

Da mittels Sprache Informationen weitergegeben werden, kann durch Fragen gezielt an Wissen gelangt werden, womit sich die unverminderte Bedeutung von Interviews als Erhebungsinstrument für qualitative Forschungsvorhaben erklärt (vgl. Witzel und Reiter 2012, S. 1). Auch im vorliegenden Forschungsprojekt werden Interviews eingesetzt, in denen die TeilnehmerInnen angehalten werden, ihre Perspektiven und Orientierungen sowie die Erfahrungen, die zu diesen Orientierungen geführt haben, zum Ausdruck zu bringen. Die Interviews sind demnach narrativ fundiert: Es wird auf erzählgenerierende Verfahren zurück-

und selbst möglichst wenig eingegriffen, um die Gefahr der Strukturierung der Aussagen der Befragten durch eigene Vorerfahrungen zu minimieren (vgl. Nohl 2012, S. 1; Bohnsack 2014, S. 22).

Das methodische Verfahren stützt sich auf das von Andreas Witzel (1982) entwickelte problemzentrierte Interview, mit dem der Anspruch einer „unvoreingenommene[n] Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel 2000) verbunden ist. Das Hauptaugenmerk ist somit auf die Perspektive der Befragten gerichtet. Die Problemzentrierung bezieht sich auf die Forschungsfrage, bei der eine gesellschaftlich relevante Problemstellung mit unmittelbarer individueller Bedeutung für die Teilnehmenden behandelt wird (vgl. Witzel und Reiter 2012, S. 4).

Während die Interviewten ihr Erfahrungswissen schildern, behält der Interviewende den Kontext des Untersuchungsgegenstandes im Blick, um die Ausführungen der Interviewten verstehen, nachvollziehen sowie an Alltagsproblemen orientierte Nachfragen stellen zu können (vgl. Witzel 2000). Ziel ist, „the establishment of a ›focus of the reconstruction of meaning‹ on all crucial aspects of the problem involving the breadth and depth that are appropriate for the topic” (Witzel und Reiter 2012, S. 6, Hervorhebung im Original). Nach Schütz (1971, S. 7) versucht der Forschende, die von den Interviewten vorgebrachten Alltagskonstruktionen erster Ordnung durch Rekonstruktionen zweiter Ordnung in einen sozialwissenschaftlichen Rahmen zu übersetzen.

Die eingenommene Position des Interviewers entspricht der eines „well-informed traveler[s]“ (Witzel und Reiter 2012, S. 2 f.): Zwar gibt es bestimmte Erwartungen auf Grundlage vorher eingeholter Hintergrundinformationen über den Gegenstandsbereich, der Inhalt wird aber grundsätzlich durch die Konversationen mit den Teilnehmenden bestimmt. Ein Leitfaden wird flexibel verwendet – entsprechend steht der Interviewende Modifikationen und Änderungen im Ablauf des Gespräches prinzipiell offen gegenüber (vgl. ebd., S. 2). Sonach ist der Leitfaden nicht durch ein konventionelles vorgefertigtes Frage-Antwort-Schemata strukturiert, sondern wird als thematischer Rahmen, einer „road map“, begriffen, um die für die Forschungsfragen relevanten Aspekte im Blick zu halten (Witzel und Reiter 2012, S. 32).

Während der Interviews wird nach Witzel und Reiter (2012, S. 8 f.) eine Haltung des „active listening“ eingenommen: Die Teilnehmenden werden durch entsprechende Fragen dazu angeregt, Erzählungen und Gedanken mitzuteilen. Das problemzentrierte Interview nimmt somit explizit eine Position zwischen standardisiertem und gänzlich offenem Verfahren ein. Bei ersteren wird kritisiert, dass sich allein durch die Interviewsituation das Verhalten der

Teilnehmenden ändern kann. In letzteren besteht die Gefahr durch Vermeidung jeglicher Interventionen, den Befragten zu viel abzuverlangen und ebenfalls zu künstlichen Situationen beizutragen. Laut der Autoren ist aber gemeinhin davon auszugehen, dass Interviewte für sie relevante Erfahrungen schildern können, ohne darauf *gestoßen* zu werden. Die Konstruktion von Problemlagen durch die Forschenden selbst muss vermieden werden.

Sonach wird nicht außer Acht gelassen, dass es sich bei Interviews um soziale Interaktionen handelt, die auch immer Effekte auf die Daten haben (vgl. Bourdieu 1997, S. 780). Qualitative Ansätze beziehen daher auch den Standpunkt und die subjektive Wahrnehmung des Forschenden in das Untersuchungsdesign ein (vgl. Flick, von Kardorff und Steinke 2017, S. 23). Mittels Reflexivität kann der soziologisch geschulte Interviewer aber insbesondere „die Effekte der gesellschaftlichen Struktur, innerhalb der sich das Interview vollzieht“, das heißt, zum Beispiel das Gefälle der sozialen Positionen von Interviewer und Interviewten, wahrnehmen und kontrollieren (Bourdieu 1997, S. 782). Eine vollständige Kontrolle durch Ausschaltung aller beeinflussender Faktoren ist jedoch illusorisch (vgl. ebd.; Witzel und Reiter 2012, S. 11; Flick, von Kardorff und Steinke 2017, S. 23).

3.5 Das Sampling

Bei der Auswahl der jeweiligen spezifischen Orte, an denen die Interviews durchgeführt wurden, fanden nur Regionen mit ähnlichen (sozio-)ökonomischen Bedingungen Berücksichtigung, um etwaige regionale Disparitäten als Einflussfaktoren auf die Lebenslagen der TeilnehmerInnen zu minimieren. Sowohl in den USA als auch in Deutschland wurden die Interviews in städtischen Regionen durchgeführt, die hinsichtlich Einkommen und Arbeitslosenquote (zwischen 2015 und 2019) nicht wesentlich vom jeweiligen Landesdurchschnitt abweichten: Laut amtlicher Statistiken lagen die Differenzen im jährlichen Durchschnittseinkommen pro EinwohnerIn nicht höher als 2500 US-Dollar bzw. Euro und Abweichungen der Arbeitslosenquote waren auf nicht mehr als 3 Prozentpunkte zu beziffern.

Die Auswahl der TeilnehmerInnen orientierte sich darüber hinaus an der in den untersuchten Gesellschaften zunehmenden Verbreitung von Prekarisierung. Erwerbslosigkeit, durch die für den Einzelnen eine Schwächung gesellschaftlicher Inklusion einhergehen kann, ist das erste für das Sampling herangezogene Merkmal. Mit Niedriglohnbezug als zweitem Kriterium für die

Auswahl[15] wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass auch mit Erwerbstätigkeit nicht zwangsläufig vollumfängliche gesellschaftliche Einbindung und Teilhabe gewährleistet wird.

Zwölf Interviews wurden mit Personen absolviert, die mindestens in drei aufeinanderfolgenden Monaten Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben. Bis auf eine Ausnahme[16] waren die TeilnehmerInnen nicht länger als zwölf Monaten vor dem Interview erwerbslos. Zehn Gespräche wurden mit Personen geführt, die weniger als zwei Drittel des nationalen Medianeinkommens verdienten (vgl. OECD 2018e). Jeweils sechs TeilnehmerInnen aus den USA und Deutschland haben Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht, jeweils fünf GesprächspartnerInnen aus beiden Gesellschaften bezogen zum Zeitpunkt des Interviews ein niedriges Lohneinkommen. Insgesamt sind 22 Interviews im Sampling zu finden.

Aufgrund der Anlage der Untersuchung als ein Vergleich, bei dem unterschiedliche Einflussfaktoren zweier Gesellschaften herausgearbeitet werden sollen, wurde darüber hinaus eine möglichst heterogene Auswahl von Teilnehmenden in Hinblick auf soziodemographische Merkmale angestrebt, um zu einer größeren Generalisierbarkeit der Ergebnisse zu gelangen (vgl. Robinson 2014, S. 27). Hiermit ist allerdings nicht Repräsentativität gemeint, die in qualitativen Forschungen aufgrund niedrigerer Fallzahlen kaum zu erreichen ist. Vielmehr deckt eine angemessene Heterogenität der Interviewteilnehmenden durch voneinander abweichende soziodemografische Merkmale ein breites Spektrum an sozialstrukturellen Einflüssen ab (Kelle und Kluge 2010, S. 55). Deshalb wurde bei der Fallauswahl auf eine gleichmäßige Verteilung der soziodemographischen Merkmale Geschlecht, Alter und Bildungsabschluss geachtet.

Zehn Frauen und zwölf Männer im Alter von 21 bis 71 Jahren, von denen sieben TeilnehmerInnen keine Hochschulreife erlangt haben, nahmen an der Studie teil. Nach der internationalen Standardklassifikation des Bildungswesens (International Standard Classification of Education – ISCED, vgl. OECD 2019b) besitzen vier TeilnehmerInnen keinen Abschluss im Sekundarbereich II – eine Person aus den Vereinigten Staaten und drei aus Deutschland. Fünf TeilnehmerInnen weisen die Berechtigung für einen tertiären Bildungsweg auf, ohne ein Studium beendet zu haben, wobei vier GesprächspartnerInnen in den USA und einer in Deutschland ansässig sind. Im Sampling sind sechs InterviewpartnerInnen mit abgeschlossenem Studium aus den Vereinigten Staaten und sieben aus der Bundesrepublik zu finden.

[15] Eine Teilnehmerin geht verschiedensten ehrenamtlichen Tätigkeiten nach und bezieht ihre Einkünfte aus einer Niedrigrente.
[16] Bei einem Teilnehmer liegt die Erwerbslosigkeit 18 Monate zurück.

Tabelle 1: TeilnehmerInnen des Samplings nach Erwerbsstatus, Land und Alter

Vereinigte Staaten		**Deutschland**	
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	**NiedriglohnbezieherInnen**	**Von Erwerbslosigkeit Betroffene**	**NiedriglohnbezieherInnen**
Diane (57; 3)*	Betty (68; 2)	Anne (28; 3)	Ingo (40; 3)
John (33; 1)	Howard (71; 3)	Mariana (35; 3)	Karsten (29; 2)
Rhea (54; 3)	Janice (28; 2)	Max (31; 3)	Monika (31; 3)
Rob (48; 3)	Jennifer (28; 2)	Sebastian (34; 3)	Ronja (42; 3)
Rodger (62; 3)	Sarah (21; 2)	Sven (28; 1)	Stefan (57; 1)
Sam (41; 3)		Tobias (52; 1)	

* Alter und Bildungsabschluss (1: keine Schulabschluss Sekundarstufe II, 2: Berechtigung für tertiären Bildungsweg ohne Abschluss eines Studiums, 3: Akademischer Abschluss)

Die InterviewteilnehmerInnen wurde mithilfe von Print-Aushängen auf Anschlagtafeln verschiedener öffentlicher Institutionen und digitalen Suchanzeigen auf Plattformen sozialer Netzwerke akquiriert. Die Palette der Anlaufstellen reichte von kommerziellen Anbietern für Kleinanzeigen über öffentlich zugängliche Foyers von Bibliotheken bis hin zu gemeinnützigen Interessengemeinschaften, um eine angemessene Bandbreite an potenziell Interessierten anzusprechen. Auf diese Weise konnten acht Personen für Interviews gewonnen werden. Weitere TeilnehmerInnen wurden mit „snowball sampling“ (Heckathorn 2002) gefunden. GesprächspartnerInnen wurden nach weiteren interessierten Personen in ihrem Umfeld gefragt, die ebenfalls Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug gemacht haben. Häufig boten Interviewte auch selbst Unterstützung an, um bei der Suche nach weiteren KandidatInnen zu helfen. Durch die Einbeziehung von Teilnehmenden als dritte Bezugspersonen erwies sich die *Schneeball*-Strategie als sehr hilfreich, weil damit ein größeres Vertrauensverhältnis zwischen Forschenden und weiteren GesprächspartnerInnen erreicht wurde. Nicht zuletzt in Hinblick auf Erwerbslosigkeit, die mit einem größeren Stigma verbunden ist, zahlte sich dieses Vorgehen aus. So meldeten sich auf die Aushänge und Suchanzeigen deutlich mehr NiedriglohnbezieherInnen als Erwerbslose.

Die Interviews wurden zwischen 2015 und 2020 geführt. Die Gespräche in den USA waren auf den Zeitraum zwischen August und Oktober 2016 beschränkt. Bis auf drei Interviews wurden alle Gespräche im Zeitraum von 2015 bis 2018 geführt. Die übrigen Konversationen wurden Ende 2019 und Anfang 2020 geführt, um aus dem Sampling herausgenommene Interviews zu ersetzen, deren Gütekriterien sich durch Intervenieren weiterer Personen oder nicht vollständig zu Ende geführter Gespräche als nicht ausreichend erwiesen.

Von einer theoretischen Sättigung, dem Zeitpunkt, ab dem durch weitere Datenerhebungen keine neuen Beiträge zur Theoriebildung bzw. Typenbildung mehr wahrscheinlich sind (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 49; Strauss und Corbin 1996, S. 159), ist allerdings auch nach Durchführung aller 22 Interviews nicht auszugehen. Einerseits lag das an der für die Felderhebung in den USA nur begrenzt zur Verfügung stehenden Zeit des Forschungsaufenthalts. Andererseits würde durch die geforderte umfangreiche Miteinbeziehung intersektional angelegter Kontrastfälle (vgl. Nohl 2013, S. 273 f.) zur Berücksichtigung weiterer Einflussfaktoren, die Größe des Samplings derart ansteigen, dass die Auswertung mit den vorhandenen Ressourcen nicht zu bewältigen gewesen wäre. Demnach wird sich sowohl an den zuvor genannten theoretischen wie auch an pragmatischen Gesichtspunkten orientiert und hinsichtlich der Typenbildung von einem nicht allumfassenden, aber dennoch anschlussfähigem Theorieansatz ausgegangen.

3.6 Typenbildung zur Auswertung des empirischen Materials

Die Auswertung der transkribierten Interviews orientiert sich an den von Kelle und Kluge (2010) systematisierten Methoden und Modellen zur Typenbildung, um die in den Interviews erhobenen empirischen Daten einzuordnen und zu erklären. In der qualitativen Sozialforschung sind Verfahren des Fallvergleichs, der Fallkontrastierung und der Typenbildung unverzichtbar, da keine vorher aufgestellten Hypothesen überprüft werden und im Vergleich zu quantitativen Auswertungen Daten vorab nur wenig systematisch organisiert sind (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 10).

Die der Beschreibung dienenden „Ordnung und Strukturierung eines Untersuchungsbereichs“ ist daher das erste Hauptziel der Typenbildung (Kluge 1999, S. 44). Typen strukturieren die gesellschaftliche Komplexität und reduzieren Informationen auf die wichtigsten Aussagen (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 10). Statt zwischen einer Vielzahl von Einzelfällen, kann zwischen einer geringen Anzahl von Typen unterschieden werden (vgl. Sodeur 1974, S. 24). Auf der „Ebene des Typus“ stehen Gemeinsamkeiten der Fälle im Vordergrund, um durch eine große Homogenität das Charakteristische und die essenziellen Merkmale eines Typus zu bestimmen (Kluge 1999, S. 44). Auf der „Ebene der Typologie“ wird nach Differenzen der Fälle gesucht, um durch eine große Heterogenität die Unterschiede zwischen den verschiedenen Typen zu illustrieren (ebd.).[17] Die Untergliederung in Typen zeigt

[17] In der Auswertung ab Kap. 5 entspricht diese Ebene den gebildeten Kategorien.

den untersuchten Gegenstand schließlich in seiner Bandbreite und „charakteristische Züge, eben das ›Typische‹ von Teilbereichen“ (Kelle und Kluge 2010, S. 10, Hervorhebung im Original).

Trotz der nicht immer einheitlichen Begrifflichkeiten werden Typen von Klassen abgegrenzt. Während Klassen durch eindeutig definierte Merkmale klare Grenzen aufweisen, ähneln sich die Elemente eines Typus nur mehr oder weniger (vgl. Kluge 1999, S. 23). Ein Typus basiert in der Regel auf mehreren Merkmalen (vgl. ebd., S. 34-42). Graduelle Unterschiede führen jedoch dazu, dass die Einordnung von Fällen in eine Typologie Schwierigkeiten bereiten kann (vgl. Ziegler 1973, S. 11), da es vorrangig an den Rändern zwischen den verschiedenen Typen zu Unschärfen kommt (vgl. Lazarsfeld 1959, S. 477). Fälle eines Typus müssen eine größere Anzahl, aber nicht zwingend alle bestimmenden Merkmale des Typus besitzen (vgl. Sodeur 1974, S. 20 f.; Kuckartz 1988, S. 223 f.). Da die Sozialforschung aber kaum starr voneinander abgrenzbare Entitäten untersucht (vgl. Hempel und Oppenheim 1936, S. 1), können Klassen die Realität nicht besser als Typen abbilden. Gleichwohl ist das Ziel der Typenbildung, eine größtmögliche Homogenität innerhalb und größtmögliche Heterogenität zwischen den Typen zu erreichen (vgl. Kuckartz 2006, S. 4052).

Das zweite Hauptziel besteht darin, mit einem „Zangengriff“ sowohl durch erhobene Daten als auch mit bereits vorhandenem Wissen zu neuen Erkenntnissen zu gelangen (Kelle und Kluge 2010, S. 23). Im Material sichtbare Gemeinsamkeiten und Differenzen von Fällen ermöglichen die „Formulierung von Hypothesen über allgemeine kausale Beziehungen und Sinnzusammenhänge“ (ebd., S. 11). Wenn Fälle in einem Typus viele ähnliche Merkmale aufweisen, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass es sich nicht um eine zufällige Verteilung handelt, sondern dass „inhaltliche Sinnzusammenhänge“ bestehen (Kluge 1999, S. 46). Ziel ist jedoch nicht nur die Aufdeckung von Korrelationen, sondern auch die dahinterstehenden Sinnzusammenhänge nachzuvollziehen und zu interpretieren (ebd., S. 46). Denn neben der Beschreibung gehört zur Bildung einer Typologie auch die Erklärung von Typen – die unterschiedlichen Arbeitsschritte werden laut Uta Gerhardt (1995, S. 436) fälschlicherweise oft gleichgesetzt.

Da sich Fälle gebildeter Typen nur ähneln und nicht deckungsgleich sind, wird das Charakteristische der Typen herausgearbeitet. Um der Gefahr zu entgehen, durch Vorstellung einzelner Fälle, das Charakteristische eines Typus durch individuelle Eigenarten zu verzerren (vgl. von Zerssen 1973, S. 78) werden prototypische Fälle aus dem Material ausgewählt, die die Merkmale eines Typus am besten repräsentieren. Bei der Auswahl nur einzelner prototypischer Fälle können allerdings ebenfalls Probleme der Verzerrung entstehen. Daher

werden nach Kuckartz (1988, S. 224) mehrere Prototypen zu einem Idealfall „komponiert“, der den gebildeten Typus bezüglich möglichst vieler Charakteristika eindeutig repräsentieren kann. Durch „Pointierung und Weglassen des ›Unwesentlichen‹“ dienen diese Konstruktionen der Illustration und Verdeutlichung der komplexen sozialen Realität (ebd., Hervorhebung im Original). Die Typenbildung endet mit einer umfassenden und präzisen Charakterisierung der herausgearbeiteten Typen, die sich an den im Interesse stehenden Vergleichshintergründen, Merkmalsausprägungen und rekonstruierten Sinnzusammenhängen orientiert (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 105).

Ausgehend davon, dass „Menschen bestimmter sozio-historisch geformter Individualität innerhalb dieses strukturellen Rahmens agieren und so u. a. zu seiner Verfestigung beitragen“ (Bolte 1983, S. 16), strebt die Auswertung an, den „historischen Charakter der Daten“ nicht zu bestreiten, aber trotzdem über die Analyse von Einzelfällen hinauszugehen und zu verallgemeinerten Ergebnissen zu gelangen (Gerhardt 1986, S. 77 f.). Ziel ist schließlich, „das vergesellschaftete Subjekt im Schnittpunkt der Wirkungsfelder Gesellschaft und Individuum zu erfassen“ (Gerhardt 2015, S. 10).

4 Das Konzept der gesellschaftlichen Zugehörigkeit

In dieser Studie wird nach den Auswirkungen von Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug auf soziale Inklusion gefragt. Daher werden die Lebenslagen der InterviewteilnehmerInnen in den Dimensionen gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe bzw. Interdependenz und Partizipation nach Martin Kronauer (2010a) betrachtet.

Grundlage für Kronauers Ansatz sind die von Richard Münch (2008) aufgeführten „Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften". Soziale Integration ist nach Münch (2008, S. 51)

> ein Zustand der Gesellschaft, in dem alle ihre Teile fest miteinander verbunden sind und eine nach außen abgegrenzte Einheit bilden. Zu ihren Teilen gehören die einzelnen Individuen als Mitglieder der Gesellschaft, die sowie die Teilsysteme, die auf die Erfüllung bestimmter Funktionen spezialisiert sind, so - in modernen Gesellschaften – die Systeme der Wirtschaft, der Politik, des Rechts, der Wissenschaft, der Medizin, der Massenmedien oder der Religion.

Im Gegensatz zu archaischen Stammesgesellschaften, in denen durch Verwandtschaftsverhältnisse ein Zusammengehörigkeitsgefühl besteht (vgl. Münch 2008, S. 51), vollzieht sich soziale Integration für die Mitglieder moderner Gesellschaften in ökonomischen, sozialen, politisch-institutionellen und kulturellen Teilbereichen, über die in der sozialwissenschaftlichen Diskussion Übereinstimmung herrscht (vgl. Häußermann, Kronauer und Siebel 2004, S. 24 f.; Kronauer 2010a, S. 147 f.).

Allerdings ist umstritten, wie sich die Begriffe der Inklusion und der Integration unterscheiden (vgl. Wocken 2010). Martin Kronauer (2010b, S. 56) vertritt den Standpunkt, dass bei Integration lediglich von einer Gesellschaft ausgegangen wird, „in die integriert werden kann und soll". Inklusion bezieht hingegen auch die Akteure ein, die Ausgrenzung befördern, womit die Notwendigkeit von Veränderungen gesellschaftlicher Verhältnisse betont wird.

Kronauer (2010a, S. 147) unterteilt die Dimensionen in zwei „Modi der Zugehörigkeit", in die Individuen in die Gesellschaft eingebunden sind und Teilhabe erfahren. Einbindung in Erwerbsarbeit und soziale Beziehungen fasst der Autor unter dem Begriff der gesellschaftlichen Interdependenz zusammen. Materielle, politisch-institutionelle und kulturelle Teilhabe sind dem Modus gesellschaftlicher Partizipation subsumiert. Kronauer (ebd., S. 231) integriert hierbei Ansätze von Robert Castel und Thomas H. Marshall in das Modell: Wechselseitige Abhängigkeitsverhältnisse sozialer Arbeitsteilung und Nahbeziehungen ermöglichen „soziale

Kohäsion“ (Castel 2000) und führen zu gesellschaftlicher Einbindung. „Staatsbürgerrechte“ (Marshall 1992) sollen materielle, politisch-institutionelle und kulturelle Teilhabe gewährleisten.

Gesellschaftliche Einbindung

Der Modus der gesellschaftlichen Einbindung bzw. Interdependenz basiert auf Robert Castels Ansatz über soziale Integration in der Arbeitsgesellschaft, der auf den 1893 veröffentlichen Ausführungen Émile Durkheims (1992) zur Arbeitsteilung aufbaut.

Voraussetzung für eine stabile soziale Ordnung ist laut Durkheim Solidarität. In segmentären Gesellschaften führen die Ähnlichkeiten ihrer Mitglieder zu einem gemeinschaftlichen intensiven Zusammengehörigkeitsgefühl, aus dem Solidarität erwächst. Durkheim nennt dieses Verhältnis „mechanische Solidarität“, einer „Solidarität sui generis, die aus Ähnlichkeiten erwachsend, das Individuum direkt an die Gesellschaft bindet“ (Durkheim 1992, S. 158). In modernen Gesellschaften unterscheiden sich Individuen durch soziale Differenzierungsprozesse zunehmend, dennoch besteht ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis, das sich aus der Arbeitsteilung ihrer Mitglieder speist und Solidarität ermöglicht. Nicht wegen „Glaubensüberzeugungen und Gefühlen, die allen Mitgliedern der Gruppe gemeinsam sind“, sondern aus der Kooperation der Gesellschaftsmitglieder entsteht „organische Solidarität“, die Grundlage für soziale Integration der Individuen ist (ebd., S. 181-183).

Soziale Integration erfolgt nach Castel über die Einbindung in gesellschaftliche Arbeitsteilung und soziale Beziehungen. In Arbeitsverhältnissen existiert eine auf Wechselseitigkeit beruhende, wenn auch häufig ungleichgewichtige Abhängigkeit reglementierter Kooperation. In sozialen Beziehungen besteht Abhängigkeit aufgrund informeller reziproker Verpflichtungen (vgl. Kronauer 2010a, S. 45).

Im Unterschied zu Durkheims Erörterungen entwickelt sich soziale Kohäsion in Castels Modell nicht eigenständig, sondern die Gesellschaftsmitglieder müssen Solidarität aktiv hervorbringen (vgl. Lobato 2017, S. 53). Entscheidend ist diesbezüglich die fortdauernde Auseinandersetzung mit der *sozialen Frage*, die im 19. Jahrhundert wegen des Elends weiter Bevölkerungsteile im Zuge der Industrialisierung zum ersten Mal im nationalstaatlichen Rahmen thematisiert wurde:

> Die ›soziale Frage‹ ist eine fundamentale Aporie, an der eine Gesellschaft das Rätsel ihrer Kohäsion erfährt und das Risiko ihrer Fraktur abzuwenden sucht. Sie stellt eine Herausforderung dar, welche die Fähigkeit einer Gesellschaft (dessen,

> was man in politischen Begriffen eine Nation nennt) auf die Probe bzw. in Frage stellt, als eine durch wechselseitige Abhängigkeitsbeziehungen verbundene Gesamtheit zu existieren. (Castel 2000, S. 17, Hervorhebung im Original)

Ist sozialer Zusammenhalt einer Gesellschaft in größerem Maße nicht gegeben, führt dies nicht nur zu Exklusionserfahrungen einzelner Mitglieder, sondern die Integrationskraft der Gesamtgesellschaft wird infrage gestellt (vgl. Castel 2000, S. 385 f.; Kronauer 2010a, S. 45).

Castel (2000, S. 393) bezieht auch „Staatsbürgerrechte" in seine Überlegungen ein, so sieht er in der Erwerbsarbeit das „Hauptfundament der citizenship". Mit Einbindung in soziale Beziehungen ist für Castel auch der Zugang zu staatlichen Institutionen gemeint. Dadurch wird aber laut Kronauer (2010a, S. 244) eine „Kontinuität der über Herkunftsgemeinde und Familienverband vermittelten Sicherheiten der vorindustriellen und vorkapitalistischen Epoche" zu sehr betont. Bei der Beschäftigung mit Prekarisierung und Exklusion gerät somit das „zentrale Spannungsverhältnis zwischen Bürgerrechten und marktförmig organisierter Arbeitsteilung" aus dem Blickfeld. Dieses Verhältnis hebt Kronauer durch die zwei Modi der gesellschaftlichen Zugehörigkeit hervor, weshalb er politisch-institutionelle Teilhabe nicht dem Modus der gesellschaftlichen Interdependenz, sondern dem der Partizipation zuordnet. Kronauer (2010a, S. 47) unterstreicht aber nachdrücklich, dass Einbindung und Teilhabe die zwei Seiten gesellschaftlicher Zugehörigkeit sind, die aufeinander verweisen.

Gesellschaftliche Teilhabe

Grundlage des Modus der gesellschaftlichen Teilhabe bzw. der Partizipation sind Thomas H. Marshalls (1992) Ausführungen über Staatsbürgerrechte von 1950. Nach Marshall (1992, S. 38 f.) kann Ungleichheit in einer Gesellschaft akzeptiert werden, solange die „Gleichheit des Staatsbürgerstatus" anerkannt ist. Der freie Markt und Wettbewerb funktionieren „innerhalb gewisser Grenzen", Teilhabe kann aber nicht allein hierdurch gewährleistet werden (Mackert und Müller 2007, S. 35). Daher schafft der Staat mithilfe von Staatsbürgerrechten ein Mindestmaß an Gleichheit.

Marshall (1992) differenziert zwischen bürgerlichen, politischen und sozialen Rechten, die sich im Wohlfahrtsstaat entwickelt haben. Bürgerliche Rechte sichern den Individuen „Redefreiheit, Gedanken- und Glaubensfreiheit, Freiheit des Eigentums, die Freiheit gültige Verträge abzuschließen, und das Recht auf ein Gerichtsverfahren" zu (Marshall 1992, S. 40). Politische Rechte garantieren durch Ausübung des passiven oder aktiven Wahlrechts die Teilnahme an politischen Entscheidungsprozessen. Soziale Rechte sollen ein an den

gesellschaftlich verbreiteten Standards ausgerichtetes Mindestmaß an „wirtschaftlicher Wohlfahrt und Sicherheit“ gewährleisten (ebd.).

Soziale Ungleichheit kann durch Staatsbürgerrechte hingegen nicht eliminiert werden, denn durch die Kopplung des Bildungssystems mit dem Arbeitsmarkt werden Statusunterschiede legitimiert. Die Entwicklung hin zu einer „grundsätzlich egalitären Gesellschaft“ lassen auf Leistung und nicht auf Vererbung basierende Ungleichheiten allerdings tolerierbar erscheinen (ebd., S. 87).[18] Die quantitative und qualitative Ausweitung von Staatsbürgerrechten nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichte schließlich eine vorher nie dagewesene institutionelle Teilhabe fast aller Bevölkerungsgruppen in den westlichen Industriestaaten (vgl. Kronauer 2010a, S. 87).

Unter dem Aspekt von Pflichten spricht Marshall (1992, S. 88-90) auch Erwerbsarbeit an, mittels derer ein System von Staatsbürgerrechten durch Steuern und Beiträgen für Sozialversicherungen überhaupt erst möglich wird. In Zeiten von Vollbeschäftigung und kontinuierlichem Wirtschaftswachstum schien strukturelle Erwerbslosigkeit in der Nachkriegszeit kaum denkbar, sodass Fragen nach einem Recht auf Arbeit[19] in den Ausführungen von 1950 außen vor gelassen werden. Damit bleibt laut Kronauer (2010a, S. 91 f.) aber das Machtgefälle zwischen Unternehmen und ArbeiterInnen sowohl in Marshalls Theorie als auch in der tatsächlichen gegenwärtigen Ausgestaltung von Staatsbürgerrechten unhinterfragt.

Verschiedenene Konstellationen von Ausgrenzung

Das Konzept der gesellschaftlichen Einbindung und Teilhabe ermöglicht eine differenzierte Bestimmung von sozialer Inklusion, denn dichotome und vereinfachte Vorstellungen eines entweder „Drinnen oder Draußen“ insbesondere in Hinblick auf soziale Ausgrenzung werden vermieden (ebd. S. 141-145). Konstellationen ausschließender Inklusion sowie einschließender Exklusion erweitern die Analyseperspektive.

Ausschließende Inklusion bezeichnet Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung und in soziale Beziehungen, bei gleichzeitig nicht ausreichender Teilhabe in materiellen, politisch-institutionellen und kulturellen Dimensionen. Beispielsweise sind Betroffene zwar durch eine niedrig entlohnte Arbeitsstelle in die gesellschaftliche Arbeitsteilung eingebunden, Teilhabe kann aber durch einen nicht an den gesellschaftlichen Standards angemessenen Lebensstandard trotzdem vorenthalten werden. Mit einschließender Exklusion ist hingegen die

[18] Vgl. auch die dazu wegweisende Kritik von Bourdieu und Passeron (1971), die die Annahme von Chancengleichheit im Bildungssystem als Illusion bezeichnen.
[19] Vgl. auch Rosanvallon (2000, S. 68-81) zum diesbezüglichen historischen Diskurs in Frankreich.

Herauslösung aus gesellschaftlicher Einbindung gemeint, bei der aber noch Teilhabe gewährleistet ist. Hiervon Betroffene sind zum Beispiel durch Erwerbslosigkeit aus wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen exkludiert, können aber beim Anspruch auf finanzielle Sicherungsleistungen weiterhin materielle Teilhabe erfahren.

Kronauers Modell wird demnach der gewachsenen Komplexität von Konstellationen sozialer Inklusion und Ausgrenzung gerecht. In den westlichen Industrieländern sind Verhältnisse ausschließender Inklusion und einschließender Exklusion weitaus häufiger zu finden als Fälle ausschließender Exklusion, die sich weder durch ausreichende gesellschaftliche Einbindung noch Teilhabe auszeichnen (vgl. ebd., S. 136). Von ausschließender Exklusion ist den Gesellschaften Deutschlands und den Vereinigten Staaten vor allem bei obdachlosen Menschen zu sprechen und außerdem in den von staatlichem Rückzug geprägten segregierten Ghettos[20] in den USA (vgl. Wacquant 2004).

Wegen der vergleichsweise großen Anzahl an möglichen Konstellationen des Modells müssen entsprechend viele Lebenslagen und sehr heterogene Gruppen in den Blick genommen werden. Laut Kronauer (2010a, S. 148 f.) spricht das aber nicht für die Unschärfe des Modells, sondern diese Vielschichtigkeit scheint eine genuine Eigenschaft von Exklusion zu sein: Zunehmend mehr Menschen sind von Ausgrenzung in unterschiedlichen Dimensionen gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe bedroht. Deshalb müssen die Gemeinsamkeiten der Erfahrungen und gleichzeitig die Heterogenität der Lebenslagen der Betroffenen aufgezeigt werden. Die Dimensionen der beiden Modi der Interdependenz und Partizipation beeinflussen sich zudem gegenseitig und sind deshalb keine voneinander unabhängigen Größen (vgl. ebd., S. 116). Erwerbslosigkeit hat zum Beispiel neben dem Ausschluss aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der Regel direkte Konsequenzen in Form von verminderter materieller Teilhabe, die wiederum eine Verringerung von Einbindung in soziale Netzwerke nach sich ziehen kann.

Die nun anschließende Auswertung erfolgt in Form einer Zuordnung, Charakterisierung und Vorstellung prototypischer Interviewausschnitte. Zunächst wird sich dem Modus der gesellschaftlichen Interdependenz entsprechend den vorherigen Ausführungen in den Dimensionen der Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung (Kap. 5) und der Einbindung in soziale Beziehungen (Kap. 6) gewidmet. Im Modus der gesellschaftlichen

[20] Vgl. auch Wacquants (2004) Ausführungen zu US-amerikanischen Ghettos und französischen Banlieues. Den Begriff Ghetto für benachteiligte kontinentaleuropäische Viertel zu verwenden, ist trotz manch ähnlicher Problemlagen inkorrekt. Denn jene Quartiere weisen im Gegensatz zu US-amerikanischen Ghettos eine äußert heterogene Bevölkerungszusammensetzung auf und sind nicht durch einen Rückzug des Staates sowie extreme Gewalt oder Kriminalität gekennzeichnet.

Partizipation sind die auf dem Konzept der Staatsbürgerrechte aufbauenden Dimensionen der materiellen und politisch-institutionellen Teilhabe (Kap. 7 und 8) Grundlage für die Einteilung der Interviewpassagen. Die Auswertung schließt mit der Dimension der kulturellen Teilhabe (Kap. 9), in der nach den Verwirklichungsmöglichkeiten von Lebenszielen gefragt wird. Hierbei handelt sich um eine Dimension, in der sich die Erfahrungen aller zuvor behandelten Dimensionen „bündeln“ (ebd., S. 147).

5 Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung

Arbeit wurde bis in das 18. Jahrhundert fast gänzlich anders als heutzutage bewertet (vgl. Walther 1990, S. 3). Vor der Moderne galt Arbeit hauptsächlich als „Last und Zwang“ (Geisen 2011, S. 19 f.) und wurde als schwere köperliche Tätigkeit verstanden (vgl. Bonß 2001, S. 331). Alle älteren, bis ins Indogermanische zurückreichende Begriffe, die dem der Arbeit vorausgingen, bedeuten gleichsam „Mühsal, Plage, Not, Beschwerde“, das lateinische „labor“ zudem „›Armut‹, ›Krankheit‹ und ›Kriegsanstrengungen‹“ (Walther 1990, S. 4 f., Hervorgebungen im Original).

Im Rom und Griechenland der Antike wurde Freiheit als Freiheit von Arbeit begriffen (vgl. Walther 1990, S. 5). Freie Bürger, die vornehmlich nicht arbeiten mussten, sahen Menschen, die gezwungen waren zu arbeiten, als minderwertig und nicht als Mitglieder der Gesellschaft an (vgl. Bonß 2001, S. 331; Beck 2007, S. 38; Svendsen 2014, S. 15). Die Gesellschaft war als Gegenwelt zur Arbeit definiert, in der die „Kunst des öffentlichen Austausches, der Muße und des politischen Handelns“ respektable Tätigkeiten darstellten (Beck 2007, S. 38). Um aber überhaupt diese Freiheit für eine Minderheit zu gewährleisten, mussten „Knechte, Sklaven, Fremde, im Krieg bezwungene Feinde“ notwendige Arbeiten verrichten (Bonß 2001, S. 331).

Das Christentum sorgte für eine geringfügige Aufwertung von Arbeit, die zwar weiter als Mühe und Zwang aufgefasst wurde, aber auch als eine moralische Aufgabe für alle, wie im Ausspruch Paulus *Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen* zum Ausdruck kommt (vgl. Bonß 2001, S. 332; Applebaum 1992, S. 580 f.). Die Vorstellung einer prinzipiellen Gleichstellung aller Arbeiten, sofern es sich um gottgefällige Tätigkeiten handelte, setzte sich durch (vgl. Walther 1990, S. 10).

Im Mittelalter nahm die Bedeutung von Städten zu, in denen das Handwerk sowie der Handel die sozioökonomische Grundlage bildeten und Arbeit daher zunehmend mit Freiheit verbunden wurde (vgl. Applebaum 1992, S. 179; Kocka 2005, S. 6 f.). Die Organisation von Gilden und Zünften, die Selbstwertgefühl und Respekt für die ausgeübten Tätigkeiten ihrer Mitglieder vermittelten, sind Ausdruck dieser Entwicklung (vgl. Applebaum 1992, S. 179; Geisen 2011, S. 48). Der Arbeitsbegriff weitete sich überdies nach und nach auch auf geistige Tätigkeiten aus (vgl. Bonß 2001, S. 332).

Die Reformation führte zu einer weiteren Aufwertung von Arbeit. Die protestantischen Einstellungen gegenüber Arbeit legten nach Max Webers 1904 und 1905 veröffentlichtem

Werk „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (2016) den ideologischen Grundstein für die Arbeitsethik im modernen Kapitalismus.[21] Martin Luther sah Arbeit als eine universelle religiösen Pflicht an (vgl. Bonß 2001, S. 332; Svendsen 2014, S. 19 f.). Jeder Mensch sollte Arbeit gewissenhaft erfüllen und dabei die ihm von Gott schon bei der Geburt zugewiesenen Berufung nachgehen, womit Luther aber gleichzeitig eine starre soziale Hierarchie legitimierte (vgl. Walther 1990, S. 14; Svendsen 2014, S. 20). Johannes Calvin hob die Bedeutung harter Arbeit noch deutlicher hervor. Andere nicht als Arbeit geltende Beschäftigungen, insbesondere angenehme und dem Vergnügen dienliche Tätigkeiten, beurteilte Calvin als zwielichtig (vgl. Applebaum 1992, S. 582; Svendsen 2014, S. 20). Im Unterschied zum Lutherismus, in dem ein sozialer Aufstieg als ein aufrührerischer Akt gegen Gottes Autorität verstanden wurde, ist im Calvinismus Erfolg die oberste Maxime, so dass auch erfolgversprechende Berufswechsel anerkannt waren (vgl. Svendsen 2014, S. 21).

Mit diesen Entwicklungen ging seither eine Bedeutungszunahme von Arbeit für die Vergesellschaftung einher (vgl. Bonß 2001, S. 332). So definieren die einflussreichen, gegen die unproduktive feudale Herrschaft gerichteten Werke der Aufklärung und Nationalökonomie des 17. und 18. Jahrhunderts Arbeit als „Quelle von Eigentum, Reichtum und Zivilität“, aber auch als Lebenssinn und zentral für die Bildung einer Identität (Kocka 2005, S. 7-9). Ab dem 19. Jahrhundert setzte sich mit der Industrialisierung Lohnarbeit als ein „Mechanismus des Kapitalismus“ außerhalb des Haushalts in einem rechtlichen Rahmen durch (ebd., S. 15). Karl Marx (1982) kritisiert Mitte des Jahrhunderts indes die Entfremdung von der Arbeit in der kapitalistischen arbeitsteiligen Gesellschaft, bei der LohnarbeiterInnen den Verwertungsinteressen von Unternehmen unterworfen sind, keinen Einfluss auf den Charakter und Zweck ihrer Arbeit haben und die Produktionsmittel sowie hergestellten Produkte nicht besitzen. Einher geht damit außerdem eine Entfremdung zu den Mitmenschen. Zugleich betont Marx (1953, S. 505), dass nicht entfremdete Arbeit Grundlage für die Selbstverwirklichung des Menschen sei.

Unstrittig ist, dass sich im 19. Jahrhundert schließlich eine „Arbeitsgesellschaft“ (Arendt 1960) herausgebildet hatte, deren Merkmale bis heute Gültigkeit besitzen: „[E]ine Gesellschaft, deren wirtschaftliche Leistungskraft, sozialer Zusammenhalt, kulturelle Orientierung und politische Steuerung in entscheidender Weise auf Erwerbsarbeit beruhen“ (Kocka 2005, S. 23).

Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte der überwiegende Teil der Bevölkerung der westlich-kapitalistischen Demokratien durch Erwerbsarbeit integriert werden. Durch die Erfahrungen mit Faschismus und als Abgrenzung zum Kommunismus reifte in den westlichen

[21] Vgl. zur Kritik an dieser These u. a. Steinert (2010).

demokratischen Gesellschaften die Erkenntnis über deren Grundlage: Nur mit sicherem Einkommen können die Gesellschaftsmitglieder ihre politischen Staatsbürgerrechte adäquat ausüben (vgl. Beck 2007, S. 40 f.). Die moderne Arbeitsgesellschaft fasst Arbeit als individuelle Leistung auf, die „zur Basis gesellschaftlicher Teilhabe und Wertschätzung geworden ist" (Geisen 2011, S. 18). Im Zuge von Individualisierungsprozessen hat sich die Trennung zwischen Selbstverwirklichung und Arbeit zunehmend aufgehoben. Selbstverwirklichung steht nicht nur in Bezug zur Arbeit, sondern wird auch mehr und mehr in ihr gesucht. Die ursprünglich in enger Verbindung stehenden Begriffe Mühe und Zwang haben sich hingegen größtenteils vom Arbeitsbegriff gelöst (vgl. ebd., S. 18 f.).

In Anbetracht sinkender Arbeitsvolumen durch Produktivitätsgewinne stellte Hannah Arendt (1960) schon in den späten 1950er-Jahre die Frage nach einem Ende der Arbeitsgesellschaft.[22] Arendt bewertet diese Aussicht als verhängnisvoll, weil Arbeit schließlich die einzige Tätigkeit ist, über die sich eine Arbeitsgesellschaft definiert (vgl. Arendt 1960, S. 12). Bis heute konnten sich denn auch keine Alternativen oder emanzipatorische Ansätze jenseits von Erwerbsarbeit im Alltagsbewusstsein festigen. Dementsprechend wird in der Arbeitsgesellschaft weniger Arbeit primär als ein Mangel verstanden (vgl. Hirsch 2016, S. 12). Die gesellschaftliche Relevanz der Arbeit nimmt demnach nicht ab. Arbeit ist von fundamentalem Wert für die Generierung sozialer Anerkennung (vgl. Engler 2005, S. 10; Kronauer 2010a, S. 150). Auch die zunehmende Bedeutung von Freizeit ändert kaum etwas an der Feststellung, dass Arbeit eine „Schlüsselkategorie" für die Sozialintegration in die Gesellschaft bleibt (Promberger 2008, S. 10). Castel (2011, S. 92 f.) erklärt, dass Arbeit gegenwärtig überbewertet wird und einen höheren Stellenwert als zu Zeiten des Fordismus hat, da sie zu einem knappen Gut geworden ist. Die Folge davon ist die Stigmatisierung von Nicht-Arbeit, die bedeutungsgleich zu „schuldhaftem Müßiggang" gilt, bei dem auf Kosten anderer gelebt wird (ebd., S. 93).

Die Einseitigkeit des Arbeitsbegriffes wertet insofern auch nicht-erwerbsmäßige Arbeit ab (vgl. Bonß 2002). Keiner Erwerbsarbeit nachzugehen, führt deshalb zwar nicht notwendigerweise zu sozialer Ausgrenzung. In der Regel müssen sich Alternativen wie das Beziehen einer Rente oder ein Studium aber wiederum auf Erwerbsarbeit beziehen (vgl. Kronauer 2010a, S. 158). Alternativen, die mit dem zurückliegenden oder zukünftigen Erwerbsleben in Verbindung stehen und damit Wertschätzung gewährleisten. Unbezahlte und

[22] Ohne, dass sich bisher tatsächlich ein Ende der Arbeitsgesellschaft abgezeichnet hätte, erlebt die Debatte zwischenzeitliche Konjunkturen wie in Folge der wirtschaftlichen Krisen der 1970er-Jahre (vgl. Matthes 1983) oder der fortschreitenden Digitalisierung in der jüngeren Vergangenheit (vgl. Lenz 2018).

unabhängige Tätigkeiten wie Hausarbeit, Eigenarbeit oder ehrenamtliches Engagement gelten hingegen als „Nicht-Arbeit und „Privatvergnügen“, die allein nicht ausreichen, um als gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden (Bonß 2002, S. 9). Daraus resultieren nicht zwangsläufig Missachtungserlebnisse, jedoch vielfach Gefühle von „Nicht-Anerkennung“ (Voswinkel 2013, S. 134).

In der Lebenslagendimension *Einbindung in gesellschaftliche Arbeitsteilung* sind nach Auswertung der Interviews vier Kategorien gebildet worden. Die erste aus den Interviewpassagen gebildete Kategorie *Positionierung am Arbeitsmarkt* besitzt vorrangig für die von Erwerbslosigkeit Betroffenen zentrale Bedeutung. Anschließend äußern fast alle InterviewpartnerInnen *Wertvorstellungen zu Arbeit.* In der Kategorie *Zeitempfinden- und Einteilung* sind wiederum Typen hauptsächlich entlang des Erwerbsstatus gebildet worden, die die gegensätzlichen Erfahrungen von Erwerbslosen und NiedriglohnbezieherInnen aufzeigen. *Umgang mit Stigmatisierung* sprechen schließlich fast ausschließlich Betroffene von Erwerbslosigkeit an.

5.1 Positionierung am Arbeitsmarkt

Die Arbeitswelt hat sich in den westlichen Industriestaaten seit den 1970er-Jahren grundlegend verändert. Der Übergang zur postindustriellen Gesellschaft, Prozesse der Globalisierung, die Entwicklung neuer Technologien und die Veränderungen der Arbeits- und Produktionsorganisation, haben zu erhöhten Anforderungen an die Flexibilität der ArbeiterInnen geführt (vgl. Sennett 2006).

Voß und Pongratz (1998) prophezeien einen Bedeutungsverlust „verberuflichter Arbeitnehmer“, die sich durch standardisierte Fachqualifikationen und kontinuierlicher Berufsarbeit im Lebenslauf auszeichnen. Stattdessen entsteht ein neuer Typus des „Arbeitskraftunternehmers“ mit individuell erworbenen Fähigkeiten und Kenntnissen, der seine gesamte Lebensweise auf die Vermarktung seiner Arbeitskraft ausrichtet (Voß und Pongratz 1998).

Ein „Festhalten am erlernten Beruf, die lokale Verwurzelung und langfristige Bindungen sind dabei, zum Merkmal typischer ›Verlierer‹ zu werden“ (Neckel 2006, S. 368, Hervorhebung im Original). Um die Umbrüche der Arbeitswelt erfolgreich zu bewältigen, wird deshalb von den Einzelnen erwartet, ein *unternehmerisches Selbst* zu entwickeln. Nicht nur Menschen, die ein Unternehmen gründen wollen, sind aufgerufen unternehmerisch zu handeln. Auch ArbeitnehmerInnen sollen durch Erhöhung der Beschäftigungsfähigkeit bzw. *Employability*

den Forderungen des Leitbildes des *unternehmerischen Selbst* nachkommen. Das *unternehmerische Selbst* ist das übergeordnete Ideal der beiden größtenteils positiv besetzten Diskurse von Unternehmertum (bzw. *Entrepreneurship*) und *Employability* (vgl. Bührmann und Pongratz 2010, S. 13; Chertkovskaya, et al. 2013, S. 702). Die gleichsame Ausblendung von Arbeitslosigkeit und sozialer Ungleichheit als Folgen struktureller Gegebenheiten sind Kennzeichen dieses Ideals. Stattdessen erfolgt eine "responsibilization" (Ruhl 1999, S. 97), bei der das Individuum in der Pflicht steht, sich den Anforderungen des Marktes anzupassen. Ulrich Bröckling (2007, S. 7) zufolge handelt es sich um ein Leitbild, wie man sich zu verhalten hat:

> Das unternehmerische Selbst, das ihm den Titel gibt, steht für ein Bündel aus Deutungsschemata, mit denen heute Menschen sich selbst und ihre Existenzweisen verstehen, aus normativen Anforderungen und Rollenangeboten, an denen sie ihr Tun und Lassen orientieren, sowie aus institutionellen Arrangements, Sozial- und Selbsttechnologien, die und mit denen sie ihr Verhalten regulieren sollen.

Das *unternehmerische Selbst* lässt sich nicht direkt empirisch beobachten, sondern ist die Art und Weise wie und mit welchen Erwartungen der Einzelne angesprochen wird (vgl. Bröckling 2007, S. 46). Die wichtigste Forderung an ein *unternehmerischen Selbst* ist die nach Selbstverantwortung und Eigeninitiative. Erwartet werden ferner unternehmerische Fähigkeiten wie

> rationale Denk- und Handlungsweise, Flexibilität, Teamfähigkeit, ständige Aktivität, der unbedingte Glaube an sich selbst und seine Fähigkeiten, Innovationsvermögen im Sinne einer kreativen Herangehensweise an Probleme, Risikobewusstsein, Organisationstalent, sowie Gewinn und Kundenorientierung (Fritz, et al. 2011, S. 3).

InterviewteilnehmerInnen nennen hinsichtlich ihrer Positionierung am Arbeitsmarkt zum einen Strategien zur Verbesserung der Beschäftigungschancen und die Option der Selbstständigkeit, um Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung zu erreichen. Zum anderen schildern GesprächspartnerInnen Einschränkungen der Beschäftigungschancen, durch die ein Ausschluss aus den wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen droht. Darüber hinaus werden verschiedene Haltungstypen im Zusammenhang mit der Positionierung am Arbeitsmarkt herausgearbeitet. Wegen der Erfahrungen von Erwerbslosigkeit oder niedrigem Lohneinkommen berichten TeilnehmerInnen häufig von Verunsicherung. Zugleich sind Ausführungen zu finden, die auf Optimismus schließen lassen und in einem letzten Typus zusammengefasst sind.

5.1.1 Verbesserung der Beschäftigungschancen

Actually, technically I have four versions of my resume, which is fine. But depending on the job, they are each tailored a little bit differently. I have like an IT-Version, I have a marketing version, I have a restaurant version.
(Janice)

Überwiegend GesprächspartnerInnen, die von Erwerbslosigkeit betroffen sind, befassen sich im Typus *Verbesserung der Beschäftigungschancen* mit Strategien der Arbeitsplatzsuche, halten Ausschau nach Stellenangeboten und verfassen Bewerbungen. Tendenziell zeigt sich eine Ausrichtung an fachlich unspezifischen Kompetenzen statt an einem klar definierten Berufsbild. Die TeilnehmerInnen setzen sich mit Qualifikationen, Weiterbildung und Vermarktung der eigenen Arbeitskraft auseinander. Diese Maßnahmen schließen auch NiedriglohnbezieherInnen des Samplings ein, wobei Umfang und Dichte der Aussagen deutlich geringer als bei den von Erwerbslosigkeit Betroffenen ausfällt. Bis auf zwei Personen aus Deutschland, die durch gesundheitliche Probleme in den Typus *Einschränkungen der Beschäftigungschancen* eingeordnet sind, und zwei niedriglohnbeziehenden TeilnehmerInnen im Rentenalter aus den USA streben alle von Erwerbslosigkeit betroffene GesprächspartnerInnen eine Erhöhung der Beschäftigungschancen an.

Tabelle 2: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Verbesserung der Beschäftigungschancen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	**Deutschland**
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	6 von 6	5 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	3 von 5	4 von 5
Gesamt	9 von 11	9 von 11

Die von Erwerbslosigkeit betroffene Interviewpartnerin Janice aus den Vereinigten Staaten[23] berichtet von ihrer Karriere, die keinen geradlinigen Verlauf nimmt: „I have worked in a lot of industries. Technically I have a bachelor's degrees in economics. Have I actually worked in the field? Yes and no, I would say at this point of my career."[24] Janices Aussagen deuten auf die Umbrüche in der Arbeitswelt hin. Anstatt einen eindeutig definierten Beruf zu nennen, spricht

[23] Die Interviews wurden nicht übersetzt, sodass sich anhand der englischen oder deutschen Sprache der Gesprächsausschnitte immer eindeutig zuordnen lässt, ob die TeilnehmerInnen in den Vereinigten Staaten oder Deutschland befragt wurden.
[24] Nach Auswertung der Interviews sind die Zitate leicht geglättet worden: U. a. „Uhs" bzw. „ähs" sind korrigiert, längere Pausen werden mit drei Punkten, Auslassungen durch drei Punkte in eckigen Klammern angezeigt. Anmerkungen des Verfassers dieser Studie befinden sich ebenfalls in eckigen Klammern.

die Gesprächspartnerin von Branchen und Feldern. Janice hat zwar einen wirtschaftswissenschaftlichen Abschluss, kann aber nicht zweifelsfrei darüber Auskunft geben, ob sie in dem entsprechenden Bereich bereits gearbeitet hat. Zusätzlich unterstreicht Janice mit „at this point of my career" das Prozesshafte und Unabgeschlossene ihres bisherigen beruflichen Werdegangs. Ihre konkreten beruflichen Stationen bestätigen dies:

> I started out after I graduated college, so 2013. My degree is actually dated, and I got my first job working in marketing actually, but I worked there for like six months, got laid off which is fine, try to collect unemployment then, got denied because they fought me on it – great! Then I worked in accounting for two, three years, something like that. Then I kind of spun this, not on purpose, but this little IT-career, and got a job working on a software company. Really good job, however, they laid everyone off at the beginning of last year. I got laid off, I don't feel too bad about it.

Janice nennt einen wenige Jahre zuvor gemachten Abschluss bereits „dated". In Anbetracht der steigenden „Halbwertszeit des Wissens" (Schüppel 1996, S. 238) kann dies als plausibel erachtet werden, denn Fachkenntnisse und -fähigkeiten veralten immer schneller. Nach einem Marketing- und Buchhaltungsjob betätigt sich Janice schließlich in der IT-Branche. Zwar nennt die Interviewte ihre IT-Karriere nur „little", davon abgesehen sind aber kaum Anzeichen vordergründiger Unsicherheit auszumachen. Die Entlassungen nimmt Janice mit einem lakonischen „which is fine" und „I don't feel too bad about it" hin. Die abgelehnte Arbeitslosengeldunterstützung kommentiert die Gesprächspartnerin mit einem sarkastischen „great!". Außerdem betont Janice die Unberechenbarkeit des Werdegangs durch Ausdrücke wie „kind of", „not on purpose" oder „to spin". Im abschließenden Fazit „This is kind of like where my career path is going" spricht Janice folglich von einem „career path" anstelle eines klar benannten Berufszieles, bei dem das „kind of like" und die Ausführung im Passiv erneut unterstreichen, dass sie diesen Weg selbst nur bedingt beeinflussen kann.

Janice zeigt außerdem durch vier unterschiedliche Lebensläufe Tendenzen der „Entberuflichung" (Kutscha 1992) an, mit denen sie sich je nach Stellenbeschreibung bewirbt:

> Actually, technically I have four versions of my resume, which is fine. But depending on the job, they are each tailored a little bit differently. I have like an IT-Version, I have a marketing version, I have a restaurant version. I've been working in restaurants since I was 15 as a first job, or second job. And there is an academic version, so that's the fourth.

Voß und Pongratz (1998, S. 150) sprechen in Hinblick auf den „Arbeitskraftunternehmer" von „hoch friktionalen" Lebensläufen mit wechselnden Auf- und Abstiegen, die stärker von Brüchen geprägt sind (vgl. Blancke, Roth und Schmid 2000, S. 14), die sich mit Blick auf Janices Werdegang bestätigen lassen. Ein eindeutig benannter und verfolgter Beruf ist in

Übereinstimmung mit den sich gewandelten Erfordernisse der Arbeitswelt im gesamten Interview nicht auszumachen.

Interviewpartnerin Anne aus Deutschland beschreibt das ihrer Erwerbslosigkeit vorangegangene Studium als eine Qualifikationsmaßnahme, die nicht auf ein eindeutiges Ziel gerichtet ist:

> Studiert habe ich Sprachen und Wirtschaft. Ich habe Englisch, Spanisch, BWL studiert – ziemlich interdisziplinären Studiengang, den viele studiert haben, wo du am Anfang nicht richtig weiß, was du machen sollst – also du kannst irgendwie, du kannst eigentlich alles und nichts.

Die Interviewte betont die Kombination der Studiengänge, die schon zu Beginn kein klar formuliertes Berufsziel vorgegeben haben. Als Konsequenz darauf kommen besonders in der Gegenüberstellung von Alles- und Nichts-Können Annes Schwierigkeiten bei der Selbsteinschätzung zum Ausdruck.

Gesprächspartner Andrej versucht die bei seiner letzten Arbeitsstelle gewonnenen Erfahrungen als angeeignete Kompetenzen für die Stellensuche und den weiteren Werdegang zu nutzen:

> Jetzt kannst du ganz, ganz viele Fähigkeiten eigentlich auch auf andere Bereiche ummünzen. In jedem Job hast du irgendwas mit Kunden, mit Leuten, die irgendwas, irgendein Bedürfnis haben oder irgendein Problem haben. Mit denen musst du reden, denen musst du zuhören, die muss du qualifizieren, um dann letztendlich irgendwo eine Lösung denen anbieten. Das, was man im Betrieb letztendlich lernt, kann man eigentlich auf viele Bereiche anwenden.

Auch Andrej fällt die Selbstvergewisserung schwer und spricht das bedingt durch seine Erwerbslosigkeit „fehlende Segment des Feedbacks“ anderer Menschen an. Zuspruch erhält der Interviewpartner von seiner Beraterin bei der Arbeitsvermittlung, die er zitiert: „Moment, sie haben hier eine eigene Abteilung aufgebaut, sie haben Kenntnisse, die kann sonst kein anderer mehr haben, sie sind noch valuable, sie sind noch wichtig für den Arbeitsmarkt.“

Des Weiteren nennen die InterviewteilnehmerInnen verschiedene Bemühungen zu Qualifikation und Weiterbildung. Anne hat versucht ihre Beschäftigungschancen nach dem Studium mittels Praktika im Ausland bei namenhaften Unternehmen, Förderung der Sprachkenntnisse und Ausweitung der Mobilität zu erhöhen:

> Mit dem Studium fertig, dann habe ich mich von einem Praktikum zum anderen gehangelt. Im Endeffekt war das dann ein Jahr lang, das gar nicht so unrelevant war. Ja, dann habe ich mich beworben, erst hier nur in der Region und dann deutschlandweit […] Und ich habe durch die Praktika gedacht, alles klar, kannst du dich ein bisschen spezialisieren. Bei mir sollte es eigentlich in die Personal-, ins Personalmanagement gehen, in die Richtung. Und dann war ich bei dem Praktikum, dann habe ich einmal beim Personaldienstleister ein bisschen was gemacht, und war

> dann noch mal ein halbes Jahr in England bei Bosch in der Personalabteilung und habe gedacht, dann bist du einigermaßen gut aufgestellt. Du hast deine Sprachkenntnisse, hast deine Praktika, dann kannst du dich auf Junior-Personalreferent-Stellen bewerben.

Anne orientiert sich an den Forderungen nach Qualifikationen, Flexibilität und Mobilität, die im *Employability*-Diskurs vorgebracht werden (vgl. Kraus 2007, S. 55). Gleichzeitig offenbart die Gesprächspartnerin Anzeichen von Verunsicherung durch das Bild des Hangelns von Praktikum zu Praktikum. Obwohl prekär beschäftigt, Stichwort *Generation Praktikum* (vgl. auch Reiner 2005; Marchart 2013, S. 15), will Anne keine Lücken im Lebenslauf riskieren. Die Gesprächspartnerin findet aber trotz ihrer diversen Anstrengungen und Maßnahmen keine geeignete Stelle:

> Pustekuchen, gar nichts. Also das heißt, fachfremd jetzt eigentlich gar nicht, also du kannst in dem Bereich oder mit dem Studium, kannst du in alle möglichen Bereiche gehen, tatsächlich also so abwegig ist das gar nicht.

Anne gerät in einen Widerspruch zwischen der von ihr befolgten Orientierung an den Anforderungen des Arbeitsmarktes und ausbleibendem Erfolg. Denn einerseits werden mittlerweile fachübergreifende Kompetenzen erwartet (vgl. Voß 2000, S. 157). Andererseits intensiviert sich durch Misserfolg die ohnehin vorhandene Ungewissheit über die Erwartungen des „Big Boss“ bzw. aller möglichen zukünftigen ArbeitgeberInnen (Cremin 2009). Annes Relativierungen in der Bewertung der eigenen Beschäftigungschancen wie „einigermaßen gut aufgestellt“ oder „so abwegig ist das gar nicht“ heben ihre Verunsicherung hervor.

Gemäß der Forderung von eigenverantwortlicher Weiterbildung lernt Janice eine neue Programmiersprache. Dabei kommt es zu einem Konflikt zwischen ihren konkreten Fähigkeiten und deren ökonomischer Verwertbarkeit:

> Why don’t you learn Python? Hmm, I guess I could learn Python. I was supportive of this at first, but why learn Python when the only place in this city to work at is *Protech*, which is a company, and you don’t want me to work there. So, I am not really sure why I am learning this. But I guess, it is good to have another tool in my toolbox, whatever. I was just kind of like, they are not gonna hire me for it. It doesn’t really make sense to like learn it, but that’s fine.

Mittels Selbstökonomisierung (vgl. Voß 2001) versucht Janice, effizient zu handeln und ihr Arbeitsvermögen wirtschaftlich nutzbar zu machen. Für die Gesprächspartnerin ist es jedoch fraglich, ob das Lernen von *Python* ihre Jobchancen erhöht, weil die in der Umgebung ansässigen Firmen diese Programmiersprache nicht einsetzen. Dennoch ordnet Janice das Lernen der Sprache letztlich positiv ein. Die spezielle Fähigkeit könnte zu einem späteren Zeitpunkt von Bedeutung sein, da neben der schon angesprochenen Ungewissheit über die

genauen Erwartungen aller potenziellen zukünftigen Arbeitgeber (vgl. Cremin 2009) die Interviewpartnerin außerdem Kompetenzen im Rahmen abstrakter Markterfordernissen wie die Fähigkeit der eigenverantwortlichen Weiterbildung nachweist (vgl. Voß und Pongratz 1998, S. 143). Insbesondere mit der Metapher der „toolbox" verdeutlicht Janice eine solche Positionierung jenseits eines spezifischen Arbeitsplatzes und Berufes.

Bewerbungen zu verfassen, nennen fast alle TeilnehmerInnen als naheliegende Strategie, um eine Arbeitsstelle zu finden. Teilweise weisen GesprächspartnerInnen auf die besondere Bedeutung eigene Fähigkeiten zu präsentieren hin. So erklärt Diane aus den USA:

> In the beginning, I sent out lots and lots of resumes and applications to the universities. You put a lot of labor into that. […] I would say, in the beginning of my unemployment, the first three months, I would spend about, I would say, five hours a day writing cover letters because each time you apply for a different university. Of course, they have a different focus, what they are looking for, and I would spend about five hours a day apply […] I applied for 66 universities first year alone – crazy number.

Auch Andrej hält es für notwendig, bei jeder Bewerbung Wert auf deren Individualität zu legen. Die Erfolgsaussichten einer großen Anzahl von Bewerbungen, ohne dabei differenziertes Selbstmarketing zu betreiben, zweifelt der Interviewteilnehmer entsprechend an:

> Letzte Woche habe ich mich auch getroffen mit einer Freundin, die ganz, ganz viele Bewerbungen raushaut, was ich nicht kann, was sie aber macht, und sie hat mich damit ein bisschen fast eingeschüchtert und aber auch gleichzeitig so ein bisschen Bewunderung für sie empfinden lassen, weil, ja sie kann ja einfach komplett und verkopft sich reinsetzen und fünf Stück an einem Tag raushauen, wo ich dann denke, wie geht das. Jede Stelle braucht doch ein persönliches Anschreiben, gemünzt auf die Stelle. Die hat gemeint, bisschen Scheiß-Egal-Attitüde müsstest du dir dazulegen. Und ist jetzt noch nicht der Fall. Und ich weiß auch nicht, ob sich das so ändern wird.

ArbeitnehmerInnen sind aufgerufen, die eigenen Fähigkeiten entsprechend den jeweiligen Ansprüchen der Arbeitgeber zu vermarkten. Dies war zwar schon immer eine Anforderung, hat aber nun eine gänzlich neue Qualität erreicht, da sich Märkte innerhalb eines Betriebes zur Vermarktung des eigenen Arbeitspotenzials gebildet haben und zunehmend Arbeitskräfte auf externe Märkte gedrängt werden (vgl. Voß und Pongratz 1998, S. 142). Auch Janice handelt in Übereinstimmung mit den Anforderungen von Selbstökonomisierung des Arbeitskraftunternehmers (vgl. Voß 2001) bzw. von Verkauf und Marketing der Arbeitskraft im Rahmen des *Employability*-Konzepts (vgl. Hillage und Pollard 1998). Die Gesprächspartnerin setzt ihre IT-branchenspezifischen Fähigkeiten ins Verhältnis zur Konkurrenz:

> I don't call myself a developer. However, I should probably mark it that way, so I get a job faster. But I feel like, there are other developers who have more of these skills than I do in the IT-role, so whatever, I will suck it up […] Although I don't have a degree or anything like that, but I pick up some of the basic languages for computer stuff.

Die anderen Software-EntwicklerInnen mit einem Abschluss sind Janice in der Wettbewerbsfähigkeit noch voraus. Jedoch passt sich die Interviewpartnerin flexibel daran an, in dem sie an der Erweiterung ihrer Fachkenntnisse arbeitet. Die Bedeutung von Präsentation und Vermarktung der Arbeitskraft zeigt sich insbesondere bei Janices Überlegungen, sich selbst Software-Entwicklerin zu nennen, um ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen.

Da Anne schlussendlich eine Anstellung gefunden hat, versucht sie ihre Ungewissheit über ihre Beschäftigungsfähigkeit zu verringern, in dem sie ihren „Marktwert" durch erneute Bewerbungen auslotet:

> Aktuell ist es jetzt so, dass ich auch noch mal ein bisschen mich wieder umschaue, um einfach noch mal den Marktwert zu testen und ob es sich jetzt geändert hat, dass man jetzt […] so ein bisschen Berufserfahrung gesammelt hat.

Anne handelt in diesem Fall vordergründig als strategische Akteurin, die die eigene Arbeitskraft als Ware betrachtet und eine ideale Anstellung auf dem überbetrieblichen Markt sucht (vgl. Pongratz und Voß 2001, S. 45). Dies geschieht jedoch vor dem Hintergrund eine neue Arbeitsstelle in einem eigentlich nicht gewünschten Bereich gefunden zu haben. Anne erklärt dazu: „Und ich war verzweifelt und dann habe ich gesagt, alles klar bevor ich jetzt noch weiter, noch länger noch mehr Monate hier sitze und nicht arbeite, dann machste halt das". Eine Übereinstimmung mit dem Ideal eines Arbeitskraftunternehmers ist deshalb zu bezweifeln, da das Testen des Marktwertes auch in Zukunft und kontinuierlich erfolgen müsste (vgl. ebd.).

Von Bemühungen zur Weiterbildung erzählen auch die interviewten NiedriglohnbezieherInnen: „Ich arbeite schon darauf hin, mich selbst immer weiterzubilden und besser zu werden in meinem Beruf", sagt die freiberufliche Yogalehrerin Monika, die im Verlauf des Interviews außerdem einen Weiterbildungskurs ausführlich beschreibt. Gesprächspartnerin Ronja studiert nebenher, um ihre zukünftigen Beschäftigungschancen zu erhöhen: „Ansonsten studiere ich halt noch mal. Das erweitert dann sozusagen meine *fishing grounds*, das Gewässer, in dem ich fischen kann." Von Niedriglohnbezug betroffene TeilnehmerInnen schildern derartige Bemühungen aber insgesamt seltener, weniger detailliert oder bleiben gänzlich implizit. Erstens stellt sich damit erneut die Verbreitung des Arbeitskraftunternehmerideals infrage, zweitens greifen bei Erwerbslosen und NiedriglohnbezieherInnen unterschiedliche gesellschaftliche Erwartungen. Um Einbindung

und Teilhabe zu erfahren, wird von den Gesellschaftsmitgliedern primär erwartet, eine Arbeitsstelle zu finden (vgl. Engbersen, et al. 1993, S. 154; Newman 1999, S. 87 f.). Die NiedriglohnbezieherInnen haben diese Grundvoraussetzung erfüllt, da sie bereits in die gesellschaftliche Arbeitsteilung einbezogen sind. Im Vergleich zu Erwerbslosen besteht zumindest in diesem Punkt geringerer Druck, infolgedessen das Hauptaugenmerk auf andere Lebenslagen gerichtet wird.

Obwohl das Verhalten vieler TeilnehmerInnen den Umbrüchen der Arbeitswelt durch eine Hinwendung zu den *Employability*-Forderungen Rechnung trägt, sind diesbezüglich weniger Hinweise auf eine dauerhafte Ausrichtung zu erkennen. Erwerbslosigkeit führt nämlich zu einem gewissen Zwang, sich auf externen Arbeitsmärkten anzubieten (vgl. Köhler, et al. 2014). Außerdem ist bei einigen GesprächspartnerInnen der Einstieg in das Berufsleben als Zeitpunkt zu berücksichtigen, der ebenfalls eine temporäre Ausrichtung an die Forderungen des *Employability*-Diskurses wahrscheinlicher macht. Für TeilnehmerInnen, die Erwerbslosigkeit überwinden konnten, scheint eine weitere aktive Erhöhung der Beschäftigungsfähigkeit weniger essenziell.

5.1.2 Option der Selbstständigkeit

> *We don't have much money. We both, my wife and I, are fairly poor but […] still look for opportunities. You use enterprise, you use the skills, you make things happen […] You creatively make things happen because you have no choice.*
> *(Rodger)*

Im zweiten gebildeten Typus werden Aussagen zusammengefasst, in denen TeilnehmerInnen von ihren unternehmerischen Bemühungen berichten. Für diese GesprächspartnerInnen stellt „zu Erwerbs- und Gewinnzwecken in eigener Verantwortung Güter oder Dienstleistungen" produzieren oder produzieren zu lassen und zu vermarkten (Pongratz 2008, S. 461) eine weitere Handlungsstrategie der Positionierung am Arbeitsmarkt dar. In den Vereinigten Staaten schildert über die Hälfte aller GesprächspartnerInnen unternehmerische Bestrebungen. Fünf TeilnehmerInnen, die von Erwerbslosigkeit betroffen sind, visieren selbstständige Tätigkeiten an, ein Interviewter mit einem geringen Lohn arbeitet in der Selbstständigkeit. Für nur eine arbeitslos gemeldete Gesprächspartnerin aus Deutschland ist ein eigenes Gewerbe anzumelden eine Option, während zwei TeilnehmerInnen im Niedriglohnbezug gegenwärtig in der Selbstständigkeit arbeiten.

Tabelle 3: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Option der Selbstständigkeit* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	5 von 6	1 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	2 von 5
Gesamt	6 von 11	3 von 11

Neben Überlegungen zur Erhöhung der Beschäftigungschancen, bezieht Interviewpartnerin Diane aus den Vereinigten Staaten die Möglichkeit der Selbstständigkeit in Betracht, um ihre Erwerbslosigkeit zu überwinden:

> That was part of it too, just trying to figure out what in the heck could I do. And then, you spend part of your day trying to think creatively like could I sell marihuana [lacht]? You know, because they legalized medical marihuana and I'm a domestic gardener. So, people in fact are setting up small shops in their homes […] You look online, the medical marihuana distribution centers are spread all over the city. There are just tons and tons of people doing it, so it really comes down to whether or not there will be a market for in the fall because we may legalize the whole thing. So, you spend part of your day think creatively.

Ihre Gedanken wirken erzwungen, weil Diane sich vor dem Hintergrund einer gewissen Ratlosigkeit („what in the heck could I do") ausdrücklich bemühen muss, kreativ zu denken. Dies steht in Opposition zur ursprünglichen Bedeutung von Kreativität, bei der neue Ideen mittels Eingebung entwickelt werden (vgl. Mould 2018, S. 4). Dianes Haltung geht jedoch konform zur geforderten Kreativität einer modernen Unternehmerin, von der unter anderem permanentes Bemühen kreativ zu sein, Erkennen von Wandel und Chancen sowie die Erschließung von Absatzmärkten erwartet wird (vgl. Lautenschläger 2000, S. 59). Denn Diane hat Informationen zum Verkauf von Marihuana gesammelt, ist sich ihrer Fähigkeiten als Hobbygärtnerin bewusst und schätzt die potenziellen Vermarktungschancen ab. Beim Aussprechen der Idee muss die Gesprächspartnerin jedoch auflachen und signalisiert somit Distanz. Dem Verkauf von Marihuana mag noch der Ruf der Zwielichtigkeit anhaften, da der Handel in den Vereinigten Staaten erst in jüngster Zeit und nicht flächendeckend legalisiert worden ist. Nicht zuletzt zeigt sich aber die Diskrepanz zwischen Dianes vorheriger sozialer Position und einem möglichen sozialen Abstieg. Die bildreiche Sprache unterstreicht Dianes Fassungslosigkeit über ihre jetzige Situation der Erwerbslosigkeit, die auch ein sehr hohes Arbeitspensum hat nicht verhindern können.

> And then, you spent part of your day just in a complete and utter disbelief, you know, just like. It's almost like floating through a cloud like it's surreal. You wake up, and how the hell did I get to this place in my life? Here I am, having worked

> like a crazy woman, sixty hours a week. And it's fascinating too, your day just floats one day into the next sort of consumed by thinking about what are you going to do and how you gonna do it.

Motivationen zur Unternehmensgründung werden gemeinhin in „Push"- und „Pull"-Faktoren unterteilt (Amit und Muller 1995). Die Attraktivität einer Unternehmensidee und die Aussicht auf persönliche Erfolge in Verbindung mit inhärenten unternehmerischen Fähigkeiten und Einstellungen sind „Pull"-Faktoren, die eine Person zur Selbstständigkeit motivieren.

„Push"-Faktoren, die zum Entschluss der Gründung eines Unternehmens drängen, sind hingegen auf die Unzufriedenheit über die momentane berufliche Situation, unabhängig von den eigenen unternehmerischen Fähigkeiten und Einstellungen, zurückzuführen (ebd., S. 66). Diane kann folglich durch „Push"-Faktoren motiviert gelten, die sie über den Gang in die Selbstständigkeit nachdenken lässt, da sie vornehmlich versucht, ihre Lage zu verbessern. Zwar reflektiert Diane Marktchancen und ihre unternehmerischen Fähigkeiten, jedoch drängt sie die Problematik der erfahrenen Umstände überhaupt erst dazu.

Aus Deutschland wird Mariana, die Arbeitslosengeld II bezieht, unternehmerisch aktiv. Ihre beeinträchtigte gesundheitliche Verfassung führt zunächst dazu, dass sie das Verfassen von Bewerbungen einstellt: „So kam alles zusammen 2016. Das heißt, auch so ein bisschen die Lust sich weiter zu bewerben und da weiter dranzubleiben, war irgendwann dann auch schwierig." Mariana beginnt eine Therapie, um ihren gesundheitlichen Zustand zu verbessern. Da sie für die Zubereitung von Speisen Bestätigung im näheren sozialen Umfeld erfährt, entschließt sich Mariana ein Gewerbe im Rahmen des *Aufstocker*-Modells anzumelden:

> Dann war so ein bisschen, bevor ich die richtige Therapie angefangen hatte Ende des Sommers, habe ich mit einer privaten Therapie sozusagen begonnen und habe, nachdem man mir im Sommer immer wieder davor gesagt hat, dein Hummus schmeckt so geil, das musst du verkaufen und ich denen immer den Vogel gezeigt habe, wer soll das denn kaufen, ja habe ich irgendwie angefangen zu Hause zu fummeln an so einem Logo. Ich habe über einen Namen nachgedacht. Es fing echt einfach so an mit Zeichnungen und so […] Dann habe ich gesagt, jetzt machst du es wirklich. Ich bin dann einen Tag nach meinem Geburtstag zum Gewerbeamt, habe das da dingfest gemacht.

Da Mariana kaum weitere Motive erwähnt, die mit der Attraktivität der Unternehmensidee oder ihren eigenen Fähigkeiten und Einstellungen hinsichtlich unternehmerischen Handelns in Verbindung stehen, kann sie als „›Push‹-Entrepreneur" (ebd., S. 66, Hervorhebung im Original) gelten. Die Äußerungen sind nämlich stärker von Zufälligkeit – Mariana wird von ihren Bekannten auf die Idee gestoßen – und Unsicherheit durchzogen, was durch die mehrmalige Verwendung von Ausdrücken wie „irgendwie" und „keine Ahnung" betont wird. Bemerkenswert ist die Bezeichnung „private Therapie", mit der Mariana ihre Anstrengungen

für die Unternehmensgründung mit ihrer parallel laufenden gesundheitlichen Therapie in einen Zusammenhang setzt. Man könnte es als die auf die Spitze getriebene Eigenverantwortlichkeit eines *unternehmerischen Selbst* interpretieren: Strukturelle Einflussfaktoren zur Erklärung ihrer Lage kommen Mariana nicht in den Sinn, stattdessen bezieht sie das Problem der Erwerbslosigkeit ausschließlich auf sich persönlich und will sich mit einer „privaten Therapie" von der – Marianas Übertragung auf den Gesundheitsbereich aufgreifend – *Krankheit* der Erwerbslosigkeit *heilen*.

Gesprächspartner Rob aus den Vereinigten Staaten beschreibt seine gegenwärtige Situation: „I have been technically unemployed since 2014, but I've been busy working on projects, in fact, I am working on writing a book". Rob ist zwar erwerbslos, weist mit „technically" aber darauf hin, dies nur als einen formellen Status zu betrachten, da er alternativen Tätigkeiten nachgeht. Die Unternehmensaufgabe ist zwar ein bedeutsamer Schritt gewesen: „It had been a very big part of my life. Sometimes I worked seven days a week on it. It was all-consuming in many ways." Die nach der Finanzkrise eingebrochenen Verkaufszahlen seiner angebotenen Dekorationsprodukte, ohne dass eine Belebung der Nachfrage in Sicht wäre, haben aber Robs Entschluss zur Schließung seines Geschäfts reifen lassen:

> I think that in my case, although I, you know, sort of lost a business, but I have done it for a long time, and I sort of realized one day that nothing lasts forever. But I got to a point where I had done it and it was not progressing anymore. I could see that it could take ten years for it, if ever, to come back where it was and I thought I don't wanna do this anymore, I've done that. So, I think, emotionally I was able to distance myself a little bit from it at that point.

Den Ausführungen zufolge erfüllt der Interviewte die unternehmerische Anforderung auf Veränderungen des Marktes angemessen zu reagieren (vgl. Lautenschläger 2000, S. 59). Auch die emotionale Verarbeitung stellt Rob in einen Zusammenhang von unternehmerischer Anpassungsfähigkeit:

> There are entrepreneurs who found businesses that go bankrupt, and you think, oh my god it is a total disaster – doesn't face them at all, they shut it down, move on to the next thing and try something else. And that kind of resilience is really an extraordinary quality. Many people don't have that, but it's the kind of quality you need to sort of get through losing a job or creating a source of income for yourself.

Rob weist mit seinen Aussagen auf positive Aspekte des Scheiterns kleinerer Unternehmen in Form individueller Lernerfahrungen hin, die in der Forschung zugunsten einer Fokussierung auf Erfolgsfaktoren meist vernachlässigt werden (vgl. Politis und Gabrielsson 2009). Aus diesen Erfahrungen erwächst bei Rob die Idee ein neues unternehmerischen Projekt anzugehen:

> I had these other interest, and I think that this is a really important thing for all people. No matter what you do for a living, it is important to have other interests, and hobbies, and things because nothing you do, I mean, nothing goes on forever perfectly or smoothly or well. You will always have a time where it won't. Sometimes, you know, it will come to an end. And at that point you have, as they say in common language today, reinvent yourself [lacht]. And for me, it wasn't so difficult to reinvent myself. I mean, as I said, I always had an interest in environmental issues, so this was a kind of a natural transition for me.

Robs intrinsische Motivation sowie die von ihm beschriebenen unternehmerischen Fähigkeiten und Einstellungen, die ihn dazu leiten, erneut selbstständig zu werden, lassen sich somit als *Pull*-Faktoren deuten. Zudem wird in den Ausführungen deutlich, dass nicht das Interesse an Profit, sondern Selbstverwirklichung für Rob zentral ist. In Übereinstimmung mit Ollsson und Frödin (2007, zitiert nach Berglund 2013, S. 721) kann der Gesprächspartner somit als ein „Personal Entrepreneur" gelten, der mit einer Unternehmensgründung in erster Linie Selbstentfaltung anstrebt. Zusammengefasst erfüllt Rob die in den Diskursen bzw. Leitbildern des *Entrepreneurship* und des *unternehmerischen Selbst* vorgebrachten Anforderungen. Sogar die Redensart des *Sich-Neu-Erfindens* erwähnt der Interviewpartner. Doch gerade an dieser Stelle wird deutlich, dass Rob nicht unreflektiert einem Leitbild folgt, denn er lacht beim Aussprechen von „reinventing yourself" auf und stellt „as they say in common language" voran. Offensichtlich ist Rob das Floskelhafte und die Vagheit der, unter anderem in Ratgeberliteratur weitverbreiteten, Phrase bewusst.[25]

Der in der Selbstständigkeit arbeitende Karsten aus Deutschland beschreibt seine Lage und verweist auf finanzielle Unsicherheiten: „Also man kann fast schon sagen als Tagelöhner, kann man es fast schon nennen. Also ich arbeite auf Gewerbeschein, hauptsächlich als Kleingewerbetreibender". Obgleich in einer prekären Einkommenssituation kann sich Karsten gegenwärtig nicht vorstellen, in einem Angestelltenverhältnis zu arbeiten: „Das Problem ist, ich habe einfach keinen Bock auf, ja auf Lohnarbeit. Also ich habe keinen Bock auf Vertragsarbeit und irgendwie gebunden zu sein, um Urlaub zu betteln, gebunden zu sein." Karsten leitet seine Ablehnung gegenüber Erwerbsarbeit mit einer Problemstellung ein, weist aber direkt anschließend auf seine Präferenz für selbstständige Arbeit hin: „In der Form, das ist natürlich auch ein Stück weit freiwillig."

Wegen der schwierigen finanziellen Situation und eines außerdem nebenherlaufenden Studiums setzt sich Karsten auch mit der Option eines Anstellungsverhältnisses auseinander: „Man könnte natürlich sagen, wieso machst du keinen Teilzeitjob und studierst nebenher."

[25] Vgl. auch: „Phrases That Sell. The Ultimate Phrase Finder to Help You Promote Your Products, Services and Ideas." (Werz und Germain 1998, S. 83)

Letztlich kommt Karsten aber zu dem Schluss: „Ich brauche aber auch nicht viel. Ich habe lieber mehr Zeit, das ist so der Punkt.“ Finanzielle Aspekte stellt Karsten im Gegensatz zu einer freien Zeitverfügung hintenan. Die Haltung des Interviewpartners ist somit von „Pull“-Faktoren dominiert, da er nicht in die Selbstständigkeit gedrängt wird, sondern bewusst die Alternative eines Angestelltenverhältnisses ausschließt. Vielmehr nimmt Karsten finanzielle Unsicherheit in Kauf, um in der Selbstständigkeit frei über seine Zeit zu verfügen. Mit der Selbstständigkeit sind auch für Karsten Aspekte der Selbstentfaltung verbunden, die er erneut gegenüber finanziellen Schwierigkeiten abwägt:

> Das, was ich jetzt mache, ist natürlich anstrengend. Also, ist halt jeden Monat die Ungewissheit, okay, wie zahle ich nächsten Monat die Miete. Da ist permanent eine Ungewissheit da. Aber ich habe verdammt viel interessante Einblicke bekommen in den letzten zwei Jahren, so viele verschiedene Sachen. Manche Sachen, die rein körperlich sind, dann dieses Kunst-Dingen. Diese Kunstszene also habe ich mir auch komplett neu eröffnet. Ich habe eigentlich mit Kunst nicht viel zu tun gehabt und habe jetzt direkt schon für teilweise einen der berühmtesten deutschen Künstler arbeiten dürfen. Also das sind dann schon Sachen, wo man was mitnimmt.

Als ein Hinweis dafür, dass dem Unternehmergeist in den Vereinigten Staaten eine größere Bedeutung zukommt (vgl. Braunerhjelm 2007, S. 2), kann auch Johns Aussage gelten: „I don’t have like the capital or reassurance to be able to do anything for myself to start a business of something.“ John verwirft die Möglichkeit einer Unternehmensgründung zwar, schließt diese Option aber zumindest in seine Überlegungen ein. TeilnehmerInnen aus Deutschland berichten von unternehmerischen Bestrebungen nur, wenn sie bereits konkrete Erfahrungen damit gemacht haben. Die Studie der EU-Kommission FLASH FB kommt 2012 zu dem Ergebnis, dass 51 Prozent der US-amerikanischen Bevölkerung über eine Unternehmensgründung nachdenken (vgl. Fuerlinger, Fandl und Funke 2015). In Deutschland betrachten hingegen 78 Prozent ein Unternehmen zu gründen als nicht wünschenswert und bevorzugen eine Festanstellung (vgl. ebd.). Als Gründe für die unterschiedlichen Auffassungen zur Selbstständigkeit werden persönliche Eigenschaften und generelle Einstellungen zu Unternehmensgründungen angeführt. Pessimismus und Risikovermeidung dominieren auf deutscher gegenüber Optimismus und Risikotoleranz auf amerikanischer Seite (vgl. Block 2011). Des Weiteren fürchten Deutsche, bei einer Unternehmenspleite Statusverlust zu erleiden und ein Stigma des Versagens angeheftet zu bekommen (vgl. Fuerlinger, Fandl und Funke 2015). Im Gegensatz dazu gilt in den USA ein „Resignationsverbot“, das auch bei Scheitern wiederholte Versuche wirtschaftlich erfolgreich zu sein impliziert (Prisching 2003, S. 7).

Die Ursachen für die unterschiedlichen Einstellungen zur Selbstständigkeit liegen in den Wertvorstellungen, die den Individualismus und die Rolle des Staates betreffen (vgl.

Fuerlinger, Fandl und Funke 2015, S. 10 f.). Aufgrund geringer Erwartungen an sozialstaatliche Absicherung und Regulierung des Arbeitsmarktes stellen US-AmerikanerInnen individuelle Neigungen in den Vordergrund, wodurch nicht selten das Interesse am Unternehmertum steigt (vgl. Raible 2016, S. 4 f.). In Deutschland überwiegen stattdessen Forderungen, dass der Staat eine aktivere Rolle einnehmen solle (vgl. Fuerlinger, Fandl und Funke 2015, S. 11). So wird bei staatlichem Handeln in der Bundesrepublik besonderen Wert auf soziale Sicherheit und arbeiternehmerfreundliche Regulierungen von Arbeitsverhältnissen gelegt, wovon Selbstständige nicht oder nur in geringem Maße profitieren können, weshalb im Vergleich mit einer Festanstellung Risiken einer Unternehmensgründung deutlicher zum Vorschein treten (vgl. ebd., S. 6; Fuerlinger, Fandl und Funke 2015, S. 11).

Neben den genannten Werten und Einstellungen sind in den USA auch die institutionellen Rahmenbedingungen derart ausgestaltet, dass sie Unternehmensgründungen begünstigen. Beim „starting a buisness"-Indikator der Weltbank, bei dem Zeitaufwand, Kosten und die Verfahren für die Gründung eines Unternehmens für 190 Staaten bewertet werden, liegen die USA auf dem 55. Platz, Deutschland nur auf Platz 125 (vgl. The World Bank 2020b, The World Bank 2020c). Abweichend vom Selbstverständnis der USA ein Land der Entrepreneure zu sein (vgl. Reagan 1985, S. 3) ist die Selbstständigkeitsrate jedoch niedriger und der Small Business-Sektor kleiner als in Deutschland und den meisten anderen OECD-Staaten (vgl. Hipple und Hammond 2016; Schmitt und Lane 2009). Als Grund wird insbesondere das Fehlen eines universellen Gesundheitssystems angeführt, da die Kosten für den Abschluss einer privaten Krankenversicherung für viele Selbstständige zu hoch ist (vgl. Schmitt und Lane 2009, S. 11).

Eine enge Verbindung besteht ferner zwischen selbstständiger Tätigkeit und dem *unternehmerischen Selbst*. Dem Ideal des *unternehmerischen Selbst* zufolge gilt unternehmerisches Handeln als erfolgversprechende Antwort auf sich schnell verändernde Märkte (vgl. Bührmann und Pongratz 2010, S. 10). Der mediale und wissenschaftliche Diskurs stellt das Bild des Entrepreneurs überwiegend positiv bis heldenhaft dar und betont in Anlehnung an Joseph Schumpeter Ausführungen von 1911 (1997, S. 138) die unternehmerische „Freude am Gestalten" (vgl. Berglund 2013).

Der damit in Zusammenhang stehende Begriff der Kreativität[26], der nur in den in den USA geführten Interviews Erwähnung findet, ist seit den 1980er-Jahren „zu einer allgegenwärtigen ökonomischen Anforderung der Arbeits- und Berufswelt geworden" (Reckwitz 2012, S. 9). „Die Idee der Kreativität" war vom zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zum zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts „auf kulturelle und soziale Nischen beschränkt gewesen" (vgl. ebd ., S.

[26] Vgl. Schumpeters Darlegungen (Schumpeter 2010, S. 71-75) zur „creative destruction" von 1943.

13). Durch die Ideologie des Neoliberalismus hat sich die Bedeutung des Begriffes von einer kollektiven Kraft für Veränderungen zu individuellen Fähigkeiten, die ökonomisch nutzbar gemacht werden sollen, verschoben (vgl. Mould 2018, S. 3-8). Der Ursprung der heutigen Bedeutung des Begriffes liegt in den USA (vgl. Bröckling 2007, S. 159). Das Individuum ist in allen Lebensbereichen aufgerufen, kreativ zu sein: „Being creative today means seeing the world around you as a resource to fuel your inner entrepreneur." (Mould 2018, S. 12). Kreativität hat eine durchweg positive Konnotation (vgl. Bröckling 2007, S. 152), denn neben der Anforderung kreativ zu sein, besteht ebenso der Wunsch danach: „Kreativität scheint als ein natürliches Potenzial immer schon vorhanden, aber zugleich wird systematisch dazu angehalten, sie zu entwickeln, und zugleich wird sehnsüchtig gewünscht, kreativ zu sein." (Reckwitz 2012, S. 17). Wie auch die übergeordneten Kategorien des *unternehmerischen Selbst* oder der *Employability* ist Kreativität nicht messbar und bezeichnet keinen erreichbaren Zustand, sondern ist immer ein Aufruf, wie man zu sein hat (vgl. Bröckling 2007, S. 154). Als Folge kann sich der Wunsch nach Kreativität in eine Beklommenheit kontinuierlich kreativ sein zu müssen, umkehren (vgl. Reckwitz 2012 , S. 18).

Die tatsächlichen Bedingungen selbstständiger Tätigkeiten werden laut Pongratz und Simon (2010, S. 57) durch eine einseitige politische und wissenschaftliche Fokussierung auf erfolgreiche Unternehmensgründungen bei gleichzeitiger Ausblendung prekärer Selbstständigkeit verzerrt. Wegen der hohen Rate gescheiterter Start-up-Unternehmen von 85 Prozent, kommen Bernoster et al. (2018) zu dem Schluss, dass zu viele Menschen Unternehmen gründen. Im Neoliberalismus besteht zwar die Freiheit entsprechend individueller Präferenzsetzung unternehmerischen Tätigkeiten nachzugehen – im Sinne von „Pull"-Faktoren, aber auch der Zwang, wenn keine anderen Handlungsoptionen oder Sicherheiten vorhanden sind – im Sinne von „Push"-Faktoren (vgl. Berglund 2017, S. 18). Durch „Push"-Faktoren zur Unternehmensgründung bewogene „Solo-Selbstständige" (Candeias 2008a), die außerhalb organisierter „start-up hubs" agieren, haben aber noch geringere Erfolgsaussichten am Markt zu bestehen als diejenigen, die sich durch „Pull"-Faktoren motiviert zur Selbstständigkeit entschließen (vgl. Amit und Muller 1995). Keine der InterviewpartnerInnen visiert selbstständige Tätigkeiten mit organisierter oder institutionalisierter Unterstützung im Hintergrund an. Vier GesprächspartnerInnen werden durch „Pull"-Faktoren zur Selbständigkeit motiviert.

5.1.3 Einschränkungen der Beschäftigungschancen

You know, I am 57, and they can do the math on your resume to see how old you are.
(Diane)

Neben Erhöhung der Beschäftigungschancen und der spezifischen Option der Selbstständigkeit reflektieren die InterviewteilnehmerInnen auch Einschränkungen, die die Positionierung am Arbeitsmarkt erschweren. Die GesprächspartnerInnen führen gesundheitliche Beeinträchtigungen und ein zu hohes Alter, Erfahrungen von Diskriminierung und außerdem Mobilitätserwartungen als einschränkend an. In der Hälfte aller Gespräche werden derartige Faktoren thematisiert. Dem Typus werden Aussagen von vier TeilnehmerInnen aus Deutschland, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, und von zwei NiedriglohnbezieherInnen zugeordnet. In den USA berichten zwei von Erwerbslosigkeit Betroffene und vier NiedriglohnbezieherInnen von Einschränkungen bei der Positionierung am Arbeitsmarkt.

Tabelle 4: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Einschränkungen der Beschäftigungschancen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	2 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	4 von 5	2 von 5
Gesamt	6 von 11	6 von 11

Es besteht Konsens, dass Erwerbslosigkeit negative Auswirkungen auf die Gesundheit haben kann (vgl. Kroll, Müters und Lampert 2012). Umgekehrt führt aber auch eine beeinträchtigte Gesundheit zu geringeren Aussichten, eine Arbeitsstelle zu finden. Eine schlechte gesundheitliche Verfassung ist somit sowohl Ursache als auch Folge als von Erwerbslosigkeit. Hollederer (2011, S. 17) sieht für Betroffene von chronischen Krankheiten daher die Gefahr eines „Circulus vitiosus“:

> Ihr Erwerbslosigkeitsrisiko ist in Erwerbstätigkeit erhöht und die Chancen auf Reintegration sind in Erwerbslosigkeit vermindert. Die Krankheiten/Unfallverletzungen hemmen bereits im Vorfeld der Wiedereingliederung die Arbeitsuche.

Auch in prekären Arbeitsverhältnissen kann Beschäftigungsunsicherheit negative Folgen für die Gesundheit haben (vgl. Strully 2009, S. 221; Kroll und Lampert 2012, S. 2).

Interviewteilnehmer Tobias aus Deutschland muss aufgrund gesundheitlicher Probleme eine Integration in den Arbeitsmarkt gänzlich aufgeben:

> Ich bin da irgendwann rausgefallen, weil sehen sie mal, ich habe jetzt Rente beantragt, Frührente, ich bin bald fünfzig Jahre jetzt, der Markt ist für mich ziemlich zu. Ich bin nicht doof, ich weiß das ja auch […] Ich kann mir auch nicht vorstellen irgendwie in einen geregelten Arbeitsablauf reinzukommen. Außerdem muss ich ihnen sagen, ich habe bei dem Amtsarzt ein Attest bekommen, der hat auch gesagt, sie können nicht mehr wie drei Stunden am Stück arbeiten.

Auch für Diane aus den USA spielt ihre gesundheitliche Verfassung eine zentrale Rolle bei den Chancen, eine neue Anstellung zu finden:

> And the other thing about being unemployed, you know, at 57, which isn't ancient, you have the bulk of your work career behind you, is that you carry at this point the whole host of illnesses with you. So, for example, without getting too personal, I got my colon removed, and, it's a long story […] but that meant some lifting challenges. I survived ocular cancer, so I only have one functioning eye, so you think about screen time, how much screen time can I have. So, you know, for someone who is senior and unemployed, you start bringing in, you have a higher probability of bringing into the experience a whole host of challenges around ability.

Über das Thema Gesundheit kommt Diane auf eine weitere, damit oftmals in einen Zusammenhang gestellte Einschränkung, zu sprechen. Die Gesprächspartnerin greift das Alter als einen limitierenden Faktor auf und stellt das Thema außerdem in einen Kontext von Diskriminierung:

> You know, I am 57, and they can do the math on your resume to see how old you are. And, even though not to brag I've done exceptionally well at the university, had a strong publication record, they could just do the math, and some people would even write back and say, ›Ahm, oh, you know … ‹ just so hinting that I was too old, the field was swamped or there is lots of young academics coming out with PhD's, you know. But they wouldn't say ›young‹, there is lots of academics coming to us this fall with PhD's, and you know that was code for you're too old.

Im Leitbild des *unternehmerischen Selbst* wird eigenverantwortliche ökonomische Nutzenmaximierung durch präventive Maßnahmen zum Schutz der Gesundheit (vgl. Kuhn und Trojan 2010) und Beschäftigungsfähigkeit prinzipiell auch im höheren Alter erwartet (vgl. Ainsworth und Hardy 2008). Hierbei fallen allerdings Widersprüche auf, die Kritik provozieren. Da das *unternehmerischen Selbst* jeden anspricht (vgl. Ainsworth und Hardy 2008, S. 391), müsste bei entsprechender Eigeninitiative und Selbstoptimierung eine Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung grundsätzlich möglich sein. Tatsächlich sind auf dem Arbeitsmarkt altersbezogene Einstellungspraxen verbreitet, die ältere ArbeitnehmerInnen benachteiligen (vgl. Lessenich 2005; Neumark, Burn und Button 2017).

„Defizitorientierte“ Vorurteile über ältere ArbeitnehmerInnen und daraus resultierende Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt (Dill und Keupp 2015, S. 10) scheinen sich bereits auf einige TeilnehmerInnen jüngeren Alters auszuwirken. Obwohl diese InterviewpartnerInnen ein höheres Alter noch nicht als unmittelbare Einschränkung auffassen[27], sind sie über zukünftige geringere Beschäftigungschancen verunsichert. So meint die 31-jährige Mariana: „Es ist einfach nur ätzend […] Ich sag’ aktuell, ich weiß nicht, wie es in zehn Jahren ist, bin ich bestimmt zu alt für den Arbeitsmarkt, keine Ahnung.“ Auch Andrej, 32, muss sich zwingen, seine gegenwärtige Beschäftigungsfähigkeit realistisch einzuschätzen:

> Dass du irgendwie eine Sicht der Dinge entwickelst, die mit der Realität vielleicht so nicht mehr vereinbar ist. Man muss jetzt sagen, gut, ich bin keine fünfzig, bin jetzt auf dem Arbeitsmarkt eh nicht mehr willkommen, wer möchte mich denn jetzt überhaupt einstellen?

Der Einbezug des Alters von jüngeren Interviewten aus Deutschland als hypothetischen einschränkenden Faktor lässt auf ein Bewusstsein für die im Vergleich mit den USA geringere Einbindung älterer ArbeitnehmerInnen in den Arbeitsmarkt (vgl. Heidenreich 2004; Streeck 2005, S. 107; Heywood und Jirjahn 2016) schließen.

Gesprächspartnerin Sarah aus den USA befürchtet hingegen aufgrund ihrer Herkunft und Religion bei der Stellensuche diskriminiert zu werden:

> I’m always worried if Trump becomes president me being a Muslim that’s going to be a huge effect. And, that so many companies when Trump becomes president will not hire me because I am a Muslim. And, I already had that in my mind. So many people will see me and will not hire me because I am a Muslim. And, how I look, how I dress, and my ethnicity, my nationality, my religion will all affect me being hire for a job. And that will maybe affect me because right now, actually, I am really worried. This year I’m gonna graduate.

Anti-migrantische Aussagen im US-Präsidentschaft-Wahlkampf von 2016 und schließlich auch diskriminierende Einreiseverordnungen für BürgerInnen aus muslimischen Staaten nach der Wahl Donald Trumps bestätigten diese Angst. Sarah sieht ihre bürgerlichen Rechte individueller Freiheit „Art und den Ort der Beschäftigung selbst zu wählen“ (Marshall 1992, S. 43) in Gefahr. Die wiederholte Auseinandersetzung mit Diskriminierung von Interviewten aus den USA kann neben konkreten Erfahrungen ferner auf die von US-AmerikanerInnen größere Sensibilisierung für das Thema hinweisen (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 147 f.).

In neoliberalen Diskursen wird außerdem erhöhte Mobilität vom Einzelnen gefordert, um die Beschäftigungschancen zu steigern (vgl. Sondermann, Ludwig-Mayerhofer und Behrend 2007; Tatsiramos 2008, S. 267). Maßstäbe von Mindest- oder Idealwerten an Mobilität

[27] Deshalb werden diese Aussagen dem Typus nicht zugeordnet.

existieren allerdings nicht (vgl. Haas 2000). Mobilität wird überdies widersprüchlich beurteilt. Zum einen bestünden Möglichkeiten der „Erweiterung der Chancen und Gelegenheiten, für Orientierung auf Neues“, zum anderen gefährde Mobilität „die Verwurzelung der Individuen und löse ihre Bindungen an andere Menschen, an vertraute Orte und Räume, kurz: an Heimat auf“ (Sondermann, Ludwig-Mayerhofer und Behrend 2007, S. 174).

Die 57-jährige Gesprächspartnerin Diane ist an ihren Wohnort gebunden, weil sie unter anderem für die Fürsorge von Angehörigen verantwortlich ist und den Kontakt zu weiteren Familienmitgliedern nicht abbrechen lassen will. Heimatliche Verwurzelung und soziale Bindungen aufgeben zu müssen, erklärt Dianes niedrigere Bereitschaft für eine neue Stelle aus der Umgebung wegzuziehen:

> One of the things that happens when you become unemployed as a senior scholar whatever is that your life is more settled, you know, when you’re young, you know, you have more possibilities of moving around this very big, big nation, but for me, I was sort of settled with my life, and my partner is here, and we care for his ninety year old mother, and the grandson is in nearby, and I just couldn’t move around the nation. I mean, I am sure if had been in a position where I wanted working some very obscure little university in a smallish community that where I wouldn’t face age discriminate, I could have.

Auch für Ingo aus Deutschland ergibt sich zwischen familiären Bindungen und geforderter räumlicher Mobilität ein Spannungsverhältnis, das er mithilfe eines anvisierten Berufswechsels aufzulösen versucht. Insbesondere die sozialen Beziehungen seiner Kinder sind für Ingo wesentlicher als Mobilitätsanforderungen:

> Und jetzt auch noch mal diesen Umschwung zum Lehramt, weil als Geograf muss man doch räumlich sehr flexibel sein. Und wenn man halt irgendwo arbeiten will, was man macht, und ich das dann halt mit Familie nicht mehr konnte oder auch wollte, dass wir ständig irgendwo hinziehen, gerade Kind aus der Kita rausreißen oder aus dem sozialen Umfeld. Meine Freundin kommt ja auch von hier, die hat wenigstens ihre Familie noch hier. Das ging dann halt einfach nicht mehr, dass man dann sagt, gehen für ein oder zwei Jahresverträge nach Berlin und oder nach München. Und daraufhin habe ich dann mich fürs Lehramt noch mal eingeschrieben.

Im internationalen Vergleich liegt die geografische Mobilität bzw. interne Migration der Bevölkerung der USA deutlich höher als in Deutschland (vgl. OECD 2005, S. 89). Zuvorderst werden niedrige Absicherungsleistungen als Grund genannt, die in den USA Erwerbslose nach einem kürzeren Zeitraum zwingen, auch andere Regionen in die Arbeitsplatzsuche einzubeziehen. Dies führe allerdings in europäischen Staaten mit größerer institutioneller Absicherung zu höheren Arbeitslosenzahlen (vgl. Hassler, et al. 2005). Überdies können die im Gegensatz zu den USA in Europa verbreiteten Flächentarifverträge, in denen gleiche Löhne

trotz regionaler Disparitäten angestrebt werden, den Anreiz für geografische Mobilität verringern (vgl. OECD 2005, S. 92). Zu den weiteren relevanten Einflussfaktoren für die Bereitschaft geografischer Mobilität zählen Alter, Bildung, Einbindung in soziale Beziehungen, Hausbesitz und bereits erfolgte Mobilität – Faktoren, die allerdings selten isoliert bzw. unabhängig analysiert werden können (vgl. Tatsiramos 2008). Ob Mobilität zum Abbau regionaler Disparitäten beiträgt, wird indes kontrovers beurteilt. Erhöhte Mobilität von Arbeitskräften vermindert zwar den Druck auf dem lokalen Arbeitsmarkt, aber ursächliche Produktivitätsunterschiede, gerade beim Wegzug gut ausgebildeter Menschen aus strukturschwachen in strukturstarke Regionen, bleiben davon unberührt (vgl. OECD 2005, S. 75).

Die GesprächspartnerInnen thematisieren nicht nur Verhaltensweisen oder Einschränkungen der Beschäftigungschancen bei der Positionierung am Arbeitsmarkt. In den sich durch hohe sprachliche Dichte auszeichnenden Aussagen lassen sich außerdem unterschiedliche Haltungen erkennen, weshalb die zwei weiteren Typen *Verunsicherung* und *Optimismus* herausgearbeitet worden sind.

5.1.4 Verunsicherung

Ich kann nicht genau sagen, was das Problem war, aber ich … Ja, mein Lebenslauf hat anscheinend keinen, niemandem gefallen oder so. Ich weiß es nicht.
(Anne)

Die Umbrüche in der Erwerbsarbeit haben zu größerer Unsicherheit in den westlichen Industriestaaten geführt (vgl. Kraemer 2008; Blustein 2019). Auch wenn es Bevölkerungsgruppen gibt, die im besonderen Maße betroffen sind, herrscht Verunsicherung auch bei Menschen in gesicherten Lagen jenseits von Armut vor (vgl. Marchart 2013, S. 7; Rojecki 2016, S. 155). Hauer (2007) präzisiert, dass selbst in der Hochzeit des Fordismus der 1950er- bis 1970er-Jahre das Normalarbeitsverhältnis nicht für jeden garantiert wurde. Frauen und ethnische Minderheiten waren auch in diesem Zeitraum oftmals prekär in den Arbeitsmarkt eingebunden. Unsicherheit gehört schließlich zum Wesen das Kapitalismus, da Arbeitskraft auf dem Markt angeboten und verkauft werden muss. Neu ist allerdings die „prinzipielle und fundamentale Verunsicherung aller Lebens- und Arbeitsbereiche“ (2007, S. 32 f.).

Vorrangig verunsichert es die InterviewteilnehmerInnen nicht zu wissen, ob die eigenen Qualifikationen und tatsächlichen Jobaussichten im richtigen Verhältnis zueinanderstehen. Für

die GesprächspartnerInnen sind kaum Maßstäbe vorhanden, an denen sich auszurichten wäre, um die Selbstsicherheit zu erhöhen. In den Vereinigten Staaten schildern nur zwei von elf TeilnehmerInnen Verunsicherung bei der Bewertung der eigenen Beschäftigungschancen. Fünf von elf GesprächspartnerInnen aus Deutschland werden hingegen in den Typus eingeordnet. Außerdem ist die Gruppe der von Erwerbslosigkeit Betroffenen überrepräsentiert, denn lediglich zwei NiedriglohnbezieherInnen, jeweils eine Person aus den USA und aus Deutschland, werden dem Typus zugeordnet.

Tabelle 5: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Verunsicherung* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	1 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	1 von 5
Gesamt	2 von 11	5 von 11

Annes Ausführungen zur Positionierung am Arbeitsmarkt zeugen von ihrer Verunsicherung bei der Arbeitsplatzsuche. Die Gesprächspartnerin hat einen beliebten Studiengang gewählt und vermutet, dass daher mit größerem Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt zu rechnen sei:

> Vielleicht ist es auch tatsächlich die Branche, weiß es nicht. Vielleicht gibt es einfach zu viele von den Leuten, die gerne in die Richtung möchten und dann ist man vielleicht einfach nicht gut genug, weiß ich nicht. […] Ich kann nicht genau sagen, was das Problem war, aber ich … Ja, mein Lebenslauf hat anscheinend keinen, niemandem gefallen oder so. Ich weiß es nicht.

Anne hat keine Anstellung im angestrebten Berufsbereich gefunden und kann nicht einschätzen, ob ihre Fähigkeiten nicht ausreichen oder die Konkurrenz zu groß ist. Durch die Erwerbslosigkeit und vergebliche Suche hat die Interviewte das Gefühl ein unzureichendes Beschäftigungsprofil zu besitzen.

Obgleich sich Diane aus den USA ihrer hohen Qualifikationen als Universitätsdozentin bewusst ist, ist sie in Hinblick auf die Spezifik ihres Profils verunsichert:

> You know, it's funny because it's really, really very hard if you have been in the career for a long period of time to think of being something new, particularly as an academic. I used to tease my students: All we can do is talk.

Tatsächlich findet Diane kaum aussichtsreiche Stellenangebote, die sich mit ihrer gesundheitlichen Verfassung vereinbaren lassen und angemessen bezahlt werden:

> There may be an assumption that, we'll wing it, kind of get through because we are so well educated. We have so much in the way of skills, but actually, when I look at a lot of the jobs, when I was looking for jobs, it was either the nonprofit killer

> jobs that were really, really tough, and I didn't know if I got the health for, and then the $10 an hour jobs. So, it's really, really tough even as a person with a lot of education skills to be unemployed.

Schließlich zieht Diane in Erwägung, einen Niedriglohnjob anzunehmen: „I even thought about standing there holding a sign." Das vorangestellte „even" signalisiert, dass die Interviewpartnerin diese Tätigkeit in Hinblick auf ihre Qualifikationen als wenig adäquat einschätzt. Diese zumeist mit geringen Anforderungen[28] verbundene Niedriglohnbeschäftigung für BerufseinsteigerInnen (vgl. Surico 2014) und einen drastischen sozialen Abstieg nach vielen Jobabsagen in Betracht zu ziehen, zeugen von Dianes verzweifelter Lage. Insbesondere das Halten eines Schildes zu Werbezwecken wird nicht selten in den Kontext von Armut gestellt (vgl. Buck-Morss 1986, S. 109 f.). Entpersonalisierte Bezeichnungen wie „Human Billboard" oder „Sandwich Man", verdeutlichen, dass diese Arbeitstätigkeit tendenziell mit wenig Anerkennung verbunden ist (ebd., S. 107, 134).

Die häufigere Zuordnung von GesprächspartnerInnen aus Deutschland zum Typus *Verunsicherung* mutet zunächst abwegig an, da sozialstaatliche Leistungen in Deutschland großzügiger als in den USA ausfallen (vgl. Murswieck 1997, S. 237; Prisching 2003). Eine Auflösung des Widerspruchs bietet Franz-Xaver Kaufmanns (2003a, S. 93-95) „Sicherheitsparadox": Menschen strebten umso mehr nach Sicherheit, je stärker ihre Lebenssituation bereits abgesichert sei. Deshalb hätten diese Personen aber auch mehr zu verlieren und bemühten sich daher verstärkt um noch mehr Sicherheit. Bei weniger Abgesicherten habe die Sorge um gegenwärtige Bedürfnisse Vorrang vor der Beschäftigung mit etwaigen Risiken in der Zukunft.

Um den Forderungen des *unternehmerischen Selbst* nachzukommen, hat der Einzelne sich permanent weiterzubilden, lebenslang zu lernen und die Konkurrenz zu überflügeln (vgl. Bröckling 2007, S. 71 f.). Allerdings ist es nie möglich, die Forderungen lückenlos zu erfüllen. Daher bleibt aber auch Erfolg eine Momentaufnahme: Niemand darf sich „auf dem einmal Erreichten ausruhen", denn das „Erfolgsrezept von heute ist morgen schon der sichere Weg in die Pleite" (ebd., S. 72). Laut Moss Kanter (1989) gibt es keine Job-Garantie mehr, sondern nur noch „employability security", das heißt über einen erhöhten Marktwert auf dem Arbeitsmarkt

[28] Durch artistische Fähigkeiten sind die Anstellungschancen beim *Sign Spinning* größer und eine bessere Bezahlung möglich (vgl. Fairley Raney 2006). Folglich ist auch in diesem Berufsfeld der Konkurrenzdruck groß. Insbesondere im professionalisierten Sport bezahlen Sponsoren hohe Millionenbeträge für Werbeaufdrucke auf der Kleidung von AthletInnen. In diesem Fall werden die TrägerInnen aber nicht abgewertet (wenn auch teilweise in Diskussionen um ausufernde Kommerzialisierung kritisiert), sondern sollen im Gegenteil mit dem beworbenen Produkt assoziiert werden.

zu verfügen. Colin Cremin (2009, S. 133) merkt diesbezüglich an, dass vollumfängliche Sicherheit nie gewährleistet werden kann:

> What does the employer want? We cannot be sure. Even if we are successful in getting a job or promotion it is never entirely clear why. It can only be surmised that we possessed the qualities and displayed them in a positive light.

Cremin bezeichnet den Begriff *Employability* ein Oxymoron, weil der Zielzustand *beschäftigungsfähig zu sein* wegen der permanent erforderlichen Anpassung an die wechselnden Anforderungen des Arbeitsmarktes nicht zu erreichen ist.

Statt aber nun Unsicherheit lediglich als eine negative oder unbeabsichtigte Begleiterscheinung der Umbrüche der Arbeitswelt und des Sozialstaates auszulegen, spricht einiges dafür, dass Angst um den Arbeitsplatz oder vor prekären Beschäftigungsverhältnissen ein integraler Bestandteil des Leitbildes eines *unternehmerischen Selbst* bzw. einer neoliberalen Politik ist. Unsicherheit ist das „Produkt eines politischen Willens“ (Bourdieu 1998, S. 99), das „strategisch zur Disziplinierung und Leistungssteigerung“ (Hardering 2011, S. 12) genutzt wird. So propagiert der US-amerikanische Wirtschaftsjournalist Robert J. Samuelson (1997) in Bezug auf vermeintlich ausufernde Löhne: „If workers never fear losing their jobs, there's little reason to restrain wages. Some uncertainty, anxiety and fear are essential.”

Bei angebotsorientierter Politik wird außerdem nicht der Staat in der Verantwortung gesehen, Arbeitsplätze zu schaffen. Peck und Theodore (2000, S. 729) vertreten die These eines „supply-side fundamentalism“, bei dem strukturelle Faktoren wie Nachfragedefizite oder ein Mangel an Arbeitsplätzen ausblendet werden. Als ursächlich für Erwerbslosigkeit wird in dieser Auslegung stattdessen falsches Verhalten auf individueller Ebene angeprangert. Demnach haben ArbeiterInnen ausschließlich selbst für eine Integration in den Arbeitsmarkt zu sorgen, indem sie kontinuierlich an der eigenen Beschäftigungsfähigkeit arbeiten. In Übereinstimmung mit dieser These beziehen die InterviewgesprächspartnerInnen kaum negative Einflüsse struktureller Art bei Einschätzung ihrer Lage ein.

5.1.5 Optimismus

And you can always work your way back up.
(Rhea)

Optimistische Haltungen, definiert als allgemeine Erwartung an ein positives Ergebnis (vgl. Ehrenreich 2010), offenbaren sich in Hinblick auf die Positionierung am Arbeitsmarkt ausschließlich bei drei von Erwerbslosigkeit betroffenen TeilnehmerInnen aus den USA.

Tabelle 6: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Optimismus* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	3 von 6	0 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	3 von 11	0 von 11

Interviewpartner Rodger geht auf die positive und optimistische Haltung ein, die er als Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeitssuche einstuft:

> I still carry scars on my hand from some of the ship work I did. You can always sign on a ship. It is an approach. When I went to a restaurant to find a job as a dishwasher, my approach was to go to this manager and say this is my favorite restaurant in this city, and I said, ›I've always liked it here, would you hire me for a job?‹ I was honest about it, I enjoyed that experience and they like hearing that kind of positive attitude and they will hire somebody who is optimistic and wants to get ahead. And so once you get into the door of an operation you can then make suggestions and make changes. And, if you want to, you can rise through management.

In seinen Ausführungen deuten sich Parallelen zum *American Dream* an. Eine positive Haltung und harte Arbeit sollen demnach nicht nur bei der Arbeitssuche hilfreich sein, sondern grundsätzlich einen sozialen Aufstieg ermöglichen.

Auch Rheas Aussagen wecken Assoziation zum sogenannten amerikanischen Traum. Ein Jobverlust kann der Interviewten zufolge demnach eine Senkung der materiellen Ansprüche erforderlich machen, um eine neue Stelle zu finden:

> I really feel that there are always alternatives. It may not be what you used to getting paid, but I think that there is a lot of people won't settle, if ... I think it depends on how desperate you might be.

Dennoch ist dies für Rhea nur ein vorübergehendes Erfordernis, denn das Aufstiegsversprechen ist für die Gesprächspartnerin ungebrochen: „And you can always work your way back up."

Laut Merton (1968, S. 193) ist denn auch Misserfolg in der US-amerikanischen Kultur nur eine „way-station to ultimate success".

Die Betonung einer optimistischen Haltung lediglich von InterviewteilnehmerInnen aus den USA steht im Einklang mit entsprechenden Einstellungen der US-amerikanischen Bevölkerung. Ausgehend vom in den Vereinigten Staaten stärker verbreiteten Individualismus wird eigenem Handeln eine größere Bedeutung als schicksalhafte Fügungen bei der Beeinflussung schwieriger Situationen zugeschrieben (vgl. Beerman und Stengel 1992, S. 383). Laut Barbara Ehrenreich (2010, S. 9) sei eine solche Haltung in der „Natur" von US-AmerikanerInnen zu finden. Die USA gelten gemein hin als ein „positives Volk", positives Denken sei typisch amerikanisch (Ehrenreich 2010, S. 9). In Deutschland ist stattdessen Fatalismus verbreiteter, durch den die eigene Beeinflussbarkeit einer Situation als begrenzt wahrgenommen wird (vgl. Beerman und Stengel 1992, S. 383)

Optimismus und positives Denken können daneben in einen Zusammenhang mit dem Leitbild des *unternehmerischen Selbst* gestellt werden. Ausgehend von dessen Hauptforderung Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, werden Misserfolge nicht auf strukturelle Gegebenheiten zurückgeführt, stattdessen steht das individuelle Versagen im Vordergrund. In dieser Auslegung habe es der Einzelne versäumt, positiv zu denken, sich außerdem nicht genügend angestrengt und nicht an den Erfolg geglaubt (vgl. Ehrenreich 2010, S. 17; Scheich 2001, S. 93). Unter Bezugnahme auf einen der einflussreichsten Vertreter der Programmatik des positiven Denkens Norman Vincent Peale schreibt Barbara Ehrenreich zudem (2010, S. 113), dass Arbeit heute vor allem Arbeit an sich selbst sei, um sich für „Chefs, Klienten, Mitarbeiter und mögliche Kunden" angenehmer und liebenswerter zu machen". Positives Denken sei zur Pflicht für alle US-AmerikanerInnen geworden. Die Unsicherheit nicht zu wissen, wie sich die Zukunft entwickelt, ist für Ehrenreich aber der entscheidende Punkt positiven Denkens. Da in Umfragen das tatsächliche Wohlbefinden von US-AmerikanerInnen zumeist gering ausfällt[29], folgert die Autorin, dass es sich um einen ungerechtfertigten, mit Selbsttäuschung verbundenen, Optimismus handele (vgl. Ehrenreich 2010, S. 13 f.).

5.2 Zwei Kapitalismusmodelle

Zusammenfassend lässt sich nun festhalten, dass sich sowohl TeilnehmerInnen aus den USA als auch aus Deutschland bei der Positionierung am Arbeitsmarkt an Anforderungen des

[29] Vgl. auch Böhnke und Delhey (2013, S. 523).

vorherrschenden Leitbildes des *unternehmerischen Selbst* orientieren. Allerdings nennen deutlich mehr InterviewpartnerInnen aus den Vereinigten Staaten neben Erhöhung der Beschäftigungsfähigkeit auch Selbstständigkeit als Option, um eine Integration in den Arbeitsmarkt zu erreichen. TeilnehmerInnen aus Deutschland streben überwiegend eine Festanstellung an. Während Verunsicherung bei knapp der Hälfte der InterviewteilnehmerInnen aus Deutschland und nur in wenigen Fällen bei den GesprächspartnerInnen aus den USA auszumachen ist, offenbaren auch nur dortige TeilnehmerInnen eine optimistische Haltung bei der Positionierung am Arbeitsmarkt. Die häufigere Betonung von Unternehmergeist und Optimismus von TeilnehmerInnen aus den Vereinigten Staaten können auf die dortige größere Verbreitung neoliberaler Positionen hinweisen. Denn der autonome und eigenverantwortliche Unternehmer ist ein neoliberales Ideal (vgl. Berglund 2013, S. 722), und gerade Optimisten nehmen vermehrt unternehmerische Risiken auf (vgl. Streeck 2005, S. 116; Bernoster, et al. 2018).

Michel Foucault (2004) weist in seinen Vorlesungen 1978/79 am College De France auf die Unterschiede zwischen US-amerikanischen Neoliberalismus und dem deutschen Wirtschaftsmodell zugrunde liegendem Ordoliberalismus hin. Der Neoliberalismus der USA ist als „Seins- und Denkweise“ in die gesamte Lebenswelt der Regierten vorgedrungen, die alles dem Primat der Wirtschaft unterstellen (Foucault 2004, S. 304). Foucault arbeitet den „Unternehmer seiner Selbst“ als die aus der Humankapitaltheorie von Theodore W. Schultz und Gary S. Becker entstammende zentrale Figur im Neoliberalismus heraus, der sein ganzes Leben darauf ausrichtet, sein Humankapital produktiv einzusetzen (ebd., S. 300).

Der Ordoliberalismus nach Wilhelm Röpke, Alexander Rüstow und Alfred Müller-Armack stellt hingegen Techniken der Regierenden in den Vordergrund. Diese zielen darauf, dass sich die wirtschaftlichen Akteure vom Individuum bis zur Firma nicht nur als Handelspartner, sondern als in Konkurrenz zueinanderstehende Unternehmer verstehen, um den Wettbewerb in der Marktwirtschaft zu erhöhen (vgl. Foucault 2004, S. 333 f.). Trotz dieser Ausweitung des Ökonomischen auf alle gesellschaftlichen Bereiche ist im Ordoliberalismus damit gleichzeitig der Anspruch verbunden, durch den Wettbewerb entstandene Härten und Entfremdung abzumildern, indem ein Ausgleich „für alles Kalte, Gefühllose, Berechnende, Rationale, Mechanische im Spiel des eigentlichen wirtschaftlichen Wettbewerbs“ geboten wird (ebd., S. 335). In der wirtschaftspolitischen Ausrichtung Deutschlands nimmt der Ordoliberalismus jedoch schon seit den 1970er-Jahren eine zunehmend untergeordnete Rolle ein (vgl. Hien und Joerges 2017). Das neoliberale *unternehmerische Selbst* gilt mittlerweile als hegemonial (vgl. Bührmann 2005). Zugunsten von vermehrt geforderter Eigenverantwortung werden

sozialstaatliche Leistungen außerdem zurückgefahren und vorwiegend ökonomischen Gesichtspunkten unterstellt (vgl. Lessenich 2008).

Trotzdem übersetzen sich die neoliberalen Leitbilder und Forderungen bei den InterviewteilnehmerInnen nicht übergangslos in Handlungen oder Einstellungen. Für Bröckling (2007, S. 284) bietet die „Lücke" zwischen „totalitären Anrufungen" des *unternehmerischen Selbst* und Umsetzung auch Raum für Kritik.[30] Neben der Unmöglichkeit aufgrund letztlich nie vollständig zu erfüllender Ansprüche ein *unternehmerisches Selbst* zu sein, können und wollen InterviewteilnehmerInnen aus unterschiedlichsten Gründen auch einzelnen Forderungen des Leitbildes nicht nachkommen: „Es gibt offensichtlich Grenzziehungen und Widerstände der Individuen gegen die entgrenzten Anforderungen der Arbeitswelt" (Hardering 2011, S. 11).

Von einer Zurückweisung der Ansprüche kann aber auch nicht die Rede sein. Abweichungen oder kritische Äußerungen[31] bezüglich des im Neoliberalismus geltenden Primats der Eigenverantwortung sind kaum wahrzunehmen. Die GesprächspartnerInnen beziehen strukturelle Gegebenheiten als Einflussfaktoren für die eigene Situation am Arbeitsmarkt nur rudimentär ein.

5.3 Wertvorstellungen zu Arbeit

Werte sind definiert als verinnerlichte „Vorstellungen davon, was letztlich gut, richtig und wichtig ist" (Oppolzer 1994, S. 349) und ermöglichen „grundlegende Orientierungen und Selektionsleistungen" (Klages und Gensicke 2006, S. 335). Vor allem in den 1960er- bis 1980er-Jahren wurden die westlichen Industrieländer von einem Wertewandel erfasst, der sich danach aber abgeschwächt hat (vgl. ebd., S. 332). Ronald Inglehart (1977) macht diesbezüglich eine Verschiebung von materiellen und auf Sicherheit bedachten zu postmateriellen, sich auf Selbstverwirklichung beziehenden, Werten aus. Da Menschen vornehmlich knappen Gütern den wichtigsten Wert beimessen, konnte sich dieser Wandel nur in Anbetracht subjektiv befriedigter materieller Bedürfnisse vollziehen. In den westlichen Industrieländern wurde diese

[30] Andererseits macht Bröckling (2007, S. 283 f.) darauf aufmerksam, dass erst durch die Auseinandersetzung mit Kritik Techniken „der Regierung des unternehmerischen Selbst" verbessert werden. Boltanski und Chiapello (2003) zeigen in ihrer umfangreichen Studie zu veränderten Rechtfertigungen des Kapitalismus, wie unter anderem die Kritik an zu wenig Autonomie des Individuums zu einem „neuen Geist des Kapitalismus" geführt hat, bei dem nun gerade neoliberale Forderungen nach Eigenverantwortung im Vordergrund stehen.

[31] Wenn auch kaum explizit Missbilligungen der spezifischen neoliberalen Forderungen bei der Positionierung am Arbeitsmarkt geäußert werden, kritisieren TeilnehmerInnen – überwiegend aus den USA – sehr wohl die gesellschaftlichen Bedingungen für die Verwirklichung von Lebenszielen (vgl. Kap. 9.1.4). Interviewte aus Deutschland sprechen konkrete Missstände beim Kontakt zu Institutionen vermehrt an (vgl. Kap. 8.1.1).

Voraussetzung in der Nachkriegszeit zu großen Teilen erfüllt (vgl. Inglehart 1977, S. 21 f.; Maslow 1978).

Der Wertewandel zeigt sich insbesondere in der Arbeits- und Berufswelt. Auch wenn der US-amerikanische Autor Robert A. Stebbins (2004, S. ix) vorbringt, „the blunt truth is that most people work out of necessity, not out of profound love for the job and set of deeply felt values that they realize there", hat Selbstverwirklichung durch Erwerbsarbeit und in der Freizeit gegenüber dem Streben nach Sicherheit sowie materiellen Zuwendungen an Bedeutung gewonnen und spielt für die eigene Identität eine immer größere Rolle (vgl. Oppolzer 1994, S. 351). Weitestgehend besteht Konsens, dass es sich um eine Verschiebung und nicht um den Verfall von Werten handelt (vgl. Voß 1990, S. 267).[32]

Da die Sozialisationsphase als entscheidend für die Entwicklung von Werten gilt, schritt der Wandel zum Postmaterialismus allmählich im Verlauf eines Generationenwechsels in Form einer „silent revolution" voran (Inglehart 1977). Deswegen sind es vor allem die nachfolgenden Generationen, bei denen sich Werte wandeln (vgl. ebd., S. 23 f.). Neben der Bedeutung des Alters begünstigen ein höheres Einkommen und das Bildungsniveau postmaterielle Werteorientierungen (vgl. Oppolzer 1994, S. 352; Hauff 2008, S. 68). Der Befund, dass Frauen tendenziell stärker auf Sicherheit bedacht sind (vgl. Inglehart 1977, S. 90; Hauff 2008, S. 68), lässt sich durch deren nach wie vor prekärere Erwerbsbeteiligung erklären (vgl. Hauff 2008, S. 71; Grell und Lammert 2013, S. 142, 165).

Kritiker Ingleharts wenden ein, dass in seinem Modell nur reine Idealtypen abgebildet werden und Kombinationen von materialistischen und postmaterialistischen Werten ausgeschlossen sind (vgl. Heidenreich und Braczyk 2003, S. 144). Ausgehend von der Kritik an einer eindimensionalen Werteverschiebung hat Helmut Klages (1984) das Konzept einer Wertesynthese erarbeitet, die gegenwärtig überwiegend Zustimmung erfährt (vgl. Hauff 2008, S. 56). In Klages Ansatz ist die Variante, dass eine Person sowohl materialistische als auch postmaterialistische Einstellungen aufweist, prinzipiell möglich. Klages geht von „Pflicht-, Akzeptanz- und Sicherheitswerten" auf der einen und „Werte der Selbstentfaltung und des gesellschaftlichen Engagements" auf der anderen Seite aus, die „zwar durchaus in Opposition stehen können, aber nicht müssen" (Klages und Gensicke 2006, S. 338 f.).

In der Mehrzahl der Interviews lassen sich Aussagen finden, die auf die Bedeutung von Werten der Selbstentfaltung als auch gleichzeitig von Pflicht-, Akzeptanz- und Sicherheitswerten hinweisen. Daraus wird ein Typus gebildet, der durch ein Abwägen von Selbsterfüllung- und Sicherheitsinteressen gekennzeichnet ist. TeilnehmerInnen, deren

[32] Vgl. aber Noelle-Neumann (1978): „Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft"

Aussagen dem Typus *Idealistische Orientierung* zugeordnet werden, beziehen ethische Gesichtspunkte in die Wahl der eigenen Tätigkeiten ein. In einem Fall wird explizit der Wert von fleißiger Arbeit hervorgehoben. Im letzten herausgearbeiteten Typus orientieren sich GesprächspartnerInnen primär an Selbstverwirklichung.

5.3.1 Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit

> *Es ist nicht Geldverdienen. Dein Geld ist, glaube ich, letztendlich nur ein positiver Nebeneffekt. Viel passiert eben ohne, dass du offiziell in Geld Dinge zurückbekommst. Nämlich, dass du dort nette, hoffentlich nette, Menschen triffst. Dass die Leute vielleicht ähnlich ticken wie du. Dann macht Arbeit Spaß und sich dann noch mit irgendwie coolen Inhalten auseinanderzusetzen, erfolgreich zu sein, das ist dann quasi noch mal so das Sahnehäubchen obendrauf.*
> *(Andrej)*

Mehr als die Hälfte der TeilnehmerInnen wägt in diesem Typus die eigene Freude an der Arbeit und Selbsterfüllungs- gegenüber Sicherheitsinteressen ab. Die GesprächspartnerInnen streben zwar an, Spaß bei der Arbeit zu haben, den eigenen Interessen nachzugehen oder sich selbst zu entfalten. Jedoch berücksichtigen sie genauso, dass dies nur unter der Voraussetzung entsprechender Einkünfte möglich ist. Weil die von den GesprächspartnerInnen genannten Wertepräferenzen innerhalb der Interviewpassagen aufeinander verweisen, erfolgt keine separate Einteilung, sondern eine Zusammenfassung in einen Typus. In beiden untersuchten Gesellschaften werden drei von sechs TeilnehmerInnen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, sowie drei von fünf TeilnehmerInnen, die einen niedrigen Lohn beziehen, dem Typus zugeordnet.

Tabelle 7: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	3 von 6	3 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	3 von 5	3 von 5
Gesamt	6 von 11	6 von 11

Für Rob aus den Vereinigten Staaten ist es möglich, sich trotz Erwerbslosigkeit in verschiedenen Projekten zu verwirklichen. Ausdrücklich betont der Interviewpartner seine vergleichsweise privilegierte Lage. Rob kann sich durch die aus dem Verkauf seines Unternehmens zurückgehende finanzielle Absicherung seinen Interessen widmen: „So, I've

been in a fortunate position after having liquidated my assets having enough money so I could to that. But, you know, for a lot of other people that is not possible."

Für Max aus Deutschland, der Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht hat, ist es die Idealvorstellung, Erfüllung in und Freude bei der Arbeit zu finden:

> Wenn man das Glück hat, das machen zu können, was einem Spaß macht und wo man sich so auch so ein bisschen drin erfüllt sieht oder so. Es ist für mich eigentlich […] das Größte, was einem passieren kann. Du verbringst die meiste Zeit deines Lebens auf der Arbeit. Das ist einfach so.

Max ist sich bewusst, dass es keine Garantie für die Verwirklichung seiner Vorstellungen gibt, denn er stellt die Aussagen in den Zusammenhang einer gewissen Zufälligkeit („Wenn man das Glück hat"). Die essenzielle Bedeutung von Arbeit unterstreicht der Gesprächspartner, indem er keiner Tätigkeit nachzugehen, ausschließt: „Ich könnte mir auch niemals vorstellen, nicht zu arbeiten. Ich finde das unfassbar langweilig, nichts wirklich zu tun." Max bezieht den Begriff der Arbeit explizit auch auf Lebensbereiche, die über Erwerbsarbeit hinausgehen, und meint, dass jeder Mensch in irgendeiner Form etwas tun und Erfüllung finden möchte:

> Wenn ich jetzt, sage ich mal, Künstler wäre, obwohl ich jetzt auch so eine kreative Ader noch habe von früher. Du machst ja irgendwie immer irgendetwas. Kein Mensch, okay, sagen wir mal die meisten Menschen sitzen ja nicht den ganzen Tag vorm Fernseher, machen nichts. Irgendwas tust du ja immer, irgendwas, was dir Spaß macht und wenn es Blumenpflanzen ist oder Briefmarkensammeln. Irgendwas ist ja dein Interesse, und irgendwas erfüllt dich auch, und irgendwas ist ja dann auch deine Berufung quasi dann.

Daher ist sich Max aber auch bewusst, dass das Beziehen eines Einkommens nicht mit Selbstverwirklichung zusammenfallen muss:

> Ob du dann damit Geld verdienen kannst, steht auf einem anderen Blatt Papier. Sind für mich halt zwei Paar Schuhe, sag ich mal. Wenn ich jetzt also das, was ich generell tun würde, wenn ich jetzt keine Arbeitsstelle hätte und ich würde einfach nur das tun, was mir Spaß macht, wenn ich das als Arbeit definiere, würde ich behaupten, dass Arbeit sehr wichtig ist und jeder Mensch irgendwie arbeitet, aber dann am Ende des Tages Geld verdienen kann, ist dann was anderes.

Auch Andrej wägt zwischen den verschiedenen Wertvorstellungen ab, beurteilt aber materielle Zuwendungen als untergeordnet und räumt der Erfüllung in der Arbeit ein größerer Stellenwert ein:

> Es ist nicht Geldverdienen. Dein Geld ist, glaube ich, letztendlich nur ein positiver Nebeneffekt. Viel passiert eben ohne, dass du offiziell in Geld Dinge zurückbekommst. Nämlich, dass du dort nette, hoffentlich nette, Menschen triffst. Dass die Leute vielleicht ähnlich ticken wie du. Dann macht Arbeit Spaß und sich dann noch mit irgendwie coolen Inhalten auseinanderzusetzen, erfolgreich zu sein, das ist dann quasi noch mal so das Sahnehäubchen obendrauf.

Andrejs Präferenz für eine erfüllende Arbeit gerät damit allerdings in Konflikt zu den verfügbaren Arbeitsstellen seiner gegenwärtigen Jobsuche. Der Gesprächspartner stellt deswegen auf Anraten seiner Beraterin des *Jobcenters* einen eigenen Kriterienkatalog auf, der ausdrücklich eine Abwägung zwischen eigenen Interessen und den Stellenprofilen der gesichteten Angebote enthält:

> Kurz vor Dezember kam ich dann zu ihr und habe gesagt, also ich komme echt nicht weiter, weiß nicht, wie ich das irgendwie gescheit anstellen soll. Vielleicht mache ich mir irgendwie zu viele Gedanken, versuche jetzt tatsächlich nach diesem Alles-oder-Nichts-Prinzip eine Stelle …, was total blödsinnig ist und mit der Realität überhaupt nichts zu tun hat, weil jede Stelle ist letztendlich eine Kompromiss-Stelle. Natürlich werden in die Antwort, kommen ganz, ganz viele tolle Sachen, ja als Wünsche geäußert. Die Wenigsten machen mal eine schöne Untergliederung, von wegen das sind absolut notwendige Sachen, das sind nice-to-haves. Bei vielen ist es einfach nur durcheinander. Und da hat mir schon irgendwie diese Abstraktionen gefehlt, um zu gucken, passt das jetzt zu 80 Prozent, weil dann kann man sich bewerben oder passt das eben nicht zu 80 Prozent.

5.3.2 Idealistische Orientierung

> *Aber ich hatte meine Schwierigkeiten mit meinem Chef, und die Arbeit als Baumpfleger hat zwar schon Spaß gemacht, aber wir haben aber auch Bäume gefällt, die schön waren und manchmal für Kunden gearbeitet, die irgendwelche komische Sachen wollten.*
> *(Sven)*

TeilnehmerInnen bringen außerdem idealistische Aspekte vor, die sie bei der Auswahl einer Arbeitsstelle einbeziehen. Ziel ist dabei, mit einer ausgeübten Tätigkeit einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten, indem weniger privilegierte Menschen unterstützt oder Umwelt- und Nachhaltigkeitsfragen berücksichtigt werden. Jeweils zwei TeilnehmerInnen der untersuchten Erwerbsstatusgruppen in Deutschland werden diesem Typus zugeordnet. In den USA werden Aussagen von vier der von Erwerbslosigkeit Betroffenen und von drei NiedriglohnbezieherInnen in den Typus gruppiert.

Tabelle 8: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Idealistische Orientierung* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	4 von 6	2 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	3 von 5	2 von 5
Gesamt	7 von 11	4 von 11

Interviewpartner Ingo aus Deutschland, der gegenwärtig niedrige Einkünfte bezieht, reflektiert seine Wertvorstellungen in Hinblick auf eine Arbeitstätigkeit: „Also ich war nicht so einer, der sich von der Arbeit erhofft hat, sich selbst zu verwirklichen. Für mich ist das ein Instrument, um sich sein Privates zu finanzieren." Ingo erklärt, dass er explizit keine Selbstentfaltung durch Arbeit anstrebe, sondern primär einen angemessenen Lebensstandard aufrechterhalten möchte. Der Gesprächspartner unterstreicht seine Haltung durch den Ausdruck „Instrument", mit dem er den für ihn funktionellen Charakter von Arbeit hervorhebt. In den folgenden ausführlichen Aussagen wird aber offensichtlich, dass für Ingo weitere ideelle Aspekte eine bedeutsame Rolle bei der Berufswahl spielen:

> Ich habe mich extra für Haupt- und Realschullehramt entschieden, weil ich auch Lust habe auch schwierige Kids – beziehungsweise, glaube ich halt, dass die Kinder, die am Gymnasium sind, die gehen ihren Weg. Die brauchen keinen, der die wirklich noch mal an die Sache heranführt. Daher habe ich mich bewusst dafür entschieden, auch im Referendariat in Brennpunkt-Schulen zu sein, um denen da was Positives vermitteln zu können […] Ich habe halt früher in einem Kinderzirkus gearbeitet, der ist immer so in Brennpunkte gefahren und hat das Zelt aufgebaut und hat dann die Kids eingeladen da mitzumachen. Das hat mega Spaß gemacht, dazu bin ich halt doch einfach gerne Geograf und nicht nur so von dem Fach her, sondern rein philosophisch und wie man das so betrachten kann. Ich hoffe, dass ich da etwas die Kinder ein bisschen mehr für begeistern kann. Ich finde diese ganze Greta Thunberg-Debatte übertrieben. Aber ich finde es toll, dass sie es macht und dass man die Kinder so weit kriegt, zu verstehen, warum die das macht. […] Ich glaube, dafür brauchst du eine gewisse Begeisterung als Lehrer und ich glaube, das kann ich ein bisschen. Und von daher glaube ich, hoffe ich – glaube nicht, dass ich die Welt ändern werde als Lehrer – aber ich glaube, dass ich den ein oder anderen mehr erreichen kann als es vielleicht so ein Soziopath, die ich noch aus dem Studium kenne [lacht].

Der von Erwerbslosigkeit betroffene Gesprächspartner Rodger aus den USA erzählt im Rückblick, dass er aus ethischen Gründen bei verschiedenen Arbeitgebern gekündigt hat. Daraus ist die Unternehmensidee erwachsen, seine Ansichten publik zu machen, um gesellschaftliche Veränderungen anzustoßen:

> One of my friends in Vermont has said to me: ›Well, you have quit three jobs for ethical reasons […] What you need to do is to start a newspaper and start talking about how society needs to change‹, and I said […] that's a great idea.

Auch seine spätere Anstellung an der Universität gründet auf immateriellen Motivationen, da Rodger feststellt „how brainwashed young people are in the United States". Es ist immer sein Wunsch gewesen, zu lehren und seine Studierenden zu ermutigen, „to think for themselves, think creatively, to think outside of the system". Entschieden betont Rodger, nicht an Universitäten für Wohlhabende arbeiten zu wollen, sondern sich für potenziell benachteiligte Menschen einzusetzen:

> My intention was always to become a university professor and not at some rich school like Harvard or Yale, but either a native school system for indigenous Americans or in a poor urban setting.

5.3.3 Hervorhebung von Fleiß

Zwar sind in den Interviews mehrere Passagen zu finden, in denen TeilnehmerInnen auf ihr hohes Arbeitspensum bzw. ihren Arbeitseinsatz verweisen – wie zum Beispiel Diane aus den USA, die in Anbetracht der unerwarteten Kündigung ihrer Arbeitsstelle konsterniert erzählt, sechzig Stunden in der Woche gearbeitet zu haben. In jedoch nur einem Fall werden Aussagen gemacht, die explizit und ausführlich harte und fleißige Arbeit als Wert an sich betonen.

Tabelle 9: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Hervorhebung von Fleiß* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	1 von 6	0 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	1 von 11	0 von 11

Der von Erwerbslosigkeit betroffene Interviewpartner Rodger beschreibt seine Arbeitsmoral und sieht den Verfall dieser Werte:

> Yes, I think something has changed in the American psychology. In those days, I found people would trying to find opportunities and make opportunities happen. It was a sense of adventure, a sense of enterprise, you would make opportunities happen.

Rodger macht "a certain lazyness, a lack of creativity among young people today" aus und vermisst bei jüngeren AmerikanerInnen die den idealistischen- und Engagementwerten zugeordnete Kreativität (vgl. Klages und Gensicke 2006). Davon setzt sich Rodger mit einer anderen Auffassung von Arbeit ab, die sich an Pflicht- und Akzeptanzwerten (vgl. ebd.) orientiert. Die für ihn zentrale Bedeutung fleißiger Arbeit versucht Rodger an seine Kinder weiterzugeben:

> My children I raised quite differently. My son […] started working as a farm hand on a farm here in the region when he was twelve years old. He worked two years when he was going to High School […] He worked there for two summers, and then he went on to another job. Whenever he wasn't in school, he was working, and he has never not worked.

Im abschließenden Absatz offenbart Rodger ein weiteres Mal idealistische- und Engagementwerte und distanziert sich gleichzeitig von jeglicher Untätigkeit:

> It is not so much the age that is the problem, it is the attitude, the way of approaching life. My wife and I have no intention of retiring or becoming a lazy old person. We intend to do a lot of out-going activities which benefits society and changes the world.

Gegebenenfalls altersbedingt kürzerzutreten, steht für Rodger außer Frage. Im Gegenteil: Der Interviewte rückt das Rentnerdasein in die Nähe von Faulheit. Die Aussagen weisen damit auch Überschneidungen zum Leitbild des „aktiven Alter(n)s“ (Karl 2006) auf. Lebenssinn im Alter erscheint in diesem neoliberalen Diskurs nur durch Aktivität erreichbar zu sein, altersbedingte Einschränkungen werden ausgeblendet oder abgewertet. Als spezifischer Teilbereich des *unternehmerischen Selbst* propagiert das Leitbild des „aktiven Alter(n)s“ auch im höheren Alter das Potenzial aller Verdienstmöglichkeiten auszuschöpfen (ebd.). Rodger verweist allerdings ausdrücklich auf seine idealistische Intention, durch seine Tätigkeiten einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten.

Der herausgearbeitete Typus *Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit* zeichnet sich analog zu Klages Wertesynthese durch die Kombination von Selbstentfaltung- sowie Pflicht- und Akzeptanzwerten aus. Auch TeilnehmerInnen, die mit ihren Gesprächspassagen in die Typen *Idealistische Orientierung* oder *Hervorhebung von Fleiß* eingeordnet werden, tätigen ausnahmslos weitere Aussagen, die zusätzlich entweder die Bedeutung von Pflicht- und Akzeptanzwerten oder Selbstverwirklichungswerten betonen. Klages entwickelt für diese Kombinationen einen eigenen Typus des „aktiven Realisten“, der sowohl durch eine hohe Zustimmung zu Pflicht-, Akzeptanz- und Sicherheitswerten als auch durch Selbstentfaltungs- und Engagementwerten charakterisiert ist (Klages und Gensicke 2006). Diesen Typ unterzieht Klages (2001) einer Bewertung im Kontext der Umbrüche der Globalisierung. In Anlehnung an Noelle-Neumanns Konzept der „Persönlichkeitsstärke“ (1995) folgert der Autor, dass Menschen deren Werte mit diesem Typ übereinstimmen, besonders modernitätsfähig seien und eine handlungsorientierte und lebensfreudige Haltung besitzen. Den Typus des „aktiven Realisten“ bezeichnet Klages (2001, S. 10) als eine Annäherung an ein „Soll-Profil“.

Sigrid Roßteutscher (2004) stellt allerdings infrage, ob dieses Profil tatsächlich erstrebenswert sei. Die Autorin vertritt die These, dass nur eindeutige Wertepräferenzen „handlungsanleitend und hilfreich“ seien, da andernfalls „Anomie, Verunsicherung und extern motivierte Anpassung“ drohe (Roßteutscher 2004, S. 407, 428). Thome (2005) kritisiert wiederum den Schlussfolgerungen Roßteutschers zugrundeliegende widersprüchliche Items aus empirischen Untersuchungen, hält aber auch Klages Einschätzung für voreilig und fordert

daher weitere Forschungsarbeit in Hinblick auf die mögliche erhöhte Anfälligkeit der „aktiven Realisten“ für Anomie.

5.3.4 Fokus auf hedonistischer Selbstverwirklichung

Da habe ich lieber kein Geld als Zeit […] Wenn ich permanent kaum Freizeit habe, dann werde ich auch nicht glücklich.
(Karsten)

Im letzten gebildeten Typus der Kategorie sind Aussagen zusammengefasst, in denen GesprächspartnerInnen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung als eine grundlegende Voraussetzung für eine Arbeitstätigkeit sehen. Ausgehend von Überlegungen über den geringeren Stellenwert des Einkommens gegenüber dem eigenen Wohlbefinden visieren InterviewteilnehmerInnen eine Arbeitsstelle an, die zu den eigenen Fähigkeiten und Wünschen passt sowie Möglichkeiten zur Selbstentfaltung bietet. Die TeilnehmerInnen formulieren Forderungen nach angemessenen Arbeitsbedingungen durch entsprechende Bezahlung, gutes Betriebsklima und ausreichend Freizeit. Obwohl auch in den drei Fällen, die dem Typus hedonistischer Selbstverwirklichung zugeordnet werden, materielle Sicherheit angeschnitten wird, unterscheiden sich die Aussagen zu denen des Typus *Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit* durch eine eindeutige Prioritätensetzung. Teilweise kündigen Interviewte Jobs mit nicht ausreichenden Selbstverwirklichungsmöglichkeiten trotz drohender Arbeitslosigkeit und finanziellen Einschnitten.

Die in den 1980er-Jahren in der Wertewandelforschung neu geschaffene Dimension „Hedonismus und Materialismus“ (Klages und Gensicke 2006, S. 341) zeigt mit dem Item „Das Leben in vollen Zügen genießen“ zwar Parallelen zum Typus *Fokus auf hedonistischer Selbstverwirklichung* auf, erweist sich aber wegen einer angenommenen, vorwiegend materiellen Orientierung als unpassend. Denn gerade die wird in den zugeordneten Aussagen von den GesprächspartnerInnen abgelehnt. Überschneidungen ergeben sich indes zum Subsegment der „Experimentalisten“ des hedonistisch-subkulturellen Milieus der Sinus-Milieuforschung, die ohne explizite Betonung einer Konsumorientierung Lebensgenuss und Erlebnisorientierung priorisieren (Hempelmann und Flaig 2019, S. 162). Zwei von Erwerbslosigkeit betroffene Personen und zwei NiedriglohnbezieherInnen werden diesem Typus zugeordnet – und zwar ausschließlich TeilnehmerInnen der in Deutschland geführten Interviews.

Tabelle 10: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Fokus auf hedonistischer Selbstverwirklichung* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	0 von 6	2 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	2 von 5
Gesamt	0 von 11	4 von 11

Gesprächspartnerin Mariana berichtet einleitend von der Kündigung ihrer Stelle, bei der sie vor ihrer Erwerbslosigkeit arbeitete:

> Es fing 2015 im August an, im Oktober habe ich mich dann dazu entschlossen, die Agentur zu verlassen, weil es nicht mein Ding war und ich war unglaublich unglücklich. Ich habe dann aber mit Einverständnis von dem Chef, also er hat mich gekündigt […] Wir haben also beide gemerkt, das wird nicht klappen. Er hat gemerkt, ich bin unglücklich, ich habe gemerkt, ich bin unglücklich, also gekündigt, dann habe ich halt Arbeitslosengeld I bekommen.

Die subjektive Begründung „nicht mein Ding" und der dreimalige Verweis auf ihr Unwohlsein unterstreichen Marianas Vorstellung einer in erster Linie erfüllenden Arbeit. Zwar zeigt die Einigung mit ihrem Vorgesetzten, um einer Sperrzeit von Arbeitslosengeld I zu umgehen, dass Sicherheitsaspekte für die Interviewte eine Rolle spielen. Dennoch stand der Entschluss zur Kündigung Mariana zufolge schon vor dem Gespräch mit ihrem Chef fest. Überdies ist die Einstufung in Arbeitslosengeld I mit erheblichen finanziellen Einbußen verbunden. In einer weiteren Passage stellt Mariana finanzielle Aspekte der eigenen Zufriedenheit gegenüber:

> Deine Eltern wollen eigentlich auch immer nur, dass du glücklich bist, auch wenn dann natürlich meine Eltern vielleicht, so wie mein Bruder mit einem festen Job mit über vierzigtausend Euro im Jahr, sich eher vorstellen. Aber ganz ehrlich, wenn ich nur höre […] er erzählt diese Situation und mir kommt es innerlich schon hoch, wenn ich denke, solche Situationen will ich gar nicht haben. Diese typischen Bürosäle, aktuell da einer im Büro, der würde schmatzen und dann so Grunzgeräusche machen. Boah, ich würde flüchten, da drehe ich ja auch durch bei so was […] ich verstehe nicht, wie die da arbeiten, verstehe ich nicht.

Ein hohes Einkommen ist für Mariana im Gegensatz zu einem angenehmen Arbeitsklima von untergeordneter Priorität. Die Chance auf eine neue Stelle schlägt die Interviewte aus diesem Grund aus:

> Eigentlich bräuchten die einen dritten Fotoredakteur. Das ist genau das, auf was sie warten. Wenn sie einen dritten Fotoredakteur einstellen dürfen, dann bin ich wieder am Start. Frage ist nur, ob ich das machen würde. Also sie würde mich sofort einstellen, aber ich weiß nicht, ob ich es machen würde, weil ich weiß ja, wie es war […] Und ich war in dieser Phase, in diesem *Volo*, eigentlich auch dauerhaft unter Stress. Und so ist der Job halt […] Und ich hatte auch hier und da Vorstellungsgespräche. Das letzte war für eine Agentur, wo ich dann verantwortlich

> für gewesen wäre, Newsletter-Texte zu schreiben […] Und das wäre ein Vierzig-Stunden-Job weit außerhalb gewesen. Das heißt, eine Stunde hin, eine Stunde zurück, und man kennt eine Agentur: Man kommt nie pünktlich raus.

Mariana untermauert ihre Präferenz für Selbstverwirklichung mit weiteren Aussagen, die sich gegen ein pflichterfülltes Festhalten am Job richten:

> Die einen ziehen es wirklich durch und kündigen den Job und suchen sich neue Sachen. Die anderen versauern in ihrem Job und werden immer trauriger – ist so. Ich sehe, dass die, so wie es aktuell läuft in ihrem Leben, nicht zufrieden sind oder so wie ich auch schon einen Bruch hatten und jetzt auf der Suche nach etwas Neuem sind.

Menschen, die nicht dieser Einstellung folgen, sieht Mariana auf dem falschen Weg. In folgender Passage spitzt die Interviewte ihre Aussagen mit einer Höherstellung der eigenen und Abwertung andere Positionen zu:

> Und die, die es machen, sind auf jeden Fall mutig. Und die, die es nicht machen, die bedauere ich auf jeden Fall. Guck mal, ich könnte jetzt immer noch in dieser Agentur sitzen und ich würde jeden Tag mit Zähneknirschen da rausgehen und würde jeden Tag angepisst sein. Jeden Tag, das ist der Horror. Das wäre auch nicht besser geworden.

Die bildreiche Sprache weist auf die hohe Relevanz des Themas Selbstverwirklichung hin. Marianas ausführliche negative Beurteilung bestimmter Angestelltenverhältnisse kann außerdem als eine Strategie des sozialen Vergleichs interpretiert werden (vgl. Tesser 1988). Menschen versuchen demzufolge mit für sie günstig ausfallenden sozialen Vergleichen das eigene Selbstwertgefühl zu stabilisieren, das nämlich durch Arbeitslosigkeit bedroht wird (vgl. Jahoda 1983; Sheeran und Abraham 1994).

Zusammenfassend hebt Mariana in ihren Ausführungen Werte hervor, die seit den 1970er-Jahre verstärkt in den Fokus gerückt sind. Arbeit soll vor allem interessant sein, das erzielte Einkommen ist hingegen nachgeordnet (vgl. Voß 1990, S. 265). Selbst in prekären Lagen spielen „persönliche Sinnkriterien“ für Postmaterialisten eine größere Rolle, sodass bei Nicht-Erfüllung der Ansprüche das Arbeitsverhältnis überprüft und gegebenenfalls gekündigt wird (Baethge 1991, S. 10).

5.4 Der unterschiedliche Stellenwert von Arbeit

Die herausgearbeiteten Typen zeigen auf, dass die GesprächsteilnehmerInnen postmateriellen Werten einen tendenziell höheren Stellenwert beimessen: Die Interviewten nennen Sicherheitswerte nur in Kombination mit Wünschen nach erfüllenden Tätigkeiten. Dem

(materiellen Wert-) Typus *Hervorhebung von Fleiß* werden lediglich Aussagen eines einzigen Gesprächspartners aus den Vereinigten Staaten zugeordnet, der aber auch im (postmateriellem Wert-) Typus *Idealistische Orientierung* repräsentiert ist. In diesen Typus sind wiederum mehr als ein Drittel der GesprächspartnerInnen aus Deutschland und fast zwei Drittel aus den Vereinigten Staaten gruppiert. Keine der GesprächspartnerInnen verweist ausschließlich auf materielle oder Pflicht- und Akzeptanzwerte. Die überwiegende Zahl der GesprächspartnerInnen lassen sich in den Typus *Abwägen zwischen Erfüllung und Sicherheit* einordnen. Jedoch messen ausschließlich vier InterviewpartnerInnen aus Deutschland Geld darüber hinaus nur einen geringen Stellenwert bei und wollen sich vorwiegend – auch außerhalb der Arbeit – selbstverwirklichen.

Die fast doppelt so hohe Anzahl von Fällen aus den USA, die dem Typus *Idealistische Orientierung* zugeordnet werden, geht konform zu dem Befund, dass US-AmerikanerInnen eher als Deutsche angeben, durch ihre Arbeitstätigkeit einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten (vgl. MOW International Research Team 1987, S. 113). Trotz der umstrittenen These, dass in den Vereinigten Staaten gemeinschaftliche Aktivitäten und das bürgerschaftliche Engagement aufgrund vermehrter individualisierter Tätigkeiten wie Fernsehen oder Internetsurfen abgenommen hätten (vgl. Putnam 2000), ist auch die Beteiligung an politischen, kulturellen und religiösen Aktivitäten größer als in Deutschland (vgl. Fregea und Godardb 2014, S. 950). Die außerdem tendenziell stärkere Fokussierung auf die Arbeitssphäre von TeilnehmerInnen aus den USA stimmt mit der Feststellung überein, dass Arbeit in den Vereinigten Staaten eine zentralere Stellung im Leben einnimmt (vgl. MOW International Research Team 1987; Harpaz und Fu 1997, S. 182; Kuchinke 2009, S. 178).

Die USA gehören zu den Industriestaaten mit den höchsten „commitment to work"-Werten (Lipset 1996, S. 26). Einer „obligation to work" stimmt die US-amerikanische Bevölkerung überwiegend zu und bemisst überdies in harter Arbeit einen moralischen Wert an sich (Applebaum 1998, S. 218). Deutsche messen hingegen Selbstverwirklichung durch Arbeit einen größeren Wert bei (vgl. MOW International Research Team 1987, S. 179).

Darüber hinaus ist Arbeit in Deutschland deutlicher von einer genauso als zentral bewerteten Lebenssphäre getrennt (vgl. Kuchinke 2009, S. 178). Trotz der in beiden Gesellschaften zunehmenden Bedeutung spielen Freizeitaktivitäten in Deutschland eine noch zentralere Rolle als in den Vereinigten Staaten (vgl. MOW International Research Team 1987, S. 150; Beerman und Stengel 1992, S. 382; Kuchinke 2009, S. 178 f.; Güntzel 2008, S. 22).

Neben diesen Werten und Einstellungen gibt es strukturelle Gründe für den höheren Stellenwert von Arbeit auf US-amerikanischer Seite. Da US-AmerikanerInnen mehr

Arbeitsstunden leisten, besteht eine größere Notwendigkeit der Arbeitszeit einen positiven Wert beizumessen, um persönliche Dissonanzen zu vermeiden (vgl. Beerman und Stengel 1992, S. 382 f.). Auch die geringere soziale Absicherung in den USA führt zu einer verstärkten Konzentration auf bezahlte Arbeitstätigkeiten (vgl. ebd., S. 382). So sind die GesprächspartnerInnen aus Deutschland, die Selbstverwirklichung den größten Wert beimessen, mindestens durch die Grundsicherung geschützt, die das soziokulturelle Existenzminimum gewährleisten soll. Erwerbslose in den USA haben nach der maximal 26-wöchigen Bezugszeit von Arbeitslosengeld keinen oder je nach Familienstand nur eingeschränkten temporären Anspruch auf weitere finanzielle Hilfen (vgl. Grell und Lammert 2013), mit denen die absolute Armutsgrenze oftmals nicht überschritten werden kann (vgl. Floyd und Schott 2013, S. 1)

5.5 Zeitempfinden und -einteilung

> *Weswegen ich mich am meisten auf die Arbeit gefreut habe, ist die Struktur, auch wieder für irgendetwas aufzustehen, so den Sinn. Du hast gar keinen Sinn mehr, wenn du nichts… Die Gesellschaft ist ja so, du musst ja im Endeffekt arbeiten gehen, ansonsten glauben ja alle, du hast gar keinen Sinn zu existieren [lacht]. Das war schön, wieder so ein kleines Rädchen anzufangen, so ein kleines Rädchen wieder zu sein.*
> *(Anne)*

In modernen Gesellschaften gilt Zeit immer mehr als eine unabhängig von Ereignissen kulturell konstruierte, „lineare Abfolge von Zeitpunkten“: „Sie wird zunehmend als ›Uhrzeit‹ verstanden und Grundlage für die zeitliche Rationalisierung von Lebensvorgängen.“ (Heinemann 1982, S. 88, Hervorhebung im Original). Jenseits astronomischer Definitionen unterliegt Zeit gesellschaftlichen Erfordernissen der Zeitstrukturierung und wird als „soziale Zeit“ bezeichnet (Sorokin und Merton 1937, S. 615-618). Denn erst „Inhalte geben der Zeit eine Struktur“ (Schlote 1996, S. 31). Der relative Wert von Zeiträumen bemisst sich dabei nicht nur nach der absoluten Dauer, „but also on the nature and intensity of their qualities“ (Sorokin und Merton 1937, S. 622).

Vom Einzelnen sind Entscheidungen über die Nutzung der Zeit zu treffen, um Diskrepanzen zwischen der gesellschaftlichen Zeitstruktur und dem individuellen Zeitbewusstsein zu vermeiden (vgl. Heinemann 1982, S. 87). Heutzutage bestimmt hauptsächlich die Arbeitswelt die gesellschaftliche Zeitstruktur, da Arbeit zumeist außerhalb des eigenen Haushalts, zu

festgelegten Zeiten und kooperativ durchgeführt wird. Arbeit vermittelt neben der zeitlichen auch eine räumliche Struktur und besitzt ein sinnstiftendes Element (vgl. Promberger 2008, S. 8, 12; Engler 2005, S. 10). Das individuelle Zeitbewusstsein und der Tagesablauf sind demnach in der Regel an die ausgeübten beruflichen Tätigkeiten angepasst (vgl. Heinemann 1982, S. 87). Freizeit ist sogleich durch Arbeit definiert und bezieht sich als deren Pendant explizit auf den „Wechsel von Arbeitszeit und Feierabend“ (ebd., S. 90). In jüngster Zeit ist indes der Trend einer Entgrenzung von Arbeitszeit festzustellen, der durch die zunehmende Aufhebung der zeitlichen Trennung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre beschrieben wird (vgl. Voß 1998, Jurczyk und Voß 2000). Die hierfür als ursächlich begriffenen Bestrebungen nach erhöhter Flexibilisierung zielen auf Kostensenkungen und Produktivitätssteigerungen, um Wettbewerbsvorteile zu erlangen (vgl. Voß 1998, S. 473 f.).

Arbeit ist strukturgebend, daher fallen bei der Typenbildung besonders Unterschiede zwischen den von Erwerbslosigkeit betroffenen und niedriglohnbeziehenden InterviewteilnehmerInnen ins Auge. Im Falle von Erwerbslosigkeit berichten GesprächspartnerInnen überwiegend von Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit. Chancen freierer Zeiteinteilung werden zwar auch genannt, allerdings in deutlich weniger Fällen. NiedriglohnbezieherInnen, die diesem Typus zugeordnet sind, bewerten ihre flexiblen Arbeitszeiten positiv. Zeitknappheit betrifft bis auf einen von Erwerbslosigkeit betroffenen Vater von jungen Kindern ausschließlich InterviewteilnehmerInnen im Niedriglohnbezug.

5.5.1 Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit

Ja, relativ viel Zeit auch, wo nichts passiert, aber ich versuche mich immer weniger zu langweilen. Also Langeweile ist schon eine Sache, mit der ich zu kämpfen habe.
(Sven)

Für Erwerbslose steht in der Regel mehr Zeit zur eigenen Verfügung. Jedoch wurde schon in der klassischen Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von 1933 festgestellt, dass es sich hierbei um ein „tragisches Geschenk“ handeln kann (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975, S. 83). Von Arbeitslosigkeit Betroffene sind gefordert, eine neue Organisation und Struktur der Zeit zu finden (vgl. Luedtke 2001, S. 88). Da sich Erwerbslose nicht an eine von einer Arbeitsstelle vorgegebene Zeitstruktur halten müssen, können sie die Zeit als im Überfluss vorhanden empfinden, womit die Notwendigkeit einer sinnvollen und optimalen Zeitplanung entfällt. In diesen Fällen wird Zeit als „unstrukturiertes Kontinuum ohne Besonderheiten und ohne Abwechslung“ erfahren (Heinemann 1982, S. 91). Dies führt zu einem Zeitbewusstsein, das durch Gefühle des Zeitvergeudens und der Nutzlosigkeit geprägt ist (vgl. ebd.). Daneben fehlen meist finanzielle Spielräume, um die Zeit mit Aktivitäten, die mit Kosten verbunden sind, nutzen zu können. Infolgedessen können sich soziale, seelische und gesundheitliche Probleme bei den Betroffenen ergeben (vgl. Carstensen, Derboven und Winker 2012, S. 9).

Schwierigkeiten bei der Strukturierung freier Zeit sind nur bei von Erwerbslosigkeit betroffenen TeilnehmerInnen zu vernehmen. In diesem Sinne stellt Stebbins (2004, S. x) knapp fest: „[W]orking helps time pass.“ Den GesprächspartnerInnen, deren Aussagen in diesen Typ gruppiert werden, fehlt zum einen die strukturgebende Komponente einer Arbeitsstelle und zum anderen finden sie nicht im ausreichenden Maß erfüllende alternative Tätigkeiten. Außerdem sind die Teilnehmerinnen mit moralischen Bewertungen der Zeitnutzung konfrontiert, denn durch Erwerbslosigkeit hinzugewonnene Zeit wird in einer Arbeitsgesellschaft als nicht-verdient beurteilt (vgl. Luedtke 2001, S. 88). Oftmals lässt sich bei den GesprächspartnerInnen ein Entwicklungsprozess erkennen, dessen Verlauf unterschiedliche Richtungen aufweist: TeilnehmerInnen berichteten sowohl von zunächst vermeintlich hinzugewonnener Zeit, die sie dann sukzessive als Belastung wahrnehmen, als auch von anfänglicher Antriebslosigkeit und Niedergeschlagenheit, die sie mit zunehmender Dauer überwinden können. In den in Deutschland durchgeführten Interviews berichten fünf, in den USA drei GesprächspartnerInnen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, von Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit.

Tabelle 11: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	3 von 6	5 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	3 von 11	5 von 11

In bildreicher Sprache schildert Interviewpartnerin Diane aus den USA wie sie mit der Zeit während ihrer Erwerbslosigkeit umgegangen ist: „And I have to be honest with you too. I was very, very low, I was, it was very depressing being unemployed, and so you sort of drift too. Your days just sort of just bleed one day into the next." In Dianes Erfahrungen verbinden sich Niedergeschlagenheit aufgrund der Arbeitslosigkeit mit einem Zeitempfinden nicht unterscheidbarer Tage zu einem Gefühl der Antriebslosigkeit. Da die Einteilung der Zeit nicht mehr durch Erwerbsarbeit vorgegeben ist, erweisen sich Möglichkeiten der Eigenarbeit am Haus ihres Ehepartners als strukturgebend, womit Diane aber nicht ihren gesamten Tagesablauf gestalten kann:

> You have your goals, and you have the things you have to do particularly around Richard's house because it was just gigantic. It was an old farmhouse they have extended into a big sort of family compound. But, you know, I think you do that for half your day that and then you just drift.

Weitere Aktivitäten der Interviewten sind rezeptive Tätigkeiten wie das Zeitunglesen und Fernsehschauen:

> I have to be honest. You read newspapers. I watched more home repair shows than should be legal [lacht]. I am very good at not home repair per se. I think about what people want to fix about their homes – Yes of course, it's the kitchen! [lacht]. Yeah, I would literally spend hours watching home repair shows.

Obwohl inhaltliche Verbindungen zur Arbeit am Haus bestehen, beschäftigen Diane die Gründe für ihren Konsum von Reality-TV. Negative Vorurteile über die Zeitnutzung erwerbsloser Menschen (vgl. Carstensen, Derboven und Winker 2012, S. 7) verstärken den Druck für Betroffene, sich speziell für rezeptive Tätigkeiten rechtfertigen zu müssen (vgl. Lehmann 1996, S. 299). Ausgehend davon, dass in Kulturgütern „die Distinktionsbeziehung objektiv angelegt ist" (Bourdieu 1982, S. 355) haftet dem Fernsehen das Stigma des „Populären und Vergnüglichen" an (Mikos 2007, S. 55) – stärker als Zeitunglesen, das die Gesprächspartnerin nicht weiter erläutert oder rechtfertigt. Den Konsumenten von Reality-TV wird überwiegend ein niedrigerer sozioökonomischer Status nachgesagt (vgl. Klaus und Röser 2008; Wood und Skeggs, 2011). Folglich kann der Konsum zu einem schlechten Gewissen führen, einer

„vermeintlich minderwertigen Tätigkeit“ nachgegangen zu sein (Mikos 2007, S. 55). So zeigen Dianes Einleitung „I have to be honest“ und wenn auch scherzhaft gemeinte Aussage „I watched more home repair shows than should be legal“ eine gewisse Schamhaftigkeit in Hinblick auf eine gesellschaftlich als trivial veurteilte Fernsehsendung. Diane macht schließlich selbst auf die Diskrepanz zwischen ihrem hohen „kulturellen Kapital” (Bourdieu 1983) und dem Schauen von Reality-TV aufmerksam:

> And here I am a Fulbright Scholar, not to brag, very well educated, not to brag, Stellar teaching reviews, you know strong publication record and I try to figure it out like why is that so intriguing at this point.

Dianes reflektierter Umgang mit ihrem TV-Konsum und der Sendung im Speziellen, ausgedrückt auch durch ihre sarkastische Aussage „Yes of course, it’s the kitchen!“, das auf redundante Spannungsbögen hinweist, ist im Übrigen selbst eine Praxis höheres kulturelles Kapital zu präsentieren (vgl. Skeggs, Thumim und Wood 2008). Diane schlussfolgert, dass die *Happy Ends* jeder Folge, die im Kontrast zu ihrer eigenen Lage stehen, den Reiz der Sendung ausmachen: „But it is because it always ends with a happier note. They are always happy: ›Oh my god is this wonderful! You have done such a great job.‹”

Anne aus Deutschland bewertet ihren Tagesablauf in der Phase während ihrer Erwerbslosigkeit als spannungsarm:

> Also ich habe schon immer relativ lange geschlafen, irgendwann gefrühstückt. Bis du dann irgendwann mal duschen gegangen bist, hast dich an den PC gesetzt, erst mal ein bisschen nach Stellen geguckt. Dann bist du irgendwann zu deinem Seminar gegangen oder zu deinem Kurs, den Bewerber-Kurs da, warst du dann irgendwie drei, vier Stunden, bist nach Hause gegangen, hast vielleicht noch irgendwas gemacht oder hast vielleicht auch nichts mehr gemacht. Nicht sehr spektakulär [lacht]. Ja, das war es eigentlich.

Zwar ist kein direktes Bedürfnis sich zu rechtfertigen erkennbar, durch das Lachen und der tendenziell ironisierenden, weil übertriebenen Bewertung „nicht sehr spektakulär“ deutet Anne aber indirekt eine Distanzierung an. Im Vergleich mit einem geregelten Tagesablauf, der Annes Worte aufgreifend, *spektakulär* bzw. interessant und wünschenswert wäre, bewertet die Gesprächspartnerin ihren eigenen Alltag als defizitär. Des Weiteren fällt die häufige Verwendung des Präfixes *irgend* auf, womit die Gesprächspartnerin die Unbestimmtheit und Unverbindlichkeit der Zeiteinteilung betont. Durch die Strukturlosigkeit des Tagesablaufs nimmt Anne ein allmähliches Abgleiten in allen Lebensbereichen wahr: „Du verlotterst eigentlich. Du lässt es alles so schleifen, also das war jetzt kein Scherz, dass ich gesagt habe, läufst du halt ein Tag lang im Schlafanzug rum, war dann so.“ Annes Rede vom *Verlottern* lässt an dieser Stelle zwar unweigerlich Assoziationen zum apathischen Haltungstypen aus „Die

Arbeitslosen von Marienthal“ (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975, S. 71 f.) aufkommen, durch das angefügte „eigentlich“ relativiert Anne indes ihre Lage. Zudem ist lediglich das Tragen eines Schlafanzuges tagsüber nicht gleichzusetzen mit den drastischeren Schilderungen der einen „verlotterten Eindruck“ machenden Familie aus der Pionierstudie, die durch Beschreibungen wie „fast nichts zum Anziehen“ haben, „sehr schmutzig“, „vernachlässigt“ oder „in ganz schlimmen Zustand“ charakterisiert wird (vgl. ebd., S. 68 f.).

Anne muss sich ihre Zeit ansonsten hauptsächlich selbst strukturieren, weshalb verpflichtende zu absolvierende Kurse eine willkommene Abwechselung darstellen. Den Veranstaltungen kann die Interviewpartnerin nämlich trotz des Zwangscharakters und des für sie fragwürdigen Inhalts insgesamt mehr positive Seiten abgewinnen, weil ihr zumindest ein gewisser Tagesablauf vorgegeben wird:

> […] deswegen war es gut, dass es den Kurs gab, weil es dann ein paar Tage in der Woche gab, wo du auf jeden Fall raus musstest und was dir Struktur gegeben hat, weil jetzt kann ich um zwei Uhr dahin, der geht bis 18 Uhr […] Tatsächlich gibt dir dieser …, wenn du was besuchen musst, in dem Fall hat mich natürlich der Inhalt gestört, aber wie gesagt, die Leute waren das Positive und es gibt tatsächlich auch Struktur, denn am Ende hast du am Tag ja nichts, wo du sein musst, was du tun musst. Du musst am Ende des Monats oder zu deinem Treffen mit dem Sachbearbeiter, da musst du halt irgendwas vorweisen, aber ist ja auch in deinem Interesse, dass du dich bewirbst und Dinge tust, aber wann du es machst, ist völlig egal.

Gesprächspartnerin Mariana kann in ihrer als deprimierend empfundenen Lage, lediglich die Zeit zum Ausschlafen positiv besetzen. Schon vor ihrer Erwerbslosigkeit ausgeübte Hobbys wie Fernsehschauen bzw. Streamen ändern nichts an ihrem Gefühl, zu wenig erfüllenden Tätigkeiten nachzugehen. Dies wird durch die vergebliche Stellensuche zusätzlich verstärkt:

> Am Anfang war der Alltag tatsächlich irgendwie ein bisschen traurig. Ich habe, glaube ich, nicht viel gemacht. Ist ja auch am Ende der dunklen Jahreszeit. November, Dezember war alles ein bisschen schwierig. Habe mich da aber, glaube ich, auch intensiv beworben […] Also, wenn ich die Chance habe auszuschlafen, ich schlafe tatsächlich relativ lange, also mindestens bis neun Uhr oder so. Als man den Job hatte, dann hat man bis sieben, halb acht oder so geschlafen. Bin natürlich auch mega wach dadurch, dass ich weiß, ich kann ja ausschlafen. Ich gucke schon relativ viel Netflix [lacht]. Ist ja eigentlich auch so eine Art von Hobby, ob arbeitslos oder nicht, ich gucke abends immer gerne Serien oder Filme. Ja, außer irgendwie hier und da am PC geguckt und nach kürzester Zeit schon verzweifelt wieder das Smartphone oder PC runterfahren, weil da nichts Interessantes am Arbeitsmarkt ist, habe ich nicht sehr viel gemacht in der Anfangszeit.

Interviewpartner Andrej wendet zu Beginn seiner Arbeitslosigkeit eine oft von Erwerbslosen genutzte Normalisierungsstrategie an, bei der sich an Zeiten des Normalarbeitsverhältnisses orientiert wird (vgl. Groß, Carstensen und Winker 2008):

> Diszipliniert noch so, dass ich dann schaute, dass ich von acht Uhr bis um zehn Uhr oder was erst mal guckte, was geben die aktuellen Stellenanzeigen her. Und dann kommt man nach Hause, guckt dann noch weiter und schaut bis um vier Uhr vielleicht, sodass man dann wirklich so seine acht Stunden dann irgendwie die hat. Und das war so ein anfänglicher Ablauf.

Andrej versucht zunächst einen Acht-Stunden-Rhythmus beizubehalten. Die genannten Uhrzeiten unterstreichen die angestrebte Ausrichtung des Interviewten an die Zeitstruktur von Erwerbsarbeit. Relativierungen „bis um zehn Uhr oder was“ und „bis vier Uhr vielleicht“ sowie die Einschätzung des Tagesablaufs als „diszipliniert“ deuten allerdings auf Abweichungen und Mühen der freieren Zeiteinteilung hin. Laut Groß, Carstensen und Winker (2008, S. 2) folgen auch Arbeitslose den gegenwärtigen „hegemonialen Anrufungen“, die Erwerbsarbeit ins Zentrum gesellschaftlicher Zugehörigkeit stellen. Sie verhalten sich mittels Selbstdisziplinierungen gemäß der Auffassung, Erwerbsarbeit sei „Lebensgrundlage und -berechtigung“. Nach einiger Zeit wandelt sich jedoch Andrejs Befinden:

> So mit der Zeit hat sich das aber verändert. Warum? Weil dann irgendwann so der erste Frust einsetzte und man ganz, ganz viele Stellenanzeigen einfach sichtet und man das Gefühl hat, da ist überhaupt nichts Passendes dabei.

Mit zunehmender Enttäuschung keine passende Stelle zu finden, verändert sich Andrejs Tagesablauf:

> So danach kommt dann irgendwann dieser Moment, wo man sich denkt, irgendwie fruchtet das alles nicht. Und lässt es ein Tag mal liegen, einen zweiten Tag. Zum Schluss war es dann auch so, ich hatte überhaupt keinen Bock mehr gehabt. Irgendwie tatsächlich einfach mal Wochen und das war aber auch wichtig, einfach mal Abstand von dem Ganzen zu nehmen.

Das Abweichen von der ursprünglichen Zeiteinteilung ordnet Andrej als „Abstand von dem Ganzen“ vorteilhaft für sich ein. Dennoch kann sich der Interviewten nur teilweise von den eigenen und gesellschaftlichen Erwartungen bezüglich einer Erwerbstätigkeit lösen:

> Aber man hat dann doch irgendwie einen selbst gesetzten Druck oder ein Ziel, ich möchte jetzt irgendwie schnell, und man spürt auch innerlich diese Ungeduld, dass man dann möglichst schnell irgendwie was bewegen muss, um wieder schnell, also letztendlich je schneller man auf dem Arbeitsmarkt ist, desto einfacher gestaltet sich das Ganze, so zumindest meine Vorstellung.

Zeit kann für Erwerbslose zunehmend zu einer Belastung werden, wenn der Eindruck entsteht, „die Zeit für den Wiedereintritt in das Berufsleben laufe davon“ (Luedtke 2001, S. 89). Freie Zeit positiv zu bewerten ist zumeist nur möglich, wenn ein Ende der Erwerbslosigkeit in Sicht ist (vgl. Mohr und Richter 2008, S. 27). So geht Andrej davon aus, dass länger andauernde Erwerbslosigkeit als ein selbstverschuldetes Defizit gesehen wird: „Da muss man zumindest

nicht die Fragen beantworten, warum waren sie jetzt irgendwie ein Jahr lang arbeitssuchend, was ist da irgendwie schiefgelaufen, so zumindest die Vorstellung."

Auch Rhea aus den Vereinigten Staaten durchläuft in Hinblick auf ihre Zeitnutzung eine Entwicklung. Zu Beginn ihrer Arbeitslosigkeit hat die Gesprächspartnerin Schwierigkeiten, eigenständig erfüllende Tätigkeiten jenseits einer Erwerbstätigkeit zu finden und ist stattdessen über einen längeren Zeitraum deprimiert und antriebslos:

> At first it was, at the beginning I didn't know what to do with my time because I was so used to working for so many years and having a schedule. At the very beginning after I lost my job which was in March, the first couple of months I spent a lot of time actually depressed and would lay around in bed. When my husband would leave for work in the morning, I would go back to sleep, and I would sleep a good part of the day.

Jedoch kann Rhea einen Ausgleich in sportlicher Betätigung finden, die sie trotz eines Mehrs an Zeit eingestellt hatte.

> But after a few months I realized that I can still look for a job and then a get a lot of things down that I have neglected for so many years […] I decided that I spent long enough lying in bed and I …, the funny thing was that I actually had stopped exercising and I started to eat more and when I was ready to go out and started to look for work I found that I gained some weight and was unhappy with myself and it became a bad cycle […] So, I start out at the gym early morning and I do generally between five and six miles on the bike […], and then I do upper body strength, and weight. I feel that for the most part I have overcome it. I still feel sometimes losing my job made feel a little bit worthless at the beginning, and so I need to overcome that, and actually went for a physical two weeks ago to my primary physician, and I did mention to her during my annual physical that I have gone through a few months of a depression, but I feel that I am okay now and that I overcome it.

Erneut lassen sich Parallelen zu den „Arbeitslosen von Marienthal" feststellen. In der „müde[n] Gemeinschaft" werden trotz vermehrter Zeit Aktivitäten nicht nur wegen finanzieller Einbußen zunehmend eingestellt (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975, S. 55-57). Ein Arbeitsloser der Studie berichtet: „Man hat den Kopf nicht danach […] Mein Gott man hat jetzt andere Sorgen." (ebd., S. 58). Die Niedergeschlagenheit wegen ihrer Entlassung kann Rhea aber nach längerer Zeit schließlich überwinden.

5.5.2 Chancen freierer Zeiteinteilung

And so, I saw the opportunity to have more digressionary time, take care of my ageing mother, have dinner on the table when my wife came home at night from teaching.
(Rob)

Die zur Verfügung stehende Zeit wird in Aussagen innerhalb des Typus *Chancen freierer Zeiteinteilung* positiv bewertet. Gegenüber einem Normalarbeitsverhältnis betonen die InterviewteilnehmerInnen die größere Unabhängigkeit, alternativen Aktivitäten und Tätigkeiten zeitlich flexibel nachgehen zu können. Drei Teilnehmerinnen aus den USA, von denen sich eine Gesprächspartnerin im Niedriglohnbezug befindet, zwei NiedriglohnbezieherInnen und ein von Erwerbslosigkeit Betroffener aus Deutschland sprechen überwiegend als vorteilhaft empfundene Aspekte einer freieren Zeiteinteilung an.

Tabelle 12: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Chancen freierer Zeiteinteilung* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	2 von 6	1 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	2 von 5
Gesamt	3 von 11	3 von 11

Interviewpartner Rob aus den USA orientiert sich bewusst nicht an seinen vorherigen regulären und darüberhinausgehenden Arbeitszeiten: „It has changed my everyday life. For one thing, I don't have to get up at eight o'clock in the morning, and be at the office by nine, and be there until five. Frequently, I used to spend a lot more time than that there." Rob spricht die Flexibilität an, durch die er Zeit nun für verschiedene andere Tätigkeiten nutzen kann:

> But it means that I have a lot more discretionary time. It's also very convenient in that we care for my ninety year old mother, and so I am home most of the day – and she is suddenly elderly and infirmed – and that is a good thing, because to prevent her from falling down, she needs to have lunch and things like that, and so I am there to do that, and it works out well, but I have a study, and I am able to go there and work on my computer.

Fürsorgliche Aufgaben, Recherchetätigkeiten im Rahmen eines Buchprojektes und Hausarbeit stellen für Rob Alternativen zur Erwerbsarbeit dar. Die Eigenbeschreibung „technically unemployed" signalisiert gleichzeitig das Bestreben des Interviewten, der Arbeitsgesellschaft weiterhin zugehörig zu sein. Entgegen der allgemeinen Abwertung von Arbeitstätigkeiten, die jenseits eines Erwerbsverhältnisses stehen (vgl. Bonß 2002), offenbart Rob kaum Anzeichen

von Anerkennungsdefiziten, sondern hat seinen Ausführungen zufolge sinnerfüllende Alternativen gefunden. Mit einer für US-AmerikanerInnen typisch optimistischen Haltung (vgl. Ehrenreich 2010) bewertet Rob seine derzeitige Lage überwiegend positiv:

> I spent my life owning a company. Solving problems that was my chief role, was being a problem solver. And so, I realized quite quickly, that there was with any change like this, there are problems and there are opportunities. And so, I saw the opportunity to have more digressionary time, take care of my ageing mother, have dinner on the table when my wife came home at night from teaching. And so, I would say it was less of a problem than more of an opportunity.

Obwohl Andrej aus Deutschland größere Probleme mit der Zeitstrukturierung hat, kann er die Zeit während der Erwerbslosigkeit teilweise auch für die Beschäftigung mit bisher für ihn unbekannten Themen nutzen. Der Interviewpartner gewinnt neue Erkenntnisse, die Anklang in seinem Umfeld zu finden scheinen. Andrej schildert diesbezüglich eine Anekdote:

> Mein fester Freundeskreis ist in ganz Deutschland beziehungsweise ganz Europa verteilt. Und dann Weihnachten, am 24., schaffen wir es dann doch, uns alle abends zu treffen. Und einer, der ist Lehrer, der hat gemeint: ›Was machst du eigentlich den ganzen Tag?‹

Durch die Frage seines Freundes ist Andrej zunächst in der Defensive, weil er sich für die freie Zeit rechtfertigen will: „Dann habe ich ihm dann halt auch erst mal erklärt, na ja, man guckt dann schon nach Jobs und lebt dann irgendwie so da sein Leben.“ Andrej verweist auf die Aufgabe der Stellensuche, denn in der Erwerbsgesellschaft werden in erster Linie Tätigkeiten als legitim erachtet, die zu einer Überwindung von Erwerbslosigkeit führen. Im weiteren Verlauf des geschilderten Treffens geht Andrej aber auch auf Aktivitäten wie die Aneignung bestimmten Wissens ein, dem er sich wegen der nun mehr vorhandenen Zeit widmen kann:

> Als ich dann aber irgendwann angefangen habe mit diesem Persönlichkeitstest, dass man eben auch sehr, sehr viel Zeit hat, um über sich selbst nachzudenken, dass das auf der einen Seite irgendwie ein Fluch als auch ein Segen ist.

Andrej gewinnt dem Mehr an Zeit positive Aspekte ab, die er den negativen Aspekten gegenüber aufwiegt. Im Vergleich mit Erwerbstätigen sieht sich Andrej sogar in einer vorteilhaften Lage:

> Nicht jeder, der jetzt im Job fest drin ist, macht sich zum Abend hin noch irgendwie Gedanken, ob das sinnvoll ist oder nicht. Man hat seine Routine, man rattert in seinem Rad, macht sich eben nicht Gedanken zu seiner Person oder ob es das ist, was man schon die ganze Zeit machen wollte.

Andrej führt weiter aus, wie ihm sein neu angeeignetes Wissen zu Wertschätzung verholfen hat:

> Und als ich dann einfach diese viel mehr Kenntnisse hatte über den Persönlichkeitstest, habe ich gemeint: ›Du bist bestimmt so und so und deswegen streiten wir auch so gern, weil das so komplett konträr zu meinem Typen ist. Deswegen hast du die und die Ansichten.‹ Und du sitzt da und alle denken: ›Ja krass, hätte ich nicht gedacht, finde ich super gut, dass du dich mit so Zeugs auseinandersetzt.‹

Da Andrej die Lage seines Freundes bedauert, kehrt er gewissermaßen das gesellschaftliche Verhältnis von erwerbstätig und erwerbslos um. Andrej positioniert sich nun über seinen Bekannten:

> Habe ich gemeint: ›Ja, finde ich auch gut, es hat mir jetzt einfach krass viel gebracht, weil ich es auch irgendwie schade finde, dass ihr jetzt nicht irgendwie, obwohl du Lehrer bist, hast du eigentlich relativ viel Zeit, aber Deine Denke ist eine ganz andere als meine.‹

Nach Abraham Tesser (1988) dienen soziale Vergleiche dazu, das eigene Selbstwertgefühl zu steigern. Dabei sind "the psychological closeness of another, the relative performance of that other, and the relevance of the performance dimension to one's self-definition" die entscheidenden Faktoren des „self-evaluation maintenance"-Modells, das prognostiziert, wie ein Vergleich vorgenommen wird (ebd., S. 1 f.). Ist die Relevanz der Vergleichsdimension für eine Person gering, wird sie zumeist ein höheres Leistungsergebnis eines Nahestehenden würdigen. Durch soziale Nähe entstandene Abstrahlungseffekte[33] der Erfolge des Gegenübers können außerdem für das eigene Selbstwertgefühl genutzt werden. Ist die individuelle Relevanz der Vergleichsdimension jedoch hoch, nimmt der Einzelne stattdessen eher einen sozialen Vergleich vor, bei der jedoch die Gefahr besteht, eine Verringerung des Selbstwertgefühls hinnehmen zu müssen. Um dem entgegenzuwirken, kann eine Einschränkung des Kontakts, der Versuch dem Erfolg nachzueifern oder eine Änderung der Selbstdefinition erfolgen, indem die Relevanz der Vergleichsdimension reduziert und sich auf andere bzw. neue Dimensionen konzentriert wird.

Angewandt auf die Erzählung des Gesprächspartners lässt sich festhalten, dass die Relevanz der Vergleichsdimension Arbeitstätigkeit hoch und soziale Nähe im „Freundeskreis" gegeben ist. Andrej ist seinen Ausführungen zufolge nicht bestrebt, Erfolge seiner Freunde hervorzuheben, um damit sein Selbstwertgefühl durch Abstrahlungseffekte zu steigern, sondern er versucht, die Relevanz der Vergleichsdimension zu reduzieren. Durch seine Erwerbslosigkeit ist ein Mithalten im Rahmen einer Erwerbstätigkeit schwerlich möglich. Da Andrej von einer Erweiterung von Kenntnissen spricht, sind Andrejs Bemühungen weniger als freizeitliche

[33] Vgl. auch E. Goffmans Ausführungen (1967, S. 63) zur „›Mit-‹ Bezogenheit" (Hervorhebung im Original), bei der die soziale Identität anderer auf die eigene Person projiziert wird.

Aktivitäten einzuordnen. Freizeit wird auch nur als Gegenpol zu den die Anstrengungen bei der Arbeit Legitimation zugesprochen (vgl. Heinemann 1982, S. 91). Andrej stellt die von ihm beschriebenen Tätigkeiten in erster Linie in einen Kontext sinnerfüllender Beschäftigung, durch die sich nach seinem Empfinden nur er selbst gewinnbringende Kenntnisse aneignet. So ist ein für den Interviewpartner positiv ausfallender Vergleich möglich.

Andrejs Aussagen lassen sich gleichzeitig als eine Suche nach Möglichkeiten für Anerkennung interpretieren. Die generell raren Interviewpassagen über alternative Tätigkeiten jenseits von Erwerbsarbeit deuten jedoch an, dass sich die Generierung dauerhafter Wertschätzung bei Erwerbslosigkeit äußerst schwierig gestaltet (vgl. Kronauer 2010a, S. 158; Sheeran, Abrams und Orbell 1995; Bonß 2002, S. 9; Voswinkel 2013, S. 134). Besonders bei Langzeitarbeitslosigkeit bleiben Zugänge zu Anerkennung weitestgehend versperrt, stattdessen besteht vielmehr die Gefahr, Opfer von Missachtung zu werden (vgl. Heitmeyer 2008, S. 217).

In den weiteren Fällen schildern NiedriglohnbezieherInnen vor allem vorteilhafte Aspekte einer flexiblen Zeiteinteilung. Die Darlegungen drehen sich weniger um das Zeitempfinden wie in den Passagen der von Erwerbslosigkeit Betroffenen als vielmehr um konkrete Zeiteinteilungserfordernisse. Betty aus den Vereinigten Staaten wendet ausgesprochen viel Zeit für gemeinnützige Arbeit auf, nennt aber diesbezüglich keinerlei Schwierigkeiten bei der Zeiteinteilung. So kann die Rentnerin eine positiv empfundene flexible Tagesgestaltung vornehmen:

> I worked at things that didn't interest me particularly, and that were not pleasant. So now, I can do what pleases me […] And I am a volunteer and I do it in my pajamas. I don't have to be dressed [lacht]. I do a lot of it at home.

Neben der Heimarbeit nimmt Betty aber auch weitere Reisen auf sich: „I'm coming in at long distance and […] sometimes when I go home it's dark." Für ihren Einsatz und ihre Tätigkeiten erhält Betty Wertschätzung: „And I think, I have in some respects some background expertise that are valuebale to somebody that makes me feel good […] I have a sense of accomplishment there in a sense that they need me." Betty kann Anerkennung erwarten, da der Rentnerstatus als verdienter Ruhestand durch das vorherige Erwerbsleben gesellschaftlich gewürdigt wird (vgl. Kronauer 2010a, S. 150). Zudem erfüllt die Interviewpartnerin durch ihr ehrenamtliches Engagement eine mittlerweile vermehrt geforderte produktive Zeitgestaltung auch im höheren Alter (vgl. Rowe und Kahn 1997; Lessenich 2005).

Karsten aus Deutschland bewertet seine Möglichkeit der freien Zeiteinteilung in der Selbstständigkeit bei gleichzeitigem Studium positiv, weist aber ebenso auf Schwierigkeiten

durch seine finanzielle Lage hin, die ihn dazu zwingt, von außen auferlegte Aufgaben in einem gewissen Zeitraum zu erfüllen:

> Dadurch, dass ich keinen festen Job habe, muss ich ja auch available sein für die Leute. Das ist ja der große Vorteil, wieso ich das überhaupt machen kann. Das eine bedingt ja das selbst. So weiß ich genau, okay ich muss jetzt Mitte November bis Anfang Dezember zwei Wochen komplett verfügbar sein – in meinem Interesse auch. Und ich kann auch schlecht nein sagen. Das heißt, wenn jetzt jemand anderes, der auch fragt, ob ich Zeit habe, selbst wenn ich jetzt weiß, dass das zu stressig wird, sage ich meistens auch nicht nein, weil ich das Geld ja meistens brauche.

Karstens Tagesablauf unterscheidet sich daher abhängig von seiner Auftragslage:

> Ja, Arbeiten ist daher komplett unregelmäßig. Ich weiß halt wie gesagt im Voraus, okay, ich habe jetzt Mitte bis Anfang Dezember täglich Arbeit und dann aber auch genau. Es gibt eigentlich keine Langeweile. Jetzt habe ich zum Beispiel permanent diese Buchübersetzung. Da muss ich in jeder freien Sekunde eigentlich dran sitzen, theoretisch bis Dezember. Das ist wie im Studium die komplette freie selbstständige Zeiteinteilung. Ich bin recht ungebunden.

Schlussendlich verweist Karsten jedoch immer wieder auf die für ihn vorteilhaften Aspekte wie die flexible Freizeitgestaltung, die gegenüber Verpflichtungen überwiegen:

> Zeit. Das ist der Grund, weil ich eben nicht acht Stunden am Tag arbeiten will. Also anders gesagt, ich meine – und ich habe jetzt zum Beispiel auch in einer Woche achtzig Stunden übersetzt, das ist natürlich viel Arbeit, das ist auch Arbeit irgendwo, aber ich kann es mir nicht vorstellen, kontinuierlich einen Acht-Stunden-Tag zu haben […] Und mich jagt auch keiner. Ich habe durch diese Zeit, die ich habe, da ich keinen festen Job habe, verdammt viele Möglichkeiten gehabt, schöne Sachen zu machen, sei es eben verschiedene Jobs oder sei es verschiedene Freizeitaktivitäten, wie sich einfach mal die Zeit nehmen, acht Wochen mit dem Fahrrad irgendwo hinzufahren. Das hätte ich natürlich nicht machen können mit einem festen Job. Da kannst du nicht sagen, ich bin jetzt mal ein Monat weg, und dann ein halbes Jahr später habe ich jetzt einen interessanten Job in der Kunstausstellung, und kann deswegen nicht zur Arbeit kommen – das geht dann eben halt nicht. Das hat halt alles Vor- und Nachteile.

5.5.3 Zeitknappheit

> *[…] I have to map out every step of my day to know where I am gonna be and when I am gonna be there.*
> *(Jennifer)*

Jeweils zwei TeilnehmerInnen mit niedrigem Einkommen aus den USA und Deutschland berichten im Typus *Zeitknappheit* von zu wenig frei einteilbarer Zeit. Durch ungünstige Arbeitszeiten, teilweise in Verbindung mit einem Studium, beklagen GesprächspartnerInnen zu wenig Spielraum für andere Aktivitäten oder Tätigkeiten. Ein von Erwerbslosigkeit betroffener

Teilnehmer aus Deutschland ist vor dem Hintergrund von Erziehungsaufgaben ebenfalls mit Zeitknappheit konfrontiert.

Tabelle 13: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Zeitknappheit* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	0 von 6	1 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	2 von 5	2 von 5
Gesamt	2 von 11	3 von 11

Geringe ökonomische Ressourcen von Gesprächspartnerin Jennifer aus den USA mindern gleichzeitig ihre zur Verfügung stehende Zeit. Die gesamte Lebensführung der Interviewte bedarf daher einer strengen Zeitkontrolle:

> Yeah, I take the bus a lot of places, so I always have to factor in the commute which isn't too bad because I live close by. But if I needed to go somewhere else, I am at the mercy of the bus schedule, so I need to factor, I buffer about an hour on each end. And then timewise, if I am not working, I am in class, and if I am not doing either of these things, I am probably doing homework. So, my time is kind of really …, everything is measured out. I know where I have to be at what time, to do something. And, doing like grocery shopping in the middle, it's just not …, I don't have the time, you know. So yeah, I have to map out every step of my day to know where I am gonna be and when I am gonna be there, and lot of it again is like, if I had a car that wouldn't be a problem, but I can't afford the car, so this kind of get exuberated over and over.

Bourdieu (1983, S. 197) nennt die Steigerung von nutzbarer Zeit durch ein Mehr an zur Verfügung stehendem Kapital als „einer der wertvollsten Vorteile", um Profite in verschiedensten Bereichen zu erwirtschaften. Da es Jennifer an ökonomischem Kapital mangelt, um ihre Mobilität zu erhöhen, muss sie stattdessen Zeitverluste hinnehmen, die sich in weniger Frei- oder Arbeitszeit niederschlagen. Über kein Auto zu verfügen, ist speziell in den Vereinigten Staaten oftmals mit größeren Schwierigkeiten verbunden. So kommen Buehler und Pucher (2012) zu dem Schluss, dass der Nahverkehrssektor in Deutschland aufgrund eines breiteren Angebots, besseren Services, größerer Koordination der Verkehrsmittel und niedrigeren Preisen, dem der USA eindeutig überlegen ist. Die Infrastruktur der USA ist dagegen viel stärker auf den Individualverkehr ausgerichtet. Fahrten mit öffentlichen Nahverkehrsmitteln machen in den Vereinigten Staaten weniger als 2 Prozent aller Fahrten aus, während dieser Wert in Deutschland bei über 8 Prozent liegt. Insbesondere die Nutzung des Busverkehrs ist in den USA mit einem niedrigen sozioökonomischen Status assoziiert und

deswegen zudem als „travel option of last resort“ stigmatisiert (Buehler und Pucher 2012, S. 554).

Die Ausführungen von Max aus Deutschland stellen einen Sonderfall innerhalb der Gruppe der TeilnehmerInnen dar, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben. Denn auch Max berichtet von Zeitknappheit, die in seinem Fall auf die Kindererziehung zurückzuführen ist: „Ja gut, normal war natürlich, die Kinder haben den Alltag so bestimmt. Man war natürlich für die Kinder in erster Linie da.“ Dadurch ergeben sich für den Interviewten kaum Probleme hinsichtlich der Struktur des Tagesablaufes. Spannungen treten bei Max und seiner ebenfalls erwerbslosen Frau dennoch auf. Obwohl voll eingespannt in die Erziehungs- und Haushaltsaufgaben, müssen sie Bewerbungsschreiben verfassen:

> Ja, ansonsten war der Tag eigentlich mit den Kindern chaotisch, du musst halt irgendwie einerseits diese Kindererziehung machen und dann kommen da irgendwie diese ganzen Alltagsproblemchen mit rein, da hat man dann noch keine Ruhe dann für solche Geschichten halt, irgendwie Jobsuchen und so was […] Und das hat es für uns natürlich auch immer schwieriger gemacht, sich dann abends noch mal hinzusetzen und dann irgendwas zu machen. Das war dann immer schon neun, zehn Uhr und dann sollst du dich irgendwie hinsetzen und irgendwie geistige Arbeit mit Bewerbungen und sonst was verbringen. Das war jetzt auch nicht immer möglich.

Max kann sich mit seiner Frau abstimmen, sodass sich beide bei der Kindererziehung gegenseitig unterstützen:

> Wir haben eigentlich nur für irgendjemand gegenseitig den Rücken freigehalten, wenn es darum ging, wenn sich irgendjemand irgendwo bewerben wollte, dann haben wir natürlich gesagt, jetzt musst du das machen, hat entweder ich oder meine Frau auf die Kinder aufgepasst. Habe natürlich den Ablauf mit Kindergarten oder Kita. In der Zeit hat meine Frau dann meistens irgendwelche Haushaltssachen gemacht, dann habe ich mich beworben oder andersrum. Dann hat man die Kinder natürlich abgeholt, auch nicht zu spät, und dann hat man ja auch noch mit denen Zeit verbracht. Mein Tagesablauf ist so fix schon vorgegeben. Wenn du Kinder hast, dann weiß ich nicht, dann hast du automatisch irgendwo, deine Struktur drin, was du machen musst. Da hast du wenig Spielraum.

Das Annehmen eines Nebenjobs ist für Max nach Abwägung der zeitlichen Kosten und dem ökonomischen Nutzen zunächst keine Option:

> Also klar, wir wussten, man hätte jetzt noch arbeiten gehen hätte können, nebenbei und würden es dann angerechnet bekommen und so. Aber das stand, fand ich immer, irgendwie in keinem Verhältnis, wie die Zeit, die man dafür einsetzt. Denn, was dir dann angerechnet wird, also wenn man keine Kinder gehabt hätte, dann wäre das alles ja kein Thema gewesen, dann hätte man immer noch genug Zeit gehabt, um sich für Bewerbungen und sonst alles kümmern zu können. Aber es war ja so schon so hart an der Leistungsgrenze im Sinne von, dass der Tag nur 24 Stunden hat. Dann wäre einfach nicht mehr da rausgekommen. Das Gefühl war

> eigentlich immer da, deswegen haben wir eigentlich nie in Betracht gezogen, jetzt noch ein Nebenjob anzunehmen – irgendwie lange Zeit jedenfalls.

Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zeigen sich noch offensichtlicher bei Alleinerziehenden, die sowohl in Deutschland als auch in besonderem Maße in den Vereinigten Staaten zur größten Armutsrisikogruppe gehören (vgl. Burzan 2009, S. 307; Maldonadoa und Nieuwenhuisb 2015).

5.6 Vergleich des Arbeitspensums

Die Erfahrungen der TeilnehmerInnen bestätigten Annahmen über die Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeiteinteilung, die sich sowohl für erwerbslose Interviewte aus den USA als auch aus Deutschland ergeben. Chancen freier Zeit werden nur in wenigen Fällen von finanziell abgesicherten TeilnehmerInnen geschildert und verweisen auf nach wie vor gering vorhandene und gesellschaftlich akzeptierte Alternativen zur Erwerbsarbeit. Auch die Zeitknappheit der Mehrzahl der NiedriglohnbezieherInnen geht konform mit der Annahme, dass Verluste von frei zur Verfügung stehender Zeit meist mit geringem ökonomischem Kapital einhergehen. Die Verteilung und Typenbildung lässt indes wenig Rückschlüsse auf länderspezifische Unterschiede der Zeitnutzung zu.

Während bisher kaum komparativ angelegte internationale Studien zur Zeitnutzung bei Erwerbslosigkeit durchgeführt wurden[34], sind Befunde zu Arbeitsstunden umfangreich. In den Vereinigten Staaten liegt das (Erwerbs-)Arbeitspensum deutlich höher als in Deutschland und den meisten Staaten Europas (vgl. Bell und Freeman 1994; Prisching 2003, S. 19; Streeck 2005, S. 108; OECD 2018d). Da die Arbeitsstunden im Gegensatz zu den meisten OECD-Ländern in den letzten Jahrzehnten zu- statt abgenommen haben (vgl. G. Bosch 2000, S. 180; L. A. Bell 2000, S. 107), sprechen in diesem Zusammenhang Linda A. Bell (2000, S. 106) von einem US-amerikanischem „workaholism“ und Juliet B. Schor (1993) von „The Overworked American“.

Der erneute Hinweis auf den in den USA größeren Stellenwert von Arbeit als in der Bundesrepublik taugt als Erklärungsversuch für die höheren Arbeitsstunden allerdings nur bedingt. Denn bis in die 1980er-Jahre arbeiteten US-amerikanische und deutsche Erwerbstätige ähnlich viele Stunden im Jahr, im Zeitraum von 1929 bis 1984 letztere sogar mehr (vgl. Bell und Freeman 1994, S. 5 f.). Stattdessen sind die in den Vereinigten Staaten größere soziale

[34] Vgl. das Diskussionspapier von Flèche und Smith (2017), die Studiendaten zur Zeitnutzung und des Wohlbefindens von französischen und US-amerikanischen – teilweise erwerbslosen – ProbandInnen (eher schematisch) gegenüberstellen.

Ungleichheit sowie geringere soziale Absicherung entscheidende Gründe für das erhöhte Arbeitspensum. Denn größere Einkommensungleichheit „enhances the rewards for longer working hours“, ein schwächeres soziales Netz “raises the penalties to slack work” (vgl. L. A. Bell 2000, S. 106).

Außerdem können relativ gesehen Erwerbstätige in den USA durch eine zusätzliche Arbeitsstunde ein größeres Einkommen erwirtschaften, da davon weniger als in Deutschland versteuert werden muss (vgl. Bell und Freeman 1994, S. 16). Schließlich ist die Rolle der Gewerkschaften zu berücksichtigen, die sich in Europa mit Forderungen nach Arbeitszeitverkürzungen oftmals durchsetzen konnten (vgl. Alesina, Glaeser und Sacerdo 2005; Güntzel 2008, S. 25).

5.7 Umgang mit Stigmatisierung

Das Verlangen nach Anerkennung ist „unsere ureigenste Identität, die, die uns zu dem macht, was wir sind“ (Ricoeur 2004, S. 42). Da nur „reziproke[r] Sozialbeziehungen“ Anerkennung vermitteln können (Thomas 2010, S. 249), ist es jedoch nicht möglich, sich seiner Identität lediglich mithilfe eines „inneren Monologs“ zu versichern. Anerkennung erhält das Individuum erstens durch Zuwendung in Primärbeziehungen der Liebe und Freundschaft, zweitens durch Achtung in Rechtsverhältnissen und drittens durch soziale Wertschätzung individueller Leistungen (vgl. Honneth 1994). Um zu Selbstschätzung in der letztgenannten dritten Sphäre zu gelangen, ist Einbindung in die Erwerbsarbeit nach wie vor zentral (vgl. Thomas 2010, S. 276). Denn natürliche Unterschiede oder vererbte Zugehörigkeiten zu einem Stand sind in modernen Industriegesellschaften für die Generierung von Anerkennung in den Hintergrund gerückt (vgl. Hirsch 2016, S. 9). Jedoch haben die Umbrüche in der Arbeitswelt ab den 1970er-Jahren dazu geführt, dass zunehmend mehr Menschen durch Erwerbslosigkeit oder prekäre Arbeitsverhältnisse von über Leistung vermittelter Wertschätzung im Beruf ausgeschlossen sind (vgl. Honneth 2011, S. 43).

Erhält der Mensch keine Anerkennung, ist die Wahrung der Selbstachtung in Gefahr: „The loss of respect on the part of those from whom it is expected is one of the severest possible blows to the state of satisfaction of the individual.” (Parsons 1954, S. 58) Erwerbslosigkeit bedeutet gemeinhin einen Ausschluss aus Anerkennungsverhältnissen sozialer Wertschätzung und wird als Stigma wahrgenommen (vgl. Honneth 2008). Da Stigmata aber gesellschaftliche Festsetzungen sind, ist eine Eigenschaft wie die der Erwerbslosigkeit „als Ding an sich weder kreditierend noch diskreditierend“ (E. Goffman 1967, S. 11). Deshalb sind der „Normale und

der Stigmatisierte nicht Personen, sondern eher Perspektiven“ (ebd., S. 170). Ob es sich um einen Makel handelt, ist nur durch die Relationen innerhalb einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erfassen. Bei Erwerbslosigkeit empfinden Betroffene soziale Scham, wenn sie negative Bewertungen über sich selbst vornehmen, da die von der Gesellschaft gesetzte Norm der Erwerbstätigkeit nicht erfüllt und das daran gekoppelte „Idealbild des eigenen Selbst“ verletzt wird (Neckel 1991, S. 16 f.). In der Folge kann sich Stigmatisierung negativ auf die psychische Gesundheit auswirken (vgl. Major und O’Brien 2005). Auch wenn durch Erwerbslosigkeit die Wahrscheinlichkeit größer ist, Opfer von Stigmatisierung zu werden, sind auch Arbeitsstellen, die nur geringe Qualifikationen erfordern, weniger geachtet (vgl. Newman 1999, S. 86-121). Mit geringerem sozialen Ansehen assoziiert ist zudem körperliche Arbeit (vgl. Bonß 2001, S. 335) sowie Zeit- und Leiharbeit (vgl. Kemper und Weinbach 2009, S. 143).

In der gebildeten Kategorie *Umgang mit Stigmatisierung* schildern die GesprächspartnerInnen kaum direkte Missachtungserfahrungen in sozialen Interaktionen. Daher ist neben direkten InteraktionsteilnehmerInnen ein die sozialen Normen einer Gesellschaft repräsentierender „verallgemeinerter Anderer“ (G. H. Mead 1973) in die Betrachtung einzubeziehen. Denn eine Person übernimmt auch immer die Perspektive dieses virtualen Anderen und bewertet andere, aber auch sich selbst und sein Handeln, in Hinblick auf die „kulturellen Muster und normativen Erwartungen“ einer Gesellschaft (Neckel 1991, S. 18 f.). So sind im ersten Typus Aussagen ausschließlich von Erwerbslosigkeit Betroffenen zusammengefasst, in denen von Scham berichtet wird. Damit häufig in Zusammenhang stehend greifen GesprächspartnerInnen außerdem auf die Strategie des Verbergens zurück. Unterschiedliche Formen der Distanzierung beschreiben Interviewte im dritten Typus der Kategorie. Eine Geringschätzung ihrer ausgeübten Tätigkeit beklagt eine Teilnehmerin im Typus *Erwerbsbezogene Abwertungserfahrungen*.

5.7.1 Schamempfinden

It's incredibly humiliating to be unemployed. It is so hard on your self-confidence. It's just …, it slightly clipped my wings, like a bird whose wings are clipped.
(Diane)

In diesem Typus sind Aussagen von TeilnehmerInnen zusammengefasst, die auf Schamempfinden schließen lassen, wobei die GesprächspartnerInnen nicht von Missachtungserlebnissen berichten, die bei sozialen Zusammenkünften direkt von InteraktionsteilnehmerInnen ausgehen. Im Gegenteil: Die meisten Interviewten betonen ausdrücklich, keine schlechten Erfahrungen in sozialen Interaktionen gemacht zu haben. Keine der teilnehmenden NiedriglohnbezieherInnen berichtet über Scham im Zusammenhang mit den ausgeübten Tätigkeiten, während jeweils drei von Erwerbslosigkeit Betroffene sowohl aus den Vereinigten Staaten als auch Deutschland diesem Typus zugeordnet sind.

Tabelle 14: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Schamempfinden* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	3 von 6	3 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	3 von 11	3 von 11

Interviewpartnerin Rhea aus den Vereinigten Staaten erzählt von der Scham bei einem Immobilienmaklerbüro entlassen worden zu sein: „At first, I didn't want to say to people that they let me go, because I felt so embarrassed." So verbirgt Rhea zunächst ihre Erwerbslosigkeit. Als die Teilnehmerin nach einiger Zeit offener in ihrer sozialen Umgebung über die Kündigung sprechen kann, macht sie keine schlechten Erfahrungen: „I did not get any negative feedback from anyone on." Mit der Zeit kann Rhea die Scham über den Jobverlust weitesgehend überwinden: „So, at first I thought, I would possibly be embarrassed, but I wasn't once I started talk about it." Rheas Ängste vor unangenehmen sozialen Interaktionen mindern sich, weil sie sich versichern konnte, dass ihr soziales Umfeld ihre Erwerbslosigkeit als *unverschuldet* ansieht:

> They were financially struggling […] So, I started to say to people […] what happened, and the amount of support that I got was unbelievable. Nobody looked at it like I was doing a bad job. In fact, the response from a hundred people that I

> spoke to: Things must be very hard for them since they bought the company, and they have lost so many people.

Interviewpartner Max aus Deutschland beschreibt Zusammentreffen mit Menschen aus seiner weiteren Umgebung, mit denen er keine schlechten Erfahrungen in Anbetracht seiner Erwerbslosigkeit gemacht hat:

> Wenn wir neue Leute kennengelernt haben, dann irgendwie im Kontext von Kindergarten und Co. Also so die Reaktion der Menschen, würde ich sagen, war jetzt nicht direkt negativ, weil man sich natürlich auch erklärt hat, ja irgendwie fertig mit dem Studium und so weiter und so fort.

Auch Max führt das Ausbleiben von Missachtungserlebnissen auf eine vom sozialen Umfeld akzeptierte Rechtfertigung für die Arbeitslosigkeit zurück. Der Interviewte nennt die frühe Elternschaft direkt nach dem Ende seines Studiums als *unverschuldeten* Umstand. Das Schamgefühl kann Max aber dennoch nicht überwinden: „Aber man hat sich natürlich trotzdem so geschämt für die Lage."

Sven verschiebt hingegen die Perspektive, spricht nicht von Scham, sondern von den Schwierigkeiten Stolz für das Beziehen von Arbeitslosengeld II zu empfinden:

> Ich find's, also ich habe damit keine schlechten Erfahrungen gemacht, solange …, also ich hab schon das Gefühl, dass ich nicht ganz mit Stolz sagen kann, dass ich halt beim Jobcenter bin, dass ich immer noch dazu sagen muss oder dass ich mich fühle, dass ich dazu sage, dass ich halt irgendwie noch eine Band habe und Fotos mache und so weiter.

Diese Perspektivverschiebung kann als Strategie fungieren, Schamempfinden von vorneherein zu negieren und somit Selbstachtung aufrechtzuerhalten (vgl. Neckel 1991, S. 120 f.). Dem Typus wird Svens Passage dennoch zugeordnet, weil der Gesprächspartner zwar den Zwang reflektiert, sich mit anderen Arbeitstätigkeiten rechtfertigen zu müssen, aber sich dem gleichzeitig nicht entziehen kann, um die Erwartungen seiner Umgebung zu erfüllen.

5.7.2 Verbergen

> *It was a dance of masks for a year and a half.*
> *(Diane)*

In den Interviews berichten TeilnehmerInnen zudem von Strategien des Täuschens. Eine Person, die von Erwerbslosigkeit betroffen ist, weist nämlich eine „diskreditierbare" und nicht direkt sichtbare Eigenschaft auf (E. Goffman 1967, S. 56). Daher können „Techniken der Informationskontrolle" angewandt werden, um ein Stigma zu verbergen (ebd.). Auf diese

Techniken greifen jeweils zwei Personen aus den Vereinigten Staaten und Deutschland zurück, die zur Gruppe der von Erwerbslosigkeit Betroffenen gezählt werden. Der Typus steht mit dem des Schamempfindens in Korrelation, da die GesprächspartnerInnen, die ihre Erwerbslosigkeit verbergen, allesamt auch Aussagen tätigen, die dem vorherigen Typus zugeordnet werden. Die Überschneidungen werden in den folgenden Interviewpassagen immer wieder sichtbar. Umgekehrt verbergen jedoch nicht alle TeilnehmerInnen, die Scham empfinden, das Stigma der Erwerbslosigkeit.

Tabelle 15: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Verbergen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	2 von 6	2 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	2 von 11	2 von 11

Mariana aus Deutschland räumt ein Umdenken ein, denn vor einiger Zeit, hat sie selbst noch Abgrenzungen gegenüber Arbeitslosengeld-II-BezieherInnen vorgenommen:

> Nee ist verblüffend, weil noch vor ein paar Jahren war ich noch Studentin, und ich kannte Leute, die Hartz IV bekommen haben. Und ich war total so: Was? Hartz IV? Ey, krass boah, das würde ich niemals.

Da Mariana nun selbst in der Situation ist, Arbeitslosengeld II beantragen zu müssen, führt dies bei ihr zu einer veränderten Sichtweise:

> Dass es aber ein paar Jahre später so weit kommen würde, ist dann halt so gekommen. Arbeitslosengeld I war noch so okay. Dann schwappte das aber so ganz automatisch in Arbeitslosengeld II. Also ich musste mich ja anmelden und so, aber es war so völlig normal, weil, ich dachte mir so, geht ja jetzt nicht anders. Arbeitslosengeld I läuft aus, ich muss jetzt teilnehmen und zack ist man Hartz-IV-Empfänger, sechs Monate. So hätte ich nie gedacht, dass es sechs Monate ist.

Mariana möchte zwar den Arbeitslosengeld-II-Bezug beenden, betont aber, sich eigentlich nicht dafür zu schämen: „Ich schäme mich nicht dafür, aber es reicht jetzt einfach. Es reicht, es muss mal eine neue Phase starten.“ Im weiteren Verlauf des Gespräches fällt Mariana jedoch eine dazu widersprüchlich anmutende Anekdote aus ihrem familiären Umfeld ein. Wegen eines Streits besteht seit vielen Jahren kein Kontakt mehr zur Familie ihres Vaters. Da Marianas Großvater väterlicherseits schwer krank ist, entschließt sich die Interviewpartnerin aber zu einem Besuch im Krankenhaus. Mariana greift auf eine Strategie des Täuschens zurück und schmückt ihre gegenwärtige Situation aus, um ihren Arbeitslosengeld-II-Bezug nicht offenbaren zu müssen:

> Mein Opa war im Krankenhaus, ihm ging es immer schlechter und die ganze Verwandtschaft von ihm, also die Kinder von ihm und so waren da […] Und natürlich fragen die: ›Und was machst du so?‹ Ich stehe dann da so und sag so: ›Ich bin freie Social-Media-Managerin und habe ein erfolgreiches Lebensmittelunternehmen.‹ Es ist nicht komplett gelogen, aber ich bin noch keine freie Social-Media-Managerin, aber das ist das, was ich gelernt habe. Habe ich auch meiner Mutter erzählt und die fand das gut, dass ich so geantwortet habe. Ich habe meiner Mutter gesagt: ›Mama das muss doch keiner wissen, dass ich Hartz IV kriege, das muss keiner wissen.‹ In dem Fall war mir das dann doch unangenehm.

Die vorherige, im Widerspruch zu den Ausführungen stehende Aussage, keine Scham zu empfinden, kann auf eine normative Erwartung, sich in modernen individualisierten Gesellschaften nicht schämen zu dürfen, zurückgeführt werden (vgl. Neckel 1991, S. 51). Sich zu schämen, ist nämlich inzwischen selbst eine „beschämende Angelegenheit“ und wird als Merkmal von Unterlegenheit bewertet (vgl. ebd., S. 120). Mariana ist in ihren alltäglichen Interaktionen gewöhnlich von Menschen umgeben, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben: „Aber bei anderen Leuten in meinem Alter oder so, das verstehen die komplett. Die haben, jeder Zweite, Dritte hat zwischendurch schon mal so eine Phase.“ In diesem Umfeld kann Mariana demnach als stärker vor Missachtungserlebnissen geschützt gelten. Das Zusammentreffen mit den Verwandten väterlicherseits ist hingegen ein selteneres Ereignis. Marianas unterschiedliche Erfahrungen von Scham in Abhängigkeit von der Umgebung und dem Kontext weisen somit auf die Relationalität eines Stigmas hin (vgl. E. Goffman 1967, S. 15 f.).

Interviewpartnerin Diane aus den USA verheimlicht ihre Erwerbslosigkeit fast vollständig und berichtet von Schwierigkeiten, die Selbstachtung aufrechtzuerhalten: „I think, I could get an Academy Award. You never ever let people know that you are unemployed. It’s so humiliating. It’s so heartbreaking.“ Auch im familiären Umfeld fällt es Diane schwer, offen mit ihrer Erwerbslosigkeit umzugehen: „My mother just had a stroke and congestion of heart failure. She was so proud of me being a professor, so that I never told her, because I didn’t wanna break her heart.“ Die sich wiederholenden Metaphern zur Beschreibung ihrer Gefühlslage unterstreichen zudem die Angst vor Missachtung. Selbst bei unpersönlicheren Interaktionen versucht die Gesprächspartnerin, ihre Arbeitslosigkeit zu verheimlichen:

> And you do everything in your power, you even, you even lie. I have to be honest, that when you go to the doctor, they always ask you: ›Are you still at USL [Dianes ehemaliger Arbeitgeber] ? – Yes.‹ You know, I just figured, as long as they don’t look into your paycheck.

Diane legt sich Strategien zurecht, um in möglichst vielen Situationen ihren Erwerbsstatus verheimlichen zu können: „I might as well say that, in every possible setting you hide that and

you become very good at anticipating where you might get the question, how to avoid it and how to change the topic because it's incredibly humiliating." Dianes Freunde helfen ihr zumindest dabei, die Fassade durch „Schutzmanöver" und „Takt" aufrecht zu erhalten (E. Goffman 2005, S. 16; E. Goffman 1967, S. 56):

> And it's funny too, because our friends who knew, they wouldn't bring it up unless you brought it up, you know. So, you could go a whole meal without talking about it if you don't want to, and that core group, they were very nice.

Hinsichtlich sozialer Distanz vertritt Georg Simmel (1983) in seinen Ausführungen „Zur Psychologie der Scham" von 1901 die These, dass eine Person gegenüber einem Individuum, der sie „weder völlig fern noch völlig nah steht", am ehesten in der Lage ist, Schamgefühle hervorzurufen. In anonymen sozialen Interaktionen sind Menschen „nicht mit ihrer ganzen Individualität, die dem Fremden ja gar nicht bekannt sein kann" beteiligt (Neckel 1991, S. 61). So entsteht kaum eine „Diskrepanz zwischen Erwartung und Verhalten" und folglich ist auch die Gefahr einer Beschämung gering (ebd.). In intimen Beziehungen kennt der Gegenüber das Individuum in all seinen Facetten, so dass „er auch das herabgesetzte, gleichsam rudimentär gewordene Ich in keine Reibung mit der Idee des normalen und normierenden Ich geraten lässt, sondern immer eine Versöhnung beider anbahnt" (Simmel 1983, S. 146). Sollte in intimen Beziehungen Scham dennoch hervorgerufen werden, ist diese umso schmerzhafter, weil sie sich dann auf die ganze Person bezieht:

> Wenn wir uns über gewisse Dinge freilich gerade nur den Nächsten gegenüber beschämt fühlen, so sind das solche, in denen das ganze oder das differenziertestes Ichbewußtsein in Frage steht und die uns auch den Intimsten als ein Nicht-Ich empfinden lassen." (ebd.)

5.7.3 Distanzieren

Aber wir fanden uns da immer so ein bisschen zu Unrecht reingesaugt. Du wirst quasi da reingezogen in dieses System […].
(Max)

Zu den offensiveren Varianten des Stigma-Managements zählt Distanzierung (vgl. Buchmayr 2019; Meisenbach 2010). Die diesem Typus zugeordneten GesprächspartnerInnen streben an, sich von anderen Erwerbslosen zu distanzieren, und zwar teilweise durch eine Unterscheidung von unterstützungswürdigen und nicht unterstützungswürdigen Betroffenen. Gerade bei einer großen sozialen Heterogenität von Mitgliedern einer stigmatisierten Gruppe steigt die Wahrscheinlichkeit interner Grenzziehungen (vgl. Buchmayer 2019, S. 172). E. Goffman

(1967, S. 133-135) erläutert, dass Stigmatisierte dazu neigen, eine Schichteneinteilung nach dem Grad der Stigmatisierung vorzunehmen. Gegenüber offensichtlicher Stigmatisierten verhalten sich Gruppenmitglieder, obwohl sie die von der Gesellschaft gesetzten Normalitätsstandards ebenfalls nicht erfüllen, dann potenziell genauso wie die Nicht-Stigmatisierten ihnen gegenüber.

Vier der von Erwerbslosigkeit betroffenen TeilnehmerInnen in den USA und sechs Interviewte in Deutschland wenden vielfältige Distanzierungsstrategien an. NiedriglohnbezieherInnen sind nicht repräsentiert, versuchen aber teilweise auf alternative Anerkennungsmöglichkeiten im Kontext materieller Teilhabe zurückzugreifen (vgl. Kap. 7.3.2).

Tabelle 16: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Distanzieren* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	4 von 6	6 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	4 von 11	6 von 11

Interviewpartnerin Mariana beschreibt ihren Versuch, sich vom *Hartz-IV-Stigma* zu distanzieren:

> Ich glaube, meine Art damit umzugehen, ist Humor. Also ich sag meistens, wenn es dann irgendwie heißt: ›Ja und was machst du so beruflich?‹ […] Dann sage ich so, ich bin arbeitslos. Einfach so ein Gag oder ich sag' sogar, ich bin Hartzerin […] Aber dann erzähle ich wirklich sofort danach, dass ich momentan meinen eigenen Hummus verkaufe.

Obgleich sie selbst Arbeitslosengeld II bezieht, zeigt ihre bemüht ironische Wortschöpfung *Hartzerin*, dass sich Mariana von dem Klischeebild abgrenzen möchte – denn allein schon der Begriff Hartz-IV-EmpfängerIn wird mittlerweile als Beleidigung aufgefasst (vgl. Schrep 2008, S. 218). Der von der Interviewpartnerin direkt folgende Zusatz, einer Arbeit nachzugehen, macht deutlich, dass es sich entgegen ihrer eigenen humoristischen Einordnung schwerlich um ein „Täuschen aus ›Spaß‹" (E. Goffman 1967, S. 102, Hervorhebung im Original) handelt. Vielmehr scheint sich bei Mariana erneut ein Gegensatz zwischen „Scham-Tabu" (Neckel 1991, S. 120) und tatsächlich empfundener Scham wegen des Hartz-IV-Bezuges zu offenbaren. Ersteres drückt sich durch die Überhöhung des Stigmas in Form eines „Gags" arbeitslos oder *Hartzerin* zu sein aus, letztere durch den sofortigen Hinweis auf eine parallele Arbeitstätigkeit.

Auch Anne versucht mit den Klischees mangelnder Arbeitsmoral von Arbeitslosengeld-II-EmpfängerInnen (vgl. Heitmeyer und Endrikat 2008, S. 66), die wenig Interesse daran hätten, einen Job zu finden, die Pflicht zur Arbeit zu erfüllen und pünktlich aufzustehen (vgl. ebd. S. 61; Schrep 2008, S. 222), spielerisch umzugehen. Anne schildert gemeinsam mit ihrer Mitbewohnerin verbrachte Tage in der Phase der Erwerbslosigkeit:

> Wir haben ja eigentlich immer so ein bisschen Späßchen draus gemacht, weil ich weiß nicht, sind irgendwann um neun Uhr oder um zehn Uhr, manchmal war es vielleicht auch elf Uhr, aufgestanden, saßen in der Küche, haben Frühstück gegessen, haben uns angeguckt, ja was machen wir heute? Es ist nicht so, dass sie arbeitslos war, aber sie […] hatte keinen Bock mehr auf Studieren irgendwann und wusste nicht mehr, was sie machen soll und deswegen hatten wir da so ein bisschen die Zeit vertrieben. War eigentlich ein bisschen lustig, weil wir uns dann so ein Spaß draus gemacht haben und dann halt im Gammellook die ganze Zeit, den ganzen Tag da rumgelaufen sind in der Wohnung. Es war eigentlich ganz cool.

Neben Überhöhung der Vorurteile über Erwerbslose und der damit gleichzeitigen Distanzierung weist die Passage auch auf die Bedeutung sozialer Kontakte, die moralische Unterstützung bieten können, hin.

Einige InterviewpartnerInnen bringen außerdem Begründungen vor, weswegen sie selbst von negativen Bewertungen über Erwerbslosen ausgenommen werden sollten. Rhea aus den USA erläutert, dass ablehnende Einstellungen über Erwerbslose mit den Gründen für die Erwerbslosigkeit zusammenhingen:

> I really think, it depends on what led up to the employment. I think, unemployment in and of itself that there is a stigma against people if you are unemployed. But there are times that very large companies have to do massive layoffs and people have been there with them for a very long time, and they have to let them go. Sometimes things are unavoidable. But I think that people can be looked at in a non-positive way.

Für Rhea ist es ihrerseits wichtig anzufügen, dass sie bis zu ihrer Entlassung noch nie auf Arbeitslosengeld angewiesen war: „I have never gone through it, the system, it's the first time in my life that I have collected unemployment."

Max aus Deutschland führt zunächst die frühe Elternschaft als Grund für seine Erwerbslosigkeit und die seiner Frau an:

> Ehrlich gesagt, ich weiß nicht mehr, ob wir da zwangsläufig so reingerutscht wären, wenn unsere Tochter nicht auf die Welt gekommen wäre. Man hätte ja jetzt auch einfach nebenbei jobben können und so. Ich weiß gar nicht, wie das so gelaufen wäre. Ja gut, man hätte sich arbeitslos melden können nach dem Studium und so. Aber wir fanden uns da immer so ein bisschen zu Unrecht reingesaugt. Du wirst quasi da reingezogen in dieses System."

Max hat den Arbeitslosengeld-II-Bezug durchweg negativ besetzt. Das betont der Interviewte durch „reingerutscht“, „reingesaugt“, „reingezogen“ und „zu Unrecht“, wohingegen Aspekte des Rechtsanspruchs oder der schieren Notwendigkeit außen vor gelassen werden. Die folgende Strategie zur Aufrechterhaltung der Selbstachtung erscheint daher nur konsequent. Max greift bei der Beschreibung der Reaktionen seines Umfeldes auf eine Stigma-Nuancierung zurück, die ihm eine interne Abgrenzung ermöglicht. Die eigene Situation kontrastiert der Gesprächspartner mit einem negativen Bild von Erwerbslosigkeit und insbesondere des Arbeitslosengeld-II-Bezugs:

> Unsere Bekannten, Freunde und Familie und so die wusste natürlich, dass wir nicht auf den Kopf gefallen sind und dass wir auf jeden Fall natürlich da einen Job finden und dann alles gut wird. Also es wurde jetzt nie negativ da bemängelt, dass wir irgendwie auf Kosten Vater Staat leben oder so. Ich kann mich noch gut an ein Gespräch mit unserem Nachbarn erinnern, der natürlich klar, es wird immer gerne pauschal gegen Hartz IV-ler gewettert und hitzige Stammtischdebatten geführt, aber die Leute, die das gemacht haben, die haben uns auch immer da rausgenommen, weil die ja wussten, ja wahrscheinlich, weil es unsere Freunde waren, ich weiß es nicht. Nee, aber weil die auch schon wussten, das ist bei uns so eine vorübergehende Sache und wir nicht vorhaben, auf ewig jetzt da auf Kosten von Vater Staat zu leben.

Rodger aus den Vereinigten Staaten distanziert sich von erwerbslosen Menschen, die nicht arbeiten und lediglich Geld erbetteln wollten: „Nowadays […] everyone is standing at intersections with signs, I don’t have a job, give me money. You know, dressed in ragging clothing and I won’t give a goddam penny to them and I am a socialist.” Rodger zielt mit der Beschreibung auf Menschen in Armut, denen er keine finanziellen Mittel zukommen lassen möchte. Der Interviewte bemüht das Bild des *unwürdigen Armen*, der, weil er arbeitsscheu sei, auch keine Zuwendungen verdient habe (vgl. Katz 2013). Anschließend daran erläutert Rodger seine Arbeitsauffassung:

> Whenever I found myself broke in a city without money, I have always found a job. Even if I have to do street music or street performance, I am a musician and I’ve done street music before, and I made up to 75 dollars an hour doing street music, and there is always a way to make a living.

Rodger präzisiert den Geltungsanspruch dieser Haltung, indem er die Unterscheidung zwischen *würdigen* und *unwürdigen Armen* weiter ausführt:

> I can understand if somebody is physically or mentally incapacitated or challenged, and the system fails them, and they do need money, they do need something, someone to help take care of them, and they should not be out on the street like that. Life has been very comfortable for a lot of people and the children expect that comfort level, and they don’t want to work. I think, the majority of the American middle-class society has created a bunch of lazy uncreative young people. And the

> parents are to blame, my generation […] The United States is the most guilty of this kind of attitude: Lazy, good for nothing, unenterprising or uncreative attitude.

Rodgers Verweis auf eine gesellschaftliche Verantwortlichkeit steht in einem gewissen Widerspruch zur allgemein hin angenommenen individuellen Schuld des unwürdigen Armen (vgl. Katz 2013, S. X). Eine Interpretationsmöglichkeit bietet dabei die von Rodger eingangs erwähnte politische Positionierung als „socialist", mit der er sich von konservativen Ansichten abgrenzt. In dieser politischen Ausrichtung werden strukturellen und gesellschaftlichen Einflussfaktoren eine bedeutendere Stellung eingeräumt.[35]

5.7.4 Erwerbsbezogene Abwertungserfahrungen

Betroffene von Erwerbslosigkeit schildern keine direkten Missachtungserfahrungen in sozialen Interaktionen. Stattdessen ist eine Niedriglohnbezieherin aus Deutschland die einzige Teilnehmerin, die von Abwertung berichtet.

Tabelle 17: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Erwerbsbezogene Abwertungserfahrungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	0 von 6	0 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	1 von 5
Gesamt	0 von 11	1 von 11

Monika kommt auf derartige Erfahrungen als Thekenverkäuferin in der Gastronomie zu sprechen:

> Wenn ich da jetzt arbeite und da kommt jemand rein, den ich von früher kenne, von der Schule oder so, dann merke ich halt, ok die gucken so: Warum arbeitest du hier? Also ich bin da so gut wie die Älteste, ansonsten arbeiten da Leute, die sich neben der Schule was dazu verdienen oder neben dem Studium.

Monika hat mehrere Jobs, sieht aber die Tätigkeit als Yoga-Lehrerin als ihre Berufung. Die Teilnehmerin kann sich daher zu einem gewissen Grad von ihrer gastronomischen Arbeitsstelle distanzieren: „Aber das ist ja von niemanden so der richtige Job – von mir ja auch nicht." Dennoch findet Monika, dass die gesellschaftlichen Erwartungen über angemessene Tätigkeitsfelder von ihrer momentanen Anstellung abweichen. Die 31-jährige Interviewte

[35] Auch in Deutschland müssen sich sozialdemokratische Positionen und Ansichten über vermeintlich arbeitsscheue Erwerbslose freilich nicht ausschließen, wie u. a. die Debatte um Gerhard Schröders Ausspruch *Kein Recht auf Faulheit* aus dem Jahr 2002 belegt (vgl. M. Kaufmann 2013).

macht dies zunächst an ihrem Alter fest: „Aber man merkt halt schon, dass da eigentlich nicht Leute arbeiten, die jetzt über dreißig sind.“ Hinzu kommen Monikas eigentliche Bildungsqualifikationen, die für Menschen in ihrem Umfeld nicht in Einklang mit der ausgeübten Tätigkeit stehen: „Was auch ganz oft ist, dass mich Leute fragen: ›Wie? Du hast doch studiert, du bist super ausgebildet und warum arbeitest du jetzt in dem Bereich nicht? Du hast ja so viel Zeit investiert?‹“ Aus einer der wenigen empirischen Studien zu beruflichen Stereotypen stammt der Befund, dass Jobs im Gastronomiebereich oftmals lediglich als eine Zwischenstation auf dem Weg zu einer, wie auch immer aussehenden, besseren Arbeitsstelle gesehen werden. Dadurch verfestigt sich das negative Image dieser Stellen in der Gastronomiebranche (vgl. Wildes 2005, S. 214).

5.8 Drei Diskurse sozialer Ausgrenzung

Die jeweilige Hälfte der TeilnehmerInnen aus den Vereinigten Staaten und Deutschland, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, berichten von Schamgefühlen. Alle von Erwerbslosigkeit betroffenen GesprächspartnerInnen aus den USA und Deutschland greifen außerdem in irgendeiner Form auf Strategien des Verbergens oder Distanzierens zurück. Von Abwertungserfahrungen hinsichtlich ihrer ausgeübten Tätigkeit berichtet eine Niedriglohnbezieherin aus Deutschland.

Ein Blick auf die gesellschaftlichen Diskurse zu erwerbsarbeitsbezogener Ausgrenzung kann mögliche Hintergründe für die geschilderten mannigfaltigen Stigmatisierungserfahrungen der TeilnehmerInnen aufzeigen. Schließlich stellen Diskurse Anwendungsleitlinien „für individuelles und gesellschaftliches Handeln, soziale Praktiken und damit für gesellschaftliche Entwicklungen“ bereit (Jäger 2008, S. 387).

Ruth Levitas (2005) arbeitet drei verschiedene Diskurse, die Ausgrenzung erklären, heraus. Im „redistributionist discourse“ sind Ungleichheitsverhältnisse, die zu Ausgrenzung führen, der Ausgangspunkt der Argumentation (Levitas 2005, S. 9-14). Die Vorenthaltung ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Ressourcen bestimmen die Problemlagen, die nur durch entsprechende Umverteilung gemindert oder gelöst werden können. Dieser an Thomas H. Marshalls Idee von ausdifferenzierten Staatsbürgerrechten orientierte Diskurs verliert jedoch zunehmend an Bedeutung und wird dabei durch die „social integrationist“- und „moral underclass“-Diskurse verdrängt (ebd., S. 15).

Die Grundannahme des "social integrationist discourse" ist, dass Inklusion in die Gesellschaft nur über Erwerbstätigkeit erfolgen kann (ebd., S. 21-27). Demnach müssen

arbeitsplatzrelevante Fähigkeiten und Kenntnisse vermittelt werden, um Erwerbslosigkeit zu überwinden oder zu verhindern. Die jeweiligen Arbeitsbedingungen und gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse werden allerdings vernachlässigt.

Der „moral underclass discourse" richtet den Fokus schließlich auf vermeintlich falsches Verhalten bestimmter Bevölkerungsgruppen (ebd., S. 14-21).[36] Für Ausgrenzung sind in dieser Auslegung die Betroffenen selbst verantwortlich. Exklusion wird vornehmlich als fehlender Wille und Motivation für eine Arbeitsaufnahme der sogenannten Undeserving Poor interpretiert. Unterstützung sollen indessen die unverschuldet in Not geratenen sogenannten Deserving Poor erhalten. Die Argumentationsmuster dieses Diskurses, die soziale Ungleichheitsverhältnisse ebenfalls kaum in die Betrachtung einbeziehen, sind Quelle für Stigmatisierung und Diskriminierung (vgl. Kronauer 2010a, S. 223).

In den USA eskalierte schon Anfang der 1980er-Jahre ein öffentlicher Diskurs um Erwerbslosigkeit und Sozialhilfebezug. Mit abwertenden Labeln werden Moral und Werte von in Armut lebenden Menschen infrage gestellt, die dafür verantwortlichen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen aber weitestgehend ausblendet (vgl. Gans 1995, S. 1). In dieser Vorstellung sind von Armut Betroffene der Unterstützung unwürdig. Stattdessen wird die Forderung vorgebracht, „that the poor first pull themselves up by bootstraps" (ebd., S. 3). Ausdruck findet dieses Narrativ im Konzept der *Underclass*, die sich vom Mainstream der Gesellschaft abweichende und falsche Verhaltensweisen angeeignet hätten.[37] Vorwiegend konservative Autoren in den USA behaupten, dass Erwerbslose rationale Beweggründe hätten, nicht arbeiten zu wollen, um Sozialhilfe zu erhalten (vgl. Murray 1984). Der von Ronald Reagan verwendete Terminus der *Welfare Queen* hat hierbei zur Verbreitung von Vorurteilen über betrügerische Absichten und Aktivitäten insbesondere afroamerikanischer Sozialhilfebezieherinnen beigetragen (vgl. Finzsch 2002, S. 275 f.; Chassé 2010, S. 162). Herbert J. Gans (1995) bezeichnet die politischen und medialen Diskussionen in Anlehnung an den von US-Präsident Johnson ausgerufenen „War Against Poverty" als sich umkehrender „War Against the Poor". Als Konsequenz dieser Variante des „moral underclass discourse"

[36] Die Diskussion um einen Teil der Bevölkerung, der durch vermeintlich andere Werte vom Rest der Gesellschaft unterschieden ist, ist indes nicht neu. Schon bei Karl Marx war Mitte des 19. Jahrhunderts die Rede von einer untersten Schicht eines sogenannten Lumpenproletariats, „das in allen großen Städten eine vom industriellen Proletariat genau unterschiedene Masse bildet, ein Rekrutierplatz für Diebe und Verbrecher aller Art, von den Abfällen der Gesellschaft lebend, Leute ohne bestimmten Arbeitszweig, Herumtreiber, gens sans feu et sans aveu, verschieden nach dem Bildungsgrade der Nation, der sie angehören […]" (Marx und Engels 1960, S. 26)

[37] Allerdings wird laut Kronauer (2010a, S. 192-194) kaum berücksichtigt, dass abweichende Verhaltensweisen überhaupt erst durch Armut entstehen. Gerade in der Anpassung des Verhaltens zeigt sich, dass von Armut Betroffene sehr wohl die *Mainstreamwerte* der Gesellschaft, wie Erfolg zu haben, teilen. Die Ziele scheinen aber für zunehmend mehr Menschen nicht mehr mit gesellschaftlich anerkannten Mitteln erreichbar.

kann die unter dem demokratischen US-Präsidenten Clinton implementierte Wohlfahrtstaatsreform von 1996 gelten (vgl. Stern 2007, S 39). Das Beziehen von Sozialhilfe ist seitdem an die strenge Bereitschaft Arbeit aufzunehmen gekoppelt und zeitlich auf höchstens fünf Lebensjahre begrenzt.

Mit einiger Verspätung verbreitete sich auch in Deutschland wieder die Vorstellung, soziale Ungleichheiten seien nicht nur auf sozioökonomische Unterschiede der Gesellschaftsmitglieder zurückzuführen, sondern fußten vorrangig auf Abweichungen kultureller Art, die sich in entsprechenden Verhaltensweisen und Werten zeigten (vgl. Chassé 2010, S. 6). Im Zuge der Durchsetzung neoliberaler Reformen ist die Rhetorik schärfer geworden (vgl. Kronauer 2010a, S. 228; Lessenich 2008, S. 119 f.). Chassé (2010) datiert die Veröffentlichung Paul Noltes „Generation Reform" (2004) als Beginn der Diskussion um eine sogenannte neue Unterschicht in Deutschland. Nolte (ebd., S. 59) vertritt darin die These von „Kulturen der Abhängigkeit", die nicht mehr in das herkömmliche Raster sozialer Ungleichheit fielen. Der Diskurs gipfelt in einer vom Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (2005, S. 10) herausgegebenen Broschüre über unrechtmäßig empfangene Sozialstaatsleistungen, in der SozialhilfebezieherInnen in die Nähe von Parasiten gerückt werden.[38] Diese Spielart des „moral underclass discourse" in Deutschland gilt speziell als Wegbereiter für die Hartz-IV-Reformen, in denen strengere Anspruchsberechtigungen und niedrigere Leistungen für Erwerbslose durchgesetzt wurden (vgl. Chassé 2010, S. 15). Das Schlagwort *Hartz IV* steht mittlerweile als Synonym für eine angeblich abgehängte Unterschicht, von der es sich abzugrenzen gilt (vgl. Schrep 2008, S. 222; Chassé 2010; Dörre 2017, S. 90). Pseudowissenschaftliche Abhandlungen, die biologische Ursachen für die Entstehung einer *Underclass* oder *neuen Unterschicht* behaupten, befeuerten zusätzlich sowohl die US-amerikanische als auch deutsche Diskussion (vgl. Gans 1995, S. 8; Klein und Groß 2011, S. 163).

Die Konjunktur des „moral underclass discourse" steht nicht zufällig in einem Zusammenhang mit neoliberalen Neuausrichtungen, durch die wohlfahrtsstaatliche Einschnitte und Verschärfungen der Anspruchsberechtigung legitimiert wurden (vgl. Levitas 2005, S. 18; Kessl, Reutlinger und Ziegler 2007, S. 10). Das neoliberale Projekt ist nämlich eng mit moralischen Annahmen verknüpft. Im Kontext von *Workfare* und *Aktivierung* soll Unterstützung nur für verhaltenskonforme und pflichterfüllende Personen gewährt werden. Der Diskurs muss demnach auch vor dem Hintergrund erstarkter Neokonservativer gesehen werden,

[38] Dort heißt es: „Biologen verwenden für ›Organismen, die zeitweise oder dauerhaft zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedingungen auf Kosten anderer Lebewesen – ihren Wirten – leben ‹, übereinstimmend die Bezeichnung ›Parasiten‹. Natürlich ist es völlig unstatthaft, Begriffe aus dem Tierreich auf Menschen zu übertragen. Schließlich ist Sozialbetrug nicht durch die Natur bestimmt, sondern vom Willen des Einzelnen gesteuert." (Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2005, S. 10, Hervorhebungen im Original)

die Kürzungen und teils auch die Einstellung von Sozialleistungen befürworten, um ein Ausnutzen des Systems von sogenannten unwürdigen Armen zu verhindern. Neokonservative nehmen damit aber in Kauf, dass Personen ausgeschlossen werden, die die Forderungen nach *Aktivierung* und *Workfare* aus verschiedensten individuellen oder auch strukturellen Gründen nicht erfüllen können. Der bürokratische Aufwand, um zu überprüfen, ob Regeln befolgt werden, ist außerdem erheblich und führt unweigerlich zu Fehlern (vgl. Handler 2004, S. 8 f.). Die folglich durch den Wohlfahrtsstaatsabbau gefährdete soziale Ordnung soll indes mithilfe eines starken Staates aufrechterhalten werden (vgl. Levitas 2005, S. 14 f.).[39]

Die „moral underclass discourse"- Debatte wendet sich aber nicht nur an Menschen in Armut, sondern bietet auch der gesellschaftlichen Mitte eine Abgrenzungsmöglichkeit. Mehr noch: Durch die mittlerweile allgegenwärtige Bedrohung eines sozialen Abstiegs für fast alle Gesellschaftsmitglieder fungiert der Diskurs als Mahnung sich den Flexibilisierungs- und Eigenverantwortungsanforderungen anzupassen (vgl. Heitmeyer und Endrikat 2008, S.67; Chassé 2010, S. 8).

[39] Wacquant (2009) spricht mit Blick auf die USA von einer „eisernen Faust", mit der der Staat mithilfe eines Strafapparats aus Polizei, Gerichten und Gefängnissen die durch den Abbau wohlfahrtsstaatlicher Leistungen gefährdete soziale Ordnung aufrechtzuerhalten versucht. Die Gefängnispopulation hat sich in den Vereinigten Staaten indes seit den 1970er-Jahren verfünffacht (A. Goffman 2015, S. 11).

6 Einbindung in soziale Beziehungen

Erfolg im Leben, Sicherheit, Wohlbefinden und Gesundheit des Einzelnen sind von sozialen Beziehungen abhängig (vgl. Diewald 1991, S. 17). Soziale Beziehungen sind ein „Gradmesser für die Integration der Individuen in ihr soziales Umfeld“ (Andreß 1999, S. 158). Ein soziales Netzwerk besteht aus Beziehungen, über die eine Person in ihrem sozialen Umfeld verfügt und in dessen Geflecht sie eingebunden ist (vgl. Diewald 1991, S. 17). Diese formale Definition lässt aber keine Rückschlüsse über inhaltliche Aspekte innerhalb eines Netzwerkes zu, weshalb auch Funktionen von Beziehungen von Belang sind (vgl. Hollstein 2006, S. 14). Als die grundlegende Funktion von sozialen Beziehungen gilt soziale Unterstützung (vgl. Diewald 1991, S. 17).

Erwerbslosigkeit und prekäre Beschäftigungsverhältnisse führen häufig zur Schwächung der Einbindung in soziale Netzwerke, woraus geringere soziale Unterstützung resultierten kann, die gerade in schwierigen Lebensumständen besonders nötig ist (vgl. Diewald und Lüdicke 2007, S. 49; Dörre 2009, S. 53; Kronauer 2010a, S. 163). Denn selbst unter der Voraussetzung wohlfahrtsstaatlicher Absicherung leisten in der Regel nur informelle soziale Beziehungen emotionalen Beistand (vgl. Diewald 1991, S. 38). Menschen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status stehen Ressourcen der Unterstützung durch soziale Beziehungen indes meist in geringem Maße zur Verfügung (vgl. Diewald 1991, S. 117; Argyle und Henderson 1986, S. 17; Andreß und Krüger 2006, S. 51; Böhnke 2007, S. 235).

Seit den 1950er-Jahren haben Prozesse der Individualisierung zu einem Wandel sozialer Beziehungen in den westlichen Industriegesellschaften geführt. Menschen wurden aus „traditionalen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie herausgelöst“ (Beck 1994, S. 44). Gegenüber vormals stärker kontrollierten Familien- und Nachbarschaftsbeziehungen sind nunmehr lockerere verknüpfte Bekanntschaftsnetzwerke entstanden. Diese müssen allerdings „individuell hergestellt, erhalten und immer wieder erneuert“ werden, wodurch die Wahrscheinlichkeit steigt, dass Menschen an Beziehungen scheitern und in soziale Isolation geraten (Beck 1994, S. 50 f.).

Keupp (2010, S. 253) weist aber darauf hin, dass es beim Prozess der Individualisierung nicht vornehmlich um Vereinzelung geht. Zwar verlieren Zugehörigkeiten zu traditionalen Gemeinschaften an Bedeutung, an deren Stelle sind aber neue Optionen der Einbindung getreten. Da Individuen stärker als bisher soziale Beziehungen nach eigenen Interessen

auswählen können, entstehen nun vielmehr „Wahlgemeinschaften auf Zeit“ (Beck, Bonß und Lau 2001, S. 58). Von einer generellen Vereinzelung kann demnach keine Rede sein.

6.1 Soziale Unterstützung

In der Kategorie *Soziale Unterstützung* gilt die Aufmerksamkeit den Unterstützungsleistungen aus dem sozialen Umfeld der InterviewteilnehmerInnen. Soziale Beziehungen können finanziellen wie moralischen Halt geben, vermitteln psychische Stabilität durch Wertschätzung und bieten Möglichkeiten für das Besprechen von Problemen (vgl. Gestring, Janßen und Polat 2006, S. 33). Speziell bei Überwindung von Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug sind soziale Beziehungen bedeutsame Quellen für Hilfeleistungen (vgl. Granovetter 1973; Andreß 1999, S. 158).

Drei Ebenen von Rollenbeziehungen werden bezüglich sozialer Unterstützung unterschieden (vgl. Marquardsen 2012, S. 71). LebenspartnerInnen sind die primären Quellen für soziale Unterstützung (vgl. Diewald 1991, S. 106, 231). Zur zweiten Ebene zählen Familie und Verwandtschaft, Freunde sowie entfernte Bekannte. Familie und Verwandtschaft stehen nicht selten für finanzielle Hilfen parat, wobei es eine Rangfolge der Verbindlichkeit gibt. Unterstützungsleistungen sind am verbindlichsten bei Eltern-Kind-Beziehungen zu erwarten, gefolgt von Geschwistern und der weiteren Verwandtschaft (vgl. ebd., S. 108). Freunde stellen in erster Linie emotionale Unterstützung bereit und sind Anlaufpunkt bei Ratsuchenden. Entfernte Bekannte übernehmen häufig eine Funktion zur Informationsbeschaffung. Neben Repräsentanten von Institutionen fallen in die dritte Gruppe konstruierte Netzwerke wie zum Beispiel kleinere Interessensgemeinschaften (vgl. Marquardsen 2012, S. 72).

Die InterviewpartnerInnen sprechen überwiegend Unterstützung im engeren sozialen Umfeld an. Vereinzelt berichten TeilnehmerInnen vom Austausch mit Menschen in ähnlicher Lage, wobei sich unterschiedliche Einschätzungen zum Potenzial von Unterstützung feststellen lassen. Neben sozialen Kontakten, die als hilfreich empfundene Unterstützung bereitstellen, ist ein zweiter Typus herausgearbeitet worden, in dem Interviewte bestimmte Hilfsangebote als unangemessen bewerten. „Negative soziale Unterstützung“ (Diewald 1991, S. 81 f.) und deren belastende Aspekte stehen hierbei im Vordergrund der Ausführungen. Schließlich schildern die GesprächspartnerInnen im letzten Typus Einschränkungen sozialer Beziehungen aufgrund geringer finanzieller Mittel oder der Angst vor Missachtungserlebnissen.

6.1.1 Positiv bewertete Unterstützung

Meine engsten Freunde, wo ich ganz genau weiß, wenn mal wirklich gar nichts geht, dann … – oder ich muss teilweise gar nicht fragen oder selbst unabhängig davon, ob ich jetzt mir ein Essen nicht leisten kann, werde ich eingeladen.
(Karsten)

Im ersten Typus werden Fälle zusammengefasst, in denen InterviewteilnehmerInnen von positiv empfundener Unterstützung berichten. Neben materiellen Hilfen nennen die Interviewten oftmals moralische Anteilnahme als weitere Unterstützungsform. LebenspartnerInnen und das nahe soziale Umfeld stellen hierbei die wichtigsten Ressourcen dar. Vereinzelt beziehen die TeilnehmerInnen Überlegungen zum Austausch mit Menschen in ähnlicher Lage in die Ausführungen ein, wobei sich die Interviewten zumeist auf bereits vorhandene informelle Beziehungen im Umfeld stützen. Auch wenn sich Unterstützungsarten und Erfahrungen deutlich unterscheiden, bekunden ausnahmslos alle InterviewteilnehmerInnen, auf Unterstützung zurückgreifen zu können.

Tabelle 18: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Positiv bewertete Unterstützung* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	6 von 6	6 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	5 von 5	5 von 5
Gesamt	11 von 11	11 von 11

Obgleich in westlich-modernen Gesellschaften die Möglichkeiten soziale Beziehungen selbst zu wählen gestiegen sind und sich die soziale Reichweite von Familien durch die veränderte Norm der Ein- oder Zwei-Kind-Familie verringert hat (vgl. Vogel 2006, S. 348), stellen nahe Familienmitglieder die nach wie vor zentralen Bezugspersonen dar. Die Familie nimmt die zentrale und verlässlichste Stellung hinsichtlich sozialer Unterstützung ein, da kein beliebiges Wählen der Familienmitglieder möglich ist und „normative Solidaritätsverpflichtungen" bestehen, die teilweise auch juristisch geregelt sind (Diewald 1991, S. 108). Beziehungen zu den Kindern beinhalten „hochbewertete emotionale Gratifikationen, die auf andere Weise nicht erreichbar sind“ und außerdem dauerhafte Unterstützung sowie Stabilität bieten (vgl. ebd., S. 41).

Bei Gesprächspartner John aus den USA nehmen seine eigene Tochter und die Kinder seiner Lebenspartnerin eine herausragende Rolle bei der Vermittlung von moralischem Halt ein:

> I have a daughter who is nine, and she's everything to me. Her brother and sister are everything to me. I raised them like my own. Once I had them in my life, it changed everything. Before I had them, it was very black and white. It is this or that and there is no gray. I was an extremist.

John unterstreicht die Bedeutung der Beziehung zu seiner Tochter durch eine Gegenüberstellung seiner jetzigen niedrigen mit fiktiven hohen materiellen Einkünften: „But I always said I would rather have my daughter and have no money than be rich without her. That's kind of what happened. So now, I'm pretty poor." Anerkennungsdefizite im wirtschaftlichen Bereich kompensiert John durch die Zuneigung seiner Tochter innerhalb der Institution Familie bzw. der Sphäre der Liebe (vgl. Honneth 2013, S. 20).[40] Sowohl emotionale als auch ökonomische Unterstützung bei der Vermittlung von Arbeitsgelegenheiten stellen ihm seine Eltern bereit:

> Economically my mum has been my savior, also like, she enabled me. She really kept me sick for a while because she once bailed me out of trouble, and then she stopped. I wanted to do it for myself, and I went for prison for a few years […] My parents farm was my saving grace. That's how I got jobs. I work for my parents forever. I still work for my parents part-time. When I'm clean and sober, I am a great person.

Die Bedeutung der Beziehung zu seinen Eltern verdeutlicht John mit der religiösen Anspielung des „saving grace" und dem Vergleich mit einem zeitweilig selbstgewählten Rückzug, der negative Folge für den Interviewten hatte. Außerdem ist John in eine Gruppe von Freunden eingebunden, auf die er sich immer verlassen kann, obwohl der Gesprächspartner sich selbst nicht als einen guten Freund bezeichnet:

> I realized, I'm lucky because I actually have like four or five people, I could call at any time and they do whatever I ask. Because I am like…, I am not a really good friend to have. Because I won't do …, it doesn't matter. But I have always been down with my friends […] So yeah, I have a lot of support in my life. I am very fortunate that way. I am very fortunate that way because I know a lot of people who don't have that support.

John stellt die Loyalität seiner Freunde mit einer Analogie heraus:

> I call them my balcony people[41] because back in the roman times, you know, the people at those balconies, they can make as much noise as they want. They cheer,

[40] Axel Honneths Ausführungen über Anerkennungsverluste in einer Sphäre, die durch die Kompensation in einer anderen abgemildert werden, beziehen sich auf Talcott Parsons. Honneth (2013, S. 32 f.) weist darauf hin, dass Männer heutzutage bei Missachtungserfahrungen im wirtschaftlichen Bereich nicht mehr mit einem Überschuss an Anerkennung der übrigen Familienmitglieder für die Rolle des „Vatersymbols" (Parsons 1977, S. 46-72) rechnen können, da zwischen Männern und Frauen die „prinzipielle Norm einer durchgängigen Gleichbehandlung" getreten ist.

[41] „Balcony People" ist auch der Titel eines Ratgeber-Bestsellers der US-amerikanischen Autorin Joyce Landorf Heatherley (2004), die den Begriff in einen christlichen Zusammenhang stellt.

> they can say whatever, you know. Then you have people in the audience going like this: He is lying to you, fucking bite him. I like that. I thought of it one day. It just hit me. I have balcony people. They are people that I can call at any time, and they'll be down for me. I was the type of guy, hey, I have this problem, you got a ride? And the car is coming.

Zu den bedeutsamsten Ressourcen hinsichtlich sozialer Unterstützung gehören zudem LebenspartnerInnen (vgl. Diewald 1991, S. 107). Andrej aus Deutschland berichtet, wie ihm speziell seine Freundin während der Erwerbslosigkeit hilft:

> Ja, absolut wichtig, dass du dann letztendlich die moralische Unterstützung irgendwo findest. Moralische Unterstützung kannst du jetzt nicht von Außenstehenden, Freunden oder so erwarten, weil die nicht tagtäglich dran sind oder nah an der ganzen Geschichte. Die könnten dir vielleicht irgendwie Tipps geben, wo sie vielleicht irgendwie eine Stelle gesehen haben oder wie man dies und jenes eben besser machen könnte. Oder moralische Unterstützung auch in dem Sinne Zuhören, von wegen läuft halt einfach gar nicht oder mein Kompass ist jetzt gerade einfach nur kaputtgegangen, ich weiß gar nicht in welche Richtung und so. Und meine Freundin dahin gehend, ja wenn man einfach schlechte Tage hat, dass sie dann zumindest die richtigen Worte findet und sagt, hol dein Lebenslauf raus. Schau, bis hierhin bist du gekommen. Das, was du dir gerade irgendwie selbst vormachst, entspricht nicht der Realität. Also dass man da so wieder diese Synchronisation durchgeführt bekommt, diese Erdung oder wie man es eben nennen möchte, das ist auf jeden Fall sehr, sehr hilfreich.

Andrej differenziert zwischen entfernteren Bekannten, die ihm bei der Stellensuche hilfreiche Informationen zukommen lassen können, die auch Granovetter (1973) bei der Überwindung von Erwerbslosigkeit als wesentlich benennt, und dem Alleinstellungsmerkmal des täglichen und engeren Kontaktes mit seiner Lebenspartnerin, wodurch er emotionalen Zuspruch erfahren kann.

Vereinzelt empfinden TeilnehmerInnen den Austausch zu Menschen in einer ähnlichen von Erwerbslosigkeit oder geringen Einkünften geprägten Lage als hilfreich. Niedriglohnbezieherin Jennifer aus den USA erhält in erster Linie Unterstützung von ihrer Lebenspartnerin. Darüber hinaus haben beide einen gemeinsamen Kreis von Freunden, in dem sich gegenseitig geholfen wird: „And we got a pretty close knit, tight group of friends. So, if somebody is hungry or somebody needs money or something, then we'll try to help each other out. Because none of us qualify for any assistance at all."

Dem eigentlichen Ziel eines von der Jobagentur verpflichtend vorgegebenen Kurses kritisch gegenüberstehend, bewertet Anne aus Deutschland die neu kennengelernten sozialen Kontakte hingegen positiv:

> Also einen Kurs, das war eigentlich tatsächlich ganz nett, also ich fand den Kurs von Anfang an eigentlich doof, einfach auch von der Aufgabe her. Was mir aber sehr geholfen hat, tatsächlich mit Leuten zusammen zu sein, in der gleichen

> Situation. Wir sind also natürlich, war das ganz unterschiedlich. Manche wollten irgendwie eine Ausbildung anfangen und mussten Zeit überbrücken. Deswegen waren die jetzt beim Amt gemeldet, mussten diesen Kurs machen. Aber manche waren tatsächlich in so einer Situation wie ich: Muss jetzt irgendwie weitergehen, du brauchst einen Job. Das war cool, das hat Spaß gemacht, wenn es Leute, denen du wirklich, die auf deiner Wellenlänge sind und dich dann auch verstehen.

Wenngleich die TeilnehmerInnen der Kurse sehr verschiedene Hintergründe haben, eint sie die Erfahrung der Erwerbslosigkeit. Andreß und Krüger (2006, S. 131 f.) kritisieren, dass soziale Netzwerke trotz deren bewiesener Bedeutung für die Überwindung von Erwerbslosigkeit oder niedrigem Einkommen in der deutschen Arbeitsmarktpolitik kaum eine Rolle spielen. Obwohl Anne gerade den sozialen Austausch als hilfreich empfindet, ist ein Bewerbungstraining gleichwohl das eigentliche Ziel des Kurses. Die Interviewpartnerin stellt die positive Erfahrung der mangelnden Empathie ihres gewohnten Umfeldes gegenüber und deutet belastende Faktoren an:

> Weil alle um dich rum, weiß ich nicht, die zumindest in meinem Umkreis waren von Freunden, die hatten dann irgendwas oder waren noch am Studieren. Ja, die hatten einfach ein bisschen mehr Glück und konnten das auch nicht richtig nachempfinden und dann kriegst du halt Druck von der Familie. Und die können es auch nicht verstehen. Und du selber verstehst es auch nicht. Und dann sitzt du da mit Leuten zusammen, denen es auch so geht. Das war gut, wo ich mich dann tatsächlich auch auf diese Nachmittage dann gefreut habe, dass ich sie dann wiedersehe. Wir haben auch so eine WhatsApp-Gruppe nachher gehabt und uns danach sogar ausgetauscht, wie es so weitergeht und wie es uns geht und so. Das war echt gut.

Parallelen zu Annes gewinnbringenden Erlebnissen deuten sich bei E. Goffmans (1967, S. 31 f.) Rolle „Sympathisierender Anderer“ im Zusammenhang mit Stigmatisierungserfahrungen an. Diese Personen teilen den Standpunkt und die Gefühle, die mit einem Stigma einhergehen und können Akzeptanz und moralischen Halt bieten.

Während Anne auf die Heterogenität der Gruppe hinweist, aber überwiegend Vorteile der Begegnungen herausstellt, stehen Max’ Aufeinandertreffen mit anderen Erwerbslosen im scharfen Kontrast dazu. Die Ausführungen werden daher auch nicht in den Typus *Positiv bewertete Unterstützung* eingeordnet, können aber Anhaltspunkte für den selten in den Interviews genannten tatsächlich stattfindenden Austausch mit Menschen in ähnlich prekären Verhältnissen außerhalb des eigenen Nahumfeldes liefern. Auf die Frage, ob er Kontakt zu Personen in ähnlicher Lage hat, grenzt sich Max offensiv von anderen Erwerbslosen ab, die er bei der Jobagentur getroffen hat: „Gar nicht. Überhaupt gar nicht. Vielleicht im Wartezimmer, aber das war auch meistens dann, muss ich leider so sagen, so abstoßend, dass man da auch, dass man kein Gespräch angefangen hat.“ In einer weiteren Passage weist Max zugleich eine

von ihm und seiner Frau mit anderen Erwerbslosen vergleichbaren Lage zurück und verweist auf einen höheren Bildungsabschluss:

> Wir haben Leute in der gleichen Situation wie wir nicht getroffen. Wüsste jetzt auch nicht, dass es irgendeine Plattform dafür gegeben hätte, Social-Network für Erwerbslose, für Studenten-Abgänger.

In Übereinstimmung zu E. Goffmans Ausführungen hinsichtlich Stigmata, nimmt Max eine Distanzierung gegenüber Erwerbslosen vor, die „evidenter" als er stigmatisiert sind (E. Goffman 1967, S. 133 f.). Obwohl der Interviewte ebenfalls Arbeitslosengeld-II-Leistungen bezieht, sich eine Gruppenzugehörigkeit durch Begegnungen im Wartezimmer gewissermaßen auch in räumlicher Hinsicht zeigt, grenzt er sich gegen andere Erwerbslose ab. Max' Verweis auf das Fehlen eines eigenen Netzwerks für Menschen, die eine universitäre Ausbildung abgebrochen haben, deutet auf die Differenzierung von Milieus hin, die sich heutzutage in großen Maße über Bildung vollzieht (vgl. Beck 1994, S. 50). Der Gesprächspartner verstärkt im konkreten Fall den Eindruck einer internen „Schichteneinteilung" (E. Goffman 1967, S. 134) der Stigmatisierten. E. Goffman weist diesbezüglich auf das Problem einer „selbst-betrügenden Art" hin, weil dadurch zwar das Gefühl des Dazugehörens zu Nicht-Stigmatisierten vergrößert wird, bestimmte Situationen aber denkbar sind, die diese Zugehörigkeit widerlegen (ebd.). Auch bei Max mag eine „Identitäts-Ambivalenz" (ebd., S. 135) nicht auszuschließen sein, weil er sich einerseits von anderen Erwerbslosen abgrenzen will, anderseits aber auch darunter leidet, mit seinem erwerbstätigen Umfeld finanziell nicht mithalten zu können (vgl. auch Kap. 7.3.1). Laut Kronauer (2010a, S. 167) bestehen institutionelle Verbindungen zwischen Erwerbslosen höchstens unregelmäßig und in wechselnden Konstellationen bei Zusammentreffen im Wartezimmer von Arbeitsvermittlungen oder Einrichtungen für Sozialleistungen – wie in ebenjenen von Max geschilderten Erfahrungen. Daneben erschweren große soziale Unterschiede innerhalb der Gruppe der Erwerbslosen die Entwicklung einer Gruppensolidarität.

Diane aus den Vereinigten Staaten plädiert in Anbetracht eines wenig ausgeprägten Gemeinschaftsgefühl für mehr Selbsthilfegruppen, die Unterstützung anbieten können:

> I think, there needs to be more support groups for the unemployed. I had the luxury of having a core group of my colleagues getting laid off at the same time. I became good friends with them. Some of them in particular. If I hadn't had the group and if I just gone off on my own, particularly as a professional, it's really tough.

Durch den Austausch mit ihren ehemaligen KollegInnen erfährt Diane Unterstützung, die allerdings nur durch deren Entlassung zum gleichen Zeitpunkt möglich und daher nicht organisiert oder zu erwarten ist.

Die insgesamt selten erfahrene Unterstützung von InterviewteilnehmerInnen durch den Austausch mit Menschen in ähnlichen Lagen und einer teilweise bewussten Abgrenzung führt die soziale Heterogenität insbesondere der Gruppe der Erwerbslosen vor Augen. Wenn bei den Interviewten nicht bereits ein engeres Umfeld von Menschen in ähnlicher Lage besteht, finden Begegnungen nur zufällig, forciert durch Institutionen statt. Damit übereinstimmend ist von einer kollektiven Deutung von Erwerbslosigkeit als einem gemeinsamen Schicksal heutzutage keine Rede mehr (vgl. Beck 1986, S. 144; Nachtwey 2017, S. 13). Castel (2000, S. 401-413) spricht stattdessen von der Ausbreitung eines zu einer Entsolidarisierung in der Gesellschaft führenden negativen Individualismus, wodurch Betroffene Prekarisierung und Ausgrenzung höchst individuell erfahren.

6.1.2 Belastende Aspekte von Unterstützung

„Auch dieses Rechtfertigen vor der Familie. Das war unangenehm, ehrlich gesagt."
(Anne)

Bei der Analyse von sozialen Beziehungen werden Belastungen, die negative Effekte auf das Befinden und auch auf die Gesundheit des Einzelnen haben können, oftmals vernachlässigt (vgl. Diewald und Sattler 2010, S. 690; Laireiter und Lettner 1993, S. 10). In drei zum Typus *Belastende Aspekte von Unterstützung* zugeordneten Fällen beschäftigen sich von Erwerbslosigkeit Betroffene aus Deutschland mit Eltern-Kind-Beziehungen. Eine Niedriglohnbezieherin aus den USA schildert belastende Situationen in ihrem im Freundeskreis.

Tabelle 19: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Belastende Aspekte von Unterstützung nach* Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	0 von 6	3 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	0 von 5
Gesamt	1 von 11	3 von 11

Insbesondere mangelnde Reziprozität kann in sozialen Beziehungen zur Belastung werden. Denn Ungleichgewichte entstehen, wenn Zuwendungen empfangen, aber in absehbarer Zeit nicht angemessen erwidert werden können (vgl. Nestmann 1988, S. 91). Das kann bei EmpfängerInnen von Unterstützung zu einem „Gesichtsverlust" führen (A. Bosch 2010, S. 31).

Unabhängig von der eigentlichen Absicht des Gebenden ist die „Darbietung von Geschenken, Einladungen, Hilfsleistungen (fast) immer mit der Erwartung verbunden, dass diese erwidert werden“ (Stegbauer 2011, S. 16). Mit jeder Gabe geht beim Adressaten gewöhnlich das Gefühl der Verpflichtung einer wie auch immer beschaffenen Gegenleistung einher. Deshalb ist die Existenz von reinen Gaben umstritten (vgl. Stegbauer 2011, S. 55; Caille 2005).

Interviewpartnerin Sarah aus den USA veranschaulicht mögliche Konflikte fehlender Reziprozität mit einer Erzählung über einen Kurzausflug, den ihre Freunde geplant hatten:

> Because they don’t go to school, you can say they are more financially stable than I am. So, if, for example, they decide, okay, let's go on a trip to New York and I told them like I can’t actually, I can’t, you know, I’m broke something like that. They would actually offer to pay the whole thing for me, and I was like: No! That’s not how you do it.

Sarahs Freunde können sich spontane Reisen ohne Zögern leisten, wie es das „Okay, let’s go on a trip“ unterstreicht. Durch „they decide“ drückt die Gesprächspartnerin das Ungleichgewicht in der Beziehung aus, in der Sarah kaum in eine Entscheidungsfindung einbezogen wird. Stattdessen muss Sarah mit Nachdruck erklären, dass ihre finanziellen Mittel für die Reise nicht ausreichen. Auch das Angebot der Kostenübernahme durch ihre Bekannte findet sie unangebracht. Ihre Freunde ignorieren Sarahs Ablehnung dennoch:

> And then they sometimes, you know …, we went last summer, we went to New York. We went for a day, but then, the bus ticket was kind of expensive. So, they buy it for me. And that was actually …, so they forced me to because I told them I can’t. So, they surprised me and bought it for me, so I can go with them.

Für Sarah ergibt sich eine unangenehme Situation, da sie sich nun gezwungen fühlt, mitzufahren. Die Zuwendung zu erwidern ist in ihrer finanziellen Lage hingegen schwierig, wodurch die Gefahr einer Unterordnung entstehen kann (vgl. Stegbauer 2011, S. 52).[42] Das Vorgehen ihrer Freunde läuft Sarahs Haltung zuwider. Die Interviewte betont ihren Stolz, nicht von harter Arbeit anderer zu profitieren, sondern selbst für sich aufkommen zu wollen:

> I have pride, like, I don’t want to feel like I am a burden on them, or I want to feel like I’m too much. And I know they work so hard for every penny they get. Because of that, I don’t want them to spend it on me. I just don’t like that. I always try to, you know, do it my own, get whatever I have.

Da es Reziprozität nur unter der Voraussetzung einer gewissen Gleichheit von Gebenden und Beschenkten geben kann (vgl. Stegbauer 2011, S. 120), ist von einer asymmetrischen

[42] Vgl. auch Christian Stegbauers (2011, S. 16) Anekdote über mangelnde Reziprozität auf einer Weihnachtsfeier: Ein Gast hält sich nicht an die Abmachung keine Geschenke zu machen. Weil die anderen Eingeladenen die Geschenke nicht erwidern können, wird die Stimmung der Feier ruiniert.

Konstellation zwischen Sarah und ihren Freunden auszugehen. Der heimliche Kauf von Sarahs Busfahrkarte deutet auf eine fehlende „Reziprozität der Perspektive“ (ebd., S. 30) hin. Die Freunde können Sarahs Standpunkt nicht ausreichend nachvollziehen oder sich in ihre Lage versetzen, denn sie berücksichtigen nicht, dass sich die Interviewte zu einer nur schwerlich aufzubringenden Gegenleistung verpflichtet fühlt.

Auch für Sven aus Deutschland ist die Situation unbefriedigend, Zuwendungen seines näheren Umfeldes in absehbarer Zeit aufgrund seiner geringen Einkünfte nicht erwidern zu können:

> Dabei fühle ich mich nicht so gut dabei, wenn Leute mir was ausgeben, aber tatsächlich, Leute geben mir auch manchmal was aus, also, ich war in Hamburg am Wochenende, meine Freundin da will mir das ausgeben. Und ich überlege mir halt, ob ich es nächsten Monat zurückzahle […] oder so.

Zwar sagt der Interviewte: „Aber so funktioniert das irgendwie“. Svens Unbehagen zeigt aber, dass er sich den entstandenen Verpflichtungen emotional nicht entziehen kann.

Eltern stellen eine Instanz dar, bei der finanzielle Unterstützung üblicher ist (vgl. Diewald 1991, S. 108). Eltern-Kind-Beziehungen sind meist durch generalisierte Reziprozität charakterisiert, bei der nicht davon ausgegangen wird, in naher Zukunft, sondern intergenerational einen Ausgleich zu schaffen (vgl. Stegbauer 2011, S. 67). Dennoch berichten Interviewte auch von Konflikten mit ihren Eltern. Gesprächspartner Andrej hat sich vorgenommen, seine Eltern trotz seiner Erwerbslosigkeit nicht mehr um Hilfe zu bitten und stattdessen seine finanziellen Ausgaben einzuschränken: „Dass ich mich jetzt letztendlich zurücknehmen muss, wenn ich jetzt nicht jeden Tag bei den Eltern anrufen will, könnt ihr mir Geld überweisen.“ Allerdings zwingen ihn laufende Kosten einer Kreditkarte doch dazu, ein Gespräch mit seinen Eltern zu suchen:

> Dann habe ich gedacht, Eltern wir müssen mal reden. Ich habe hier die Situation, das ist so eine typische Schuldenfalle, letztendlich hast du eine bestimmte Summe angehäuft und der Betrag zum Ausgleich, er bleibt halt relativ gleich, aber davon ist dann ein großer Teil der Zinsen, den du dann letztendlich bezahlst. Habe ich gemeint, ich hätte ganz gerne von euch ein Darlehen, anstatt irgendwie hundert Euro auf die Kreditkarte zu überweisen und davon gehen einfach nur 30 Prozent zur Zinsentilgung runter. Überweis’ ich doch lieber hundert Euro direkt an euch und die Kreditkarte ist dann erst mal nicht blockiert, zumindest nicht nur auf dieser Höhe.

Andrej ist sich zwar sicher, mit der Kontaktaufnahme zu den Eltern die richtige Entscheidung getroffen zu haben, dennoch ist ihm die zuteilgewordene Unterstützung unangenehm: „Das war dann so die einzige Geschichte, wo ich dachte, fuck, in die Situation wollte ich eigentlich nicht kommen, dass man da noch mal die Eltern irgendwie anhaut.“ Andrej hadert nämlich noch mit

den Konsequenzen früherer Unterstützung seiner Eltern und deutet Abhängigkeitsverhältnisse an:

> Unterstützung ist auf jeden Fall sehr, sehr wichtig. Ich habe mit den Eltern, weil die mich so ein bisschen in den letzten Job hinein gepusht haben, habe ich, nee keinen Bruch, aber ich habe dann irgendwann mal gesagt: ›Weißt du was, zu dem Thema Arbeiten möchte ich mich mit euch nicht mehr unterhalten, weil ihr habt eine ganz andere Vorstellung von Arbeit als ich.‹ Ohne das jetzt auszuweiten, habe ich gesagt zu dem Thema: ›Wenn ich auf euch zukomme und ich irgendwas darüber erzähle, dann ist gut, aber ich möchte eigentlich keine Ratschläge mehr von euch hören.‹ Insofern ist das, ja, hat sich das auch beruhigt. Das ist nicht mehr dieses, ja, aber ich habe doch diesen Job nur gemacht wegen euch und so. Das ist zum Glück jetzt irgendwie alles vorbei.

Mit der Situation der Erwerbslosigkeit nun konfrontiert, nimmt Andrej eine ablehnende Haltung gegenüber informationalen Unterstützungsangeboten seiner Eltern ein. Der Interviewte verzichtet entschieden auf Ratschläge, wodurch sich sein Wunsch nach Unabhängigkeit ausdrückt.

Auf die räumliche Entfernung führt Anne die unzureichende Unterstützung ihrer Eltern zurück, die durch technische Kommunikationsmittel nicht kompensiert werden kann:

> Ja, das war es im Endeffekt …, dazu muss man zu wissen, die wohnen nicht hier, wohnen halt achthundert Kilometer weg, das heißt, die einzige Unterstützung, die du hast, ist per Telefon. Also es ist niemand da, der … Ja, was man sich für eine Unterstützung wünscht vielleicht, oder einen mal ablenkt oder irgendwie so was. Das kannst du nur per Telefon machen.

Daneben schildert die Gesprächspartnerin weitere Konflikte in der Beziehung zu ihren Eltern. Denn deren Hilfsbemühungen findet Anne unangemessen – auch wenn sie versucht, sich in die Position ihrer Eltern hineinzuversetzen:

> Auch dieses Rechtfertigen vor der Familie. Das war unangenehm, ehrlich gesagt. Also ich will da jetzt nicht unfair sein. Wenn die das hören würden. So richtig unterstützend waren sie nicht. Vorschläge wie, wir können dir hier einen Job besorgen, ja so Vitamin B, dann ziehst du halt wieder nach Hause. Das wollte ich aber nicht, dann hieß es natürlich, wenn du das nicht willst, dann musst du zusehen, so nach dem Motto. Also wie gesagt, in der Familie, das war ein bisschen schwierig, da hätte ich mir was anderes gewünscht. Auf der anderen Seite kann ich vielleicht auf die Reaktion, wenn ich drüber nachdenke, verstehen. Sie haben sich einfach Sorgen gemacht.

Die Vermittlung eines Jobs durch Beziehungen ihrer Eltern ist mit der Auflage eines Umzugs zurück in ihre Heimat verbunden. Derartige die Berufswahl beeinflussende elterlichen Hilfen können bei der Nachkommenschaft jedoch Gefühle von Abhängigkeit und unverhältnismäßiger Einmischung steigern (vgl. Argyle und Henderson 1986, S. 277). Das *take-it-or-leave-it*-Angebot spricht für ein Machtungleichgewicht in der Beziehung, in der Anne kaum

Verhandlungsspielraum zu besitzen scheint. Da Anne ablehnt, kann sie schließlich keine zusätzliche Unterstützung mehr erwarten.

Während der Familie im Typus *Positiv bewertete Unterstützung* eine zentrale Rolle zukommt, sind Hilfsangebote im familiären Umfeld für TeilnehmerInnen teilweise auch belastend. Ausschließlich als schwierig empfundene Beziehungen werden zwar in der Regel nicht aufrechterhalten, da soziale Beziehungen in erster Linie an „Austausch, Friede und Harmonie“ ausgerichtet sind (Laireiter und Lettner 1993, S. 105). Da aber im Gegensatz zu familiären Bindungen Freundschaften beendet werden können, treten dauerhafte Belastungen zumeist in familiären Beziehungen auf (vgl. ebd.).

6.1.3 Einschränkungen sozialer Beziehungen

> *Ich selber habe mich ganz schön abgekapselt. In den neun Monaten war ich eigentlich, ja ich bin auch mal rausgegangen, aber ich habe eigentlich viele soziale Events eigentlich vermieden. Also zum einen hast du keine Kohle mehr. Das schränkt dich halt unheimlich ein, aber zum anderen hatte ich auch keinen Bock auf Fragen und Gespräche oder Leuten sagen, oh, ich mache jetzt das, und du stehst da und denkst, ja toll, ich habe nichts. Das heißt, was soziale Kontakte angeht, ist das ziemlich eingeschlafen. In der Zeit hatte ich einfach keinen Bock drauf.*
> *(Anne)*

Einschränkungen sozialer Beziehungen der InterviewpartnerInnen lassen sich hauptsächlich auf Antizipation von Stigmatisierung und fehlende finanzielle Mittel zurückführen. Aufgrund des der Erwerbslosigkeit anhaftenden Stigmas und des damit verbundenen Risikos schlechte Erfahrungen zu machen, streben einige GesprächspartnerInnen Kontaktvermeidung an. Neckel stellt lakonisch dazu fest (1991, S. 16 f.): „Sich schämen macht einsam“. Antizipation von Stigmatisierung und Vermeidung von sozialen Kontakten, die keinen entsprechenden vermeintlichen Makel aufweisen, zählen zu den Techniken des Stigma-Managements (vgl. E. Goffman 1967, S. 22). Daneben sprechen TeilnehmerInnen, deren Aussagen in diesen Typus gruppiert werden, fehlende finanzielle Möglichkeiten an, die ausschlaggebend für die Verringerung sozialer Beziehungen sind (vgl. Marquardsen 2012, S. 77). Zum einen erschwert sich gemeinsamer Konsum von Waren und Dienstleistungen, zum anderen verursacht die Wahrung eines Status Kosten (vgl. Andreß 1999, S. 161). Von Erwerbslosigkeit betroffene TeilnehmerInnen nennen vereinzelt auch den Verlust von Kontakten zu Menschen aus dem Arbeitsumfeld. Aus den USA werden zwei, aus Deutschland vier TeilnehmerInnen, die

Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, diesem Typus zugeordnet. Hinzu kommen zwei NiedriglohnbezieherInnen aus den Vereinigten Staaten, die von Einschränkungen sozialer Beziehungen erzählen.

Tabelle 20: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Einschränkungen sozialer Beziehungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	2 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	2 von 5	0 von 5
Gesamt	4 von 11	4 von 11

Gesprächspartnerin Jennifer aus den USA hat das Gefühl mit Menschen, die über mehr finanzielle Mittel verfügen, nicht mithalten zu können. Moralische Unterstützung erhält die Interviewte zwar von Freunden, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, aber sich mit finanziell deutlich Bessergestellten zu treffen, fällt Jennifer schwer.

> To try to hang out with somebody who has more money than I do, is really hard. And it sucks, like, you can't go out, you can't spend money, you can't do anything. So, I don't. I mean, I don't have any, I don't really have friends who have money because, or like real money, because we can't do anything.

Jennifer spricht Aktivitäten an, für die sie nicht ausreichend Mittel zur Verfügung hat und vergleicht sich mit wohlhabenderen Menschen an ihrem Wohnort, die ihr vor allem in ihrer vorherigen Tätigkeit als Köchin begegnet sind:

> Working here, especially when I was working as a chef as a caterer. I've done weddings and stuff like that. You meet people who have money in this city. And they live in a completely different world. They can go out all the time, they never have to worry about groceries and clothing or cars or public transportation. There is a class of people in the city who don't have these financial worries. They always have a roof over their head, their bills are always paid.

Durch die fundamental voneinander abweichenden Lebensumstände ist es für Jennifer kaum vorstellbar Freundschaften mit reicheren Personen zu knüpfen:

> I don't have a lot in common with those kinds of people [lacht]. Maybe it is circumstance, maybe it's just coincidence, but I really think a lot of it has to do with the fact when you are very poor, and it's not common to have rich friends or even like well-off friends, it's just a different world, they do things differently than we do. So yeah, it's like the difference between me working here and the people who get paid to work here.

Ihren Berufsweg als Köchin hat Jennifer mittlerweile aufgegeben. Die Interviewpartnerin ist nun als studentische Hilfskraft an der Universität angestellt. Aber auch in diesem Umfeld stellt Jennifer enorme Unterschiede im finanziellen Status und den Lebenswelten fest:

> The folks who work for the university I consider them to be people who have money. They make pretty good amounts. Much more than I'll ever have, so when I work here, I got to kind of dress the part. But the difference between when I leave here, I have to hop on the city bus and go home and make rice for dinner, and when my employers leave here, they got to drive home to their condo in the city and go out for happy hours. So, it is sort of like the difference can be pretty startling.

Anne aus Deutschland erzählt, dass sie in Hinblick auf ihre Arbeitslosigkeit zwar keine negativen Erfahrungen gemacht hat, aber in Antizipation möglicher Missachtungserfahrungen, Menschen aus dem Weg geht:

> Ich habe nie mal eine schlechte Erfahrung gemacht, bin dem aber trotzdem ausgewichen, weil ich Angst hatte, da kommt was Schlechtes, weil ich bin davon ausgegangen, dass Leute irgendwie doof reagieren oder so. Ist mir einfach nicht passiert, ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich mal rechtfertigen musste oder sagen musste, ja ich arbeite nicht, gab es nicht. Hat vielleicht doch gar nicht interessiert. Ich glaube, das war nur im Kopf, es war nur im Kopf, also, dass ich mir gedacht habe, dass es entweder Menschen interessiert, oder die finden das ganz schlimm.

Anne betrachtet ihre Erwerbslosigkeit als Makel, da sie fürchtet, sich vor anderen rechtfertigen zu müssen und somit auf Ablehnung stoßen könne. Mit Blick auf E. Goffmans Thesen zu Stigmata (1967, S. 23 f.) weicht Anne Situationen „gemischte[r] Kontakte" aus, weil sie sich unsicher ist, was die „Normalen", das heißt in diesem Fall die Erwerbstätigen, „wirklich" denken.

Sighard Neckel (1991, S. 134) erläutert, dass Scham nicht ausschließlich oder überhaupt durch ein individuelles Gefühl des Zurückbleibens hinter „Idealnormen", sondern auch durch die Angst einer öffentlichen Bloßstellung entstehen kann. So lassen sich in den geführten Interviews kaum Anzeichen für Selbstverurteilungen, als vielmehr Furcht vor einem „peinlichen Zwischenfall" (E. Goffman 1967, S. 97) finden. Annes abschließender Satz: „Ich habe mich gefühlt, dass ich die einzige bin, der es so geht, es war bestimmt gar nicht so", kann als ein erneuter Hinweis auf die Individualisierung von Erwerbslosigkeit gelesen werden. Erwerbslose begreifen ihre Lage nicht mehr als eine kollektive Erfahrung, die eine gemeinsame Bewältigung möglich machen ließe, sondern sind zur Überwindung der Arbeitslosigkeit nur auf sich allein gestellt (vgl. Beck 1986, S. 131 f., 144). Annes Einsamkeitsgefühle, die ohnehin schon durch die Vermeidung sozialer Kontakte bestimmt sind, intensivieren sich somit: „Ich

selber habe mich ganz schön abgekapselt […] Das heißt, was soziale Kontakte angeht, ist das ziemlich eingeschlafen. In der Zeit hatte ich einfach keinen Bock drauf“.

Rhea aus den USA hat ebenfalls keine direkten Missachtungserfahrungen gemacht, sondern wird von ihren FreundInnen und ehemaligen ArbeitskollegInnen ausnahmslos moralisch unterstützt. Dennoch fühlt sie sich bei Treffen in diesem sozialen Umfeld erst wieder nach einiger Zeit wohl:

> Actually, everyone was wonderful, and friends and colleagues wanted to get together right after. Let’s go for lunch, let’s have dinner. But I didn’t want to socialize in those circles for the first couple of months, because I felt uncomfortable. But now, I’m ok.

Als hauptsächlichen Grund für die Verringerung ihres Unbehagens gibt die Gesprächspartnerin die moralische Unterstützung ihre Freunde an, die nicht ihren derzeitigen Status erwerbslos zu sein, sondern ihrer Leistungen im Job herausstellen: „And a lot of that was because everybody made me feel so good […] I have many friends. Many friends were so positive to me about the job that I had done in all of those years.“

Einschränkungen sozialer Beziehungen ergeben sich bei Erwerbslosigkeit auch durch den Verlust von Kontakten zu Arbeitskollegen sowie zur Kundschaft, wie Andrej schildert:

> Und das ist für mich zumindest etwas sehr, sehr Wichtiges. In der Zeit einer Arbeitslosigkeit ist man ein wenig isoliert. Was fehlt, ist so tatsächlich dieses tägliche Feedback. Das tägliche Feedback, hey, wie geht's dir, wie war dein Wochenende, und so weiter und sofort. Dass du das Ganze schon mal äußern kannst, dass du siehst, dieser tägliche Austausch mit Kollegen, dass er dann plötzlich wegfällt der tägliche Austausch mit Kollegen oder mit anderen Leuten als auch mit Kunden.

Eine Verringerung der Beziehungen zu ArbeitskollegInnen nennen InterviewteilnehmerInnen allerdings nur selten explizit. Da Arbeitskontakte nur bedingt auf freien Entscheidungen beruhen und meist durch die Arbeitgeber vorgegeben sind, werden diese Beziehungen allgemein als oberflächlicher bewertet, auch wenn sie für die Gesundheit, Zufriedenheit und Karriereaussichten des Einzelnen bedeutsame Einflussfaktoren sind (vgl. Argyle und Henderson 1986, S. 300 f.). Bestehen bei den GesprächspartnerInnen freundschaftliche Beziehungen zu den ehemaligen ArbeitskollegInnen, werden diese in der Regel auch nicht abgebrochen.

6.2 Soziale Netzwerke in den USA und Deutschland

Obgleich alle TeilnehmerInnen auf soziale Beziehungen für hilfreiche Unterstützung zurückgreifen können, stellen zumeist Personen aus dem engeren sozialen Umfeld, LebenspartnerInnen und Eltern, entscheidende Ressourcen für Unterstützung dar. TeilnehmerInnen aus Deutschland schildern häufiger von diesbezüglich belastenden Aspekten. Neben in beiden Gesellschaften von Erwerbslosigkeit Betroffenen, die vorwiegend aus Angst vor Stigmatisierung soziale Kontakte einschränken, berichten auch NiedriglohnbezieherInnen aus den USA wegen grundlegend abweichender Lebensumstände von begrenzten sozialen Netzwerken (vgl. auch Kap. 7.3.1).

Laut Diewald (1991, S. 38) sind informelle soziale Beziehungen heutzutage besonders wichtig, um vor relativer und weniger vor absoluter Armut zu schützen. Denn wohlfahrtsstaatliche Hilfe ist an die Stelle informeller Unterstützung getreten, um die Befriedigung physiologischer Grundbedürfnisse sicherzustellen. Das kann mit Blick auf die in Deutschland geführten Interviews bestätigt werden. Ohne Unterstützung aus dem näheren sozialen Umfeld und wegen nicht ausreichender staatlicher Absicherung besteht für GesprächspartnerInnen aus den Vereinigten Staaten allerdings die Gefahr, die absolute Armutsgrenze zu unterschreiten (vgl. Kap 7.1).

Nach Höllinger (1989) hat die Herkunftsfamilie in den Vereinigten Staaten eine geringere Bedeutung als in Europa bzw. Deutschland. Der Autor erklärt dies mit Blick auf die USA einerseits durch den Bruch mit Traditionen und dem Zurücklassen von Teilen der Herkunftsfamilien durch Emigration. Andererseits spielt die geografische Größe des Landes eine Rolle, wodurch sich die Organisation von Treffen mit der Verwandtschaft schwieriger gestaltet. Darüber hinaus führt Höllinger diese räumliche Distanzierung auch auf den in den Vereinigten Staaten individualisierteren Lebensstil zurück, weshalb sich dort überwiegend auf die Kleinfamilie konzentriert wird.

Die Bedeutung regionaler Identitäten ist hingegen in Europa größer, sodass auch die Verwurzelung mit den Herkunftsfamilien größer ausfällt.[43] Bei Freundeskontakten zeigt sich ein gegensätzliches Bild. US-AmerikanerInnnen geben eine deutlich höhere Anzahl von Freunden an, wobei darauf hinzuweisen ist, dass der Begriff in den USA weiter gefasst wird und auch losere soziale Beziehungen einbezieht.

[43] Die größten Abweichungen hinsichtlich der Bedeutung der Herkunftsfamilien ergeben sich zwischen Australien sowie den USA, den Ländern der *Neuen Welt*, und Italien. Das Sampling der Studie (Höllinger 1989) umfasst zudem Großbritannien, Deutschland, Österreich und Ungarn.

Soziale Netzwerke sind in den Vereinigten Staaten laut Bruckner, Knaup und Müller (1993) heterogener und größer als in Deutschland. Auf eine insgesamt größere Verbreitung sozialer Isolation deutet der Umstand hin, dass Deutsche häufiger angeben, gar keine Freunde oder Personen zur Unterstützung zu haben. In beiden Gesellschaften leben neben Mitgliedern der Kernfamilien zumeist nur wenige weitere Verwandte im Haushalt. Single-Haushalte sind in etwa gleich verbreitet. Während das gesamte soziale Netzwerk von Menschen in den USA mehr Personen umfasst, ist den AutorInnen zufolge das Unterstützungspotenzial innerhalb eines Haushaltes ähnlich ausgeprägt wie in Deutschland.

Die Studie von Fernandez und Harris (1992) befasst sich mit der Anfälligkeit für soziale Isolation von erwerbslosen Armen, erwerbstätigen Armen (Working Poor) und nicht-Armen in US-amerikanischen Regionen, in denen Armut verbreitet ist. Die Forscher untersuchten bei den Angehörigen der jeweiligen Gruppe die Größe des zur Verfügung stehenden informellen Netzwerks und dessen soziale Zusammensetzung entlang der Rollenkategorien LebenspartnerInnen, Freunde und Verwandtschaft sowie der Art der Kontakte hinsichtlich des Erwerbs- und Bildungsstatus. Die Autoren kommen zu dem Ergebnis, dass sowohl erwerbslose Arme als auch Working Poor in kleinere soziale Netzwerke als Nicht-Arme eingebunden sind. In Hinblick auf die Tiefe der Netzwerke konstatieren Fernandez und Harris, dass besonders erwerbslose Arme oftmals nur auf lose, weniger vertrauensvolle Bekanntschaften für soziale Unterstützung zurückgreifen können. Erwerbslose Arme haben deutlich seltener LebenspartnerInnen an ihrer Seite. In diesem Punkt unterscheiden sich Working Poor kaum von Nicht-Armen. Die Untersuchung deckt außerdem auf, dass Frauen in prekären Lagen verstärkt von sozialer Isolation betroffen sein können. Ähnliche Studien sind in Deutschland bisher nicht erstellt worden (vgl. Kronauer 2010a, S. 165) und empirische Forschungen zu sozialen Netzwerken und internationale Vergleiche über soziale Beziehungen in Armutslagen generell selten (vgl. Diewald und Lüdicke 2007, S. 15; Böhnke 2007, S. 235).

7 Materielle Teilhabe

Da in den westlichen Industriestaaten ein bedeutender Anteil der Einkünfte eines jeden auf staatlichen Transferleistungen basiert und die Einkommenshöhe in nicht geringem Maße an sozialstaatliche Bestimmungen geknüpft ist, ordnet Kronauer (2010a, S. 146) materielle Lebenslagen dem Modus der Partizipation zu. Materielle Teilhabe steht somit in einem grundlegenden Zusammenhang mit den von Marshall (1992) formulierten Staatsbürgerrechten. Denn lediglich von Marktprozessen abhängige Einkommen könnten ein angemessenes Existenzniveau für einen Großteil der Bevölkerung nicht gewährleisten. Im Unterschied zu einer einzigen ökonomischen Dimension verweist die Aufteilung Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung und materielle Teilhabe in Hinblick auf Inklusion ferner auf Gegensätze in diesen Lebenslagen. So sind einige GesprächspartnerInnen erwerbslos, aber finanziell dennoch abgesichert. Umgekehrt fällt das Einkommen mancher teilnehmender NiedriglohnbezieherInnen unter die Armutsgrenze.

In den westlichen Industrieländern ist das Existenzminimum vorrangig eine normativ gesetzte Grenze, die auf einem gesellschaftlich anerkannten Lebensstandard gründet. Peter Townsend (1979), der eine der einflussreichsten Studien zu relativer Deprivation vorgelegt hat (vgl. Kronauer 2010a, S. 35), definiert Armut folgendermaßen:

> Individuals, families and groups in the population can be said to be in poverty when they lack the resources to obtain the types of diet, participate in the activities and have the living conditions and amenities which are customary, or are at least widely encouraged or approved, in the societies to which they belong. (Townsend 1979, S. 31).

Nicht physisches Überleben, sondern Ausschluss von Möglichkeiten der Teilhabe stehen bei den Betroffenen im Mittelpunkt: „Their resources are so seriously below those commanded by the average individual or family that they are, in effect, excluded from ordinary living patterns, customs and activities." (ebd.) Bei Armut handelt es sich demnach um ein gesellschaftliches Verhältnis (vgl. Kronauer 2010a, S. 167), bei dem Menschen unter einer gewissen Einkommensschwelle nicht mehr mit anderen mithalten können (vgl. ebd., S. 202; Sen 2000, S. 94; Böhnke und Delhey 2013, S. 521 f.).

Relative Armutsdefinitionen haben keine feststehenden Grenzen, da sich gesellschaftliche Bedürfnisse und Ansprüche im stetigen Wandel befinden[44] – auch wenn sich Gesellschaftsstrukturen und -bedingungen in der Regel nicht innerhalb weniger Jahre ändern (vgl. Townsend 1979, S. 17, 31). Dadurch können sich aber in quantitativen Untersuchungen Schwierigkeiten bei der Operationalisierung ergeben. Komplex angelegte Umfragen sollten daher die Bevölkerung „als Experten in eigener Sache" betrachten, die den eigenen Lebensstandard als auch die Schwelle des Existenzminimums selbst bestimmen (Kronauer 2010a, S. 168). Da Individuen in den westlichen Industriestaaten auch immer als Mitglieder moderner Markt-, Konsum- und Mediengesellschaften gelten, sind übereinstimmende Bewertungen zu einem angemessenen Lebensstandard und dessen Unterschreitung wahrscheinlich (vgl. Groh-Samberg 2009, S. 59 f.). Die Erfahrung „nicht mehr mithalten zu können" basiert insofern aus dem Vergleich mit anderen Gesellschaftsmitgliedern (Kronauer 2010a, S. 169).

Die Kategorisierung erfolgt erstens anhand der Aussagen der InterviewteilnehmerInnen zum Umgang mit dem zur Verfügung stehenden Einkommen in der Kategorie *Auskommen*. Zweitens zeigen sich beim Umgang mit Anerkennung und Missachtung in Abhängigkeit von materiellen Einkünften Überschneidungen zu Verhaltensweisen und Erfahrungen, die auch in der Kategorie *Umgang mit Stigmatisierung* (vgl. Kap. 5.7) thematisiert worden sind, sich in einer geringeren Fallzahl und anderer Schwerpunktsetzung aber unterscheiden.

7.1 Auskommen

Auch materielle Teilhabe ist zentral für gesellschaftliche Inklusion, da prinzipiell jeder Mensch konsumieren muss, um seine physische Existenz zu sichern (vgl. Voswinkel 2013, S. 122). Auf Dauer kann eine stabile Ordnung einer Gesellschaft nur aufrechterhalten werden, wenn sie ihren Mitgliedern eine angemessene Befriedigung der Grundbedürfnisse ermöglicht (vgl. ebd., S. 122 f.). Durch die in einer modernen Industriegesellschaft weitestgehenden Trennung von Produktion und Konsumption ist derweil fast ausnahmslos jeder Mensch darauf angewiesen, zahlungsfähiger Konsument zu sein, um über den Markt entsprechende Güter für die Bestreitung seines Lebensunterhalts zu erwerben (vgl. ebd., S. 123).

[44] Townsend (1979, S. 32, 38) und Rainwater (1992, S. 196 f.) kritisieren deshalb, die sich oft auf nicht aktualisierten, sondern absoluten (amtlichen) Armutsgrenzen beziehende US-amerikanische Forschung. Die Armutsgrenze liegt in den USA 2020 für eine alleinstehende Person unter 65 Jahre bei 12.760 US-Dollar (vgl. Federal Register). Nach offiziellen Angaben der Europäischen Union gelten Personen als armutsgefährdet, deren Einkünfte weniger als 60 Prozent des nationalen medianen verfügbaren Äquivalenzeinkommens betragen (vgl. Eurostat 2020).

Im ersten Typus werden Aussagen der GesprächspartnerInnen eingeordnet, die sich größtenteils mit dem Arrangieren mit den vorhandenen finanziellen Mitteln befassen. Überwiegend stehen aber eindeutige Einschränkungen des Lebensstandards unterschiedlichen Ausmaßes im zweiten Typus im Vordergrund. Innerhalb beider Typen nennen Interviewte vielfältige Strategien, um die finanziellen Spielräume zu erhöhen.

7.1.1 Arrangieren mit den Einkünften trotz Einschränkungen

[…] because we are so careful now, I'm not feeling the impact of not working as much as I would have if I did not change my lifestyle.
(Rhea)

Den Aussagen dieses Typs zufolge, gelingt es InterviewteilnehmerInnen, mit den Einkünften ohne zu große Schwierigkeiten zurechtzukommen. Bei allen GesprächspartnerInnen sind dennoch Umstellungen im Verhalten nötig. Entscheidende Gründe für das Arrangieren mit der Lage sind finanzielle Unterstützung durch das nähere soziale Umfeld und Strategien, um den finanziellen Spielraum zu vergrößern. Das Spektrum von Anpassungsmaßnamen dieses Typs reicht von einer niedrigen Notwendigkeit die Lebensweise umzustellen, weil finanzielle Absicherungen durch private Netzwerke vorhanden sind, über eine Prioritätensetzung bestimmter Güter, bis zur positiven Umdeutung eines bescheideneren Lebensstils. Vier der sechs von Erwerbslosigkeit betroffenen TeilnehmerInnen in den USA können sich mit ihren Einkünften arrangieren, weil die GesprächspartnerInnen in private Unterstützungsnetzwerke eingebunden sind. Im Gegensatz dazu beziehen die zwei dem Typus zugeordneten Betroffenen von Erwerbslosigkeit in Deutschland ihren Lebensunterhalt hauptsächlich aus staatlichen Transfers. Nur eine der fünf NiedriglohnbezieherInnen aus den USA berichtet davon, den Lebensunterhalt ohne größere Schwierigkeiten bestreiten zu können – in Deutschland sind es drei GesprächspartnerInnen.

Tabelle 21: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Arrangieren mit den Einkünften trotz Einschränkungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	4 von 6	2 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	3 von 5
Gesamt	5 von 11	5 von 11

Gesprächspartner Rob aus den USA kann aus einem Buchprojekt bislang keine Einkünfte erwirtschaften, auch die Aussichten darauf sind unsicher: „Right now, I don't. When we actually publish the book, and it begins to be distributed, and sold into bookstores. Then, we'll start receiving some rations for it, but, you know, that could take a couple of years." Die finanzielle Absicherung durch den Verkauf seines Gewerbes ist daher die Grundlage von Robs Entscheidung, sich einem persönlichen Projekt zu widmen: „That company had debts and things like that had need to be paid off. But I was able to do that, and still have money left over. So, no, I would say that it was not a huge problem which is, I think, unusual." Rob weist auf die vergleichsweise privilegierte Position trotz seiner Erwerbslosigkeit hin, weshalb er dieses Ziel überhaupt verfolgen kann.

Rhea muss durch ihre Erwerbslosigkeit zwar Einschränkungen in ihrer Lebensweise hinnehmen: „My salary paid for all of the fun extra things, and my husband paid for all the bills [lacht]." Mit der Zuordnung des weiterhin verfügbaren Einkommens ihres Ehepartners für essenzielle und ihres für darüber hinaus gehende Güter macht Rhea aber deutlich, dass die Bestreitung des Lebensunterhaltes nicht gefährdet ist. Die Interviewte führt weiter aus, wie sie sich als noch erwerbstätig materielle Konsumwünsche erfüllen konnte, ohne dabei die Kosten besonders abwägen zu müssen:

> My husband and I, we used to be able to do pretty much whatever we would like to do. If we wanted to pick up and go away for three or four days, I had vacation accumulated. We could just go ahead, and give board notice to my boss, and take a trip. If we saw something that we wanted to get at the store whether it was a hundred or eight hundred dollars, we were able to go ahead.

Durch den Jobverlust ist Rhea gezwungen, ihr Verhalten an die geringeren finanziellen Mittel anzupassen:

> So, since I've lost my job which is about five and a half months ago, we had some trips that we had already booked, and they were paid for. So, we're still going on those, but I don't shop like the way that I used to. We don't spend money the way that we did. We just watch more carefully than we did before. We used to go out for dinner every Saturday night and spent … we just go wherever we wanted. We still go out Saturday nights, but we don't go to fancy places anymore. Hair and things that women like to do, hair and nails, I do that half the amount that I did before. So, we've cut back a lot just so that we don't feel the impact as much.

In den Einschränkungen erkennt Rhea vorteilhafte Aspekte, weil sie eine bewusste Relevanzsetzung vornehmen kann:

> I know what I lost, you know, how much money I lost monthly and what I was spending. So, I actually feel that because we are so careful now, I'm not feeling the impact of not working as much as I would have if I did not change my lifestyle. So, we are just being very careful and it's not … If I continue to do the things that I was

> doing before, and I would go to the store and buy a nice parka, and shoes, and all that, I would feel it, but I don't need any of that now. In fact, when I lost my job, and I had gone shopping a month before, and bought more clothes, and shoes, and different items for work. And when I lost my job in the first few weeks, I went back to the stores with my receipts and returned everything. So, because I felt that I shouldn't have all that, because I didn't need it now […] it was ok. I wasn't sad. I felt that I needed to make a good decision, and if I wasn't working right now, certain things that I bought I really didn't need them. I saw some shoes, and they were a good price. Oh, I could use these in a few months, and items of clothing that I just thought they were nice. They were not necessities. So, when I brought them back, I actually felt better. I thought then, I made better a decision.

Rheas Verkauf von Kleidung und Möbelstücken ist deshalb weniger eine Strategie, um das Haushaltseinkommen zu erhöhen, sondern drückt vielmehr den Willen der Gesprächspartnerin aus, sich auf nun notwendige Güter zu konzentrieren:

> We have something else here called consignment shops, and you can bring in clothing and furniture, and they sell it, and you get half of what they get for it, and I have done that all through the years. That is a very common thing that people will do, and about two months after I lost my job, I went through all of my clothing and my things that I wasn't using and hadn't used in years, and made a pile, and brought them to different stores. And, I didn't make a lot of money, but I did get a little money for things that I wasn't using, and I didn't need to do that, but I felt that every little bit would help. And that was not a bad feeling. That was a good feeling.

Rhea muss konkrete Einschränkungen aufgrund des Einkommensverlustes hinnehmen. Dennoch spricht die insgesamt zufriedenstellende Bewertung ihrer finanziellen Situation für einen Lebensstandard, der auf einem für die Gesprächspartnerin angemessenen Niveau bleibt. Das wiederholte „now" zeigt dabei, dass die Interviewpartnerin von einer temporären und nicht dauerhaften Situation ausgeht. So kann durch die Aussicht auf ein Ende der Erwerbslosigkeit deren Bewältigung erleichtert werden (vgl. Mohr und Richter 2008, S. 27). Bedeutende Einschränkungen verhindert Rhea allerdings nur mithilfe der finanziellen Unterstützung ihres Ehepartners. Die Leistungen der Arbeitslosenversicherung reichen dafür nicht aus:

> It gives me money, but it's not it enough to live on. And, if I did not have my husband who has a full-time job and good career, that would change everything. I don't know what I would do, because if I did not have my husband, I could not keep my house, my car, everything that we have, I could not do. So, that would put a different spin on it. Also, that if somebody is in my position and single without a second income, it would be impossible […] But the only thing like that I mentioned I cut back on was extra material things. I'm just being very careful that it has not had … The impact could have been a lot worse if I didn't realize it that we needed to change our lifestyle a little bit. But changing our lifestyle wasn't a bad thing. It just made us realized that you have to be just a little bit more careful.

Mariana, Arbeitslosengeld-II-Empfängerin aus Deutschland, investiert Teile ihrer Einkünfte für Treffen, um Kontakte für ihr im Rahmen einer *Aufstocker*-Tätigkeit angemeldetes Gewerbe und ihre Social Media Präsenz zu knüpfen:

> Mittlerweile sind das so viele Leute, die ich kennengelernt habe tatsächlich über Instagram oder Social Media, die dann auch immer mit mir Kaffee und Kuchen trinken und essen wollen und dafür geht mein Geld, mein Erspartes tatsächlich raus […] Ich hatte relativ viel Bargeld zu Hause in einem Umschlag […] und dieser Umschlag war vor Kurzem leer und ich war schockiert und ich dachte so, krass, weil ich immer wieder rein, immer wieder ran, fünfzig Euro und die gehen so weg. Kaffee und Kuchen am nächsten Tag, Abendessen oder so, ich will mich aber auch mit Leuten verabreden und das gehört leider einfach dazu.[45]

Darüber hinaus kann Mariana trotz geringer Arbeitslosengeld-II-Einkünfte ihren Lebensstandard durch Verkäufe auf Online-Plattformen aufrechterhalten:

> Aber ich bin auch tatsächlich in den letzten Wochen damit beschäftigt, Sachen zu verkaufen. Da bin ich ziemlich gut drin, über eBay-Kleinanzeigen Sachen zu verkaufen. Habe ich natürlich wieder das Geld drinnen für Kaffee […] Ich komme wirklich super mit den 830 Euro zurecht […]

Mariana erfährt keine weitere finanzielle Unterstützung oder Absicherung und orientiert sich stattdessen an sich größerer Beliebtheit erfreuenden alternativen Lebensstilen bzw. Konsumverhaltensweisen (vgl. Klug 2018, Grühbaum 2019):

> Ich bin aber momentan sowieso praktischerweise auf einem Minimalisten-Trip. Ich habe mir eine Doku angeguckt bei Netflix, die hieß ›minimalism‹. So eine amerikanische Doku, wo zwei Typen durchs Land ziehen, und vom Minimalismus leben, reden und dass sie mit ein paar Sachen im Rucksack zehn Monate zurechtkommen und auch ihre Wohnung komplett minimalisiert haben. Und die Frau, die so ein Projekt gestaltet hat, hat 33 Sachen in drei Monaten getragen. Das war eine normale Großstädterin, die sich fast wöchentlich neue Zara-Klamotten kauft, das bin auch nicht ich.

Ziel einer minimalistischen Lebensweise ist laut Etzioni (1998, S. 620) die Lebenszufriedenheit zu steigern, indem der Konsum materieller Güter freiwillig reduziert wird. Anstatt Probleme bei der Befriedigung ihrer Bedürfnisse wahrzunehmen, kann Mariana ihre Lage durch ein Ausrichten an einen alternativen Lebensstil umdeuten und gleichzeitig als ökonomische Strategie einsetzen. Dabei spiegelt sich Marianas Präferenz für postmaterielle Werte wider, da sie materiellen Gütern eine geringere Bedeutung zuspricht (vgl. Klug 2018, S. 29). Darüber

[45] Mariana deutet hiermit außerdem den Aspekt der Entgrenzung von Arbeit an, bei der die Arbeits- mit der Alltagssphäre zunehmend verschwimmt (Voß 1998, S. 479; Jurczyk und Voß 2000). Denn die neuen Bekanntschaften, die die Interviewte durch ihr Gewerbe macht, sind einerseits Freunde, andererseits auch eine Notwendigkeit, um ein Netzwerk für ihre beruflichen Tätigkeiten aufzubauen: „Also seitdem ich dieses Hummus mache, ist es schon so, dass ich komplett neue Leute kennenlerne und die aktuellen Leute, mit denen ich so abhängen, sind tatsächlich Instagram – also ich habe Freunde durch Instagram kennengelernt, die ich jetzt auch als Freunde bezeichnen würde."

hinaus wendet Mariana verschiedene Methoden an, um ihre Ausgaben zu senken. Mit Verweis auf ihr Outfit beim Interview erklärt die Gesprächspartnerin:

> Das ist vom Tauschmarkt, ich gehe zu Tauschmärkten, Kleiderkreisel bin ich auch angemeldet und verkaufe tatsächlich auch, aber ich kaufe da nicht, ich tausche auch wirklich. Die Partys[46], du gehst dahin, schmeißt deine Sachen auf den Tisch und nimmst mit, was du haben willst, egal wie viel. Alles, was liegen bleibt, wird gespendet. Sowas mache ich halt. Meine aktuellen Lieblingsklamotten bestehen aus Sachen, die ich von Kleidertausch habe.

Durch das Spenden an einen guten Zweck und den nachhaltigeren Kauf von gebrauchten Waren ist Marianas Konsum außerdem normativ aufgeladen, womit ideelle Aspekte einer postmateriellen Orientierung berührt werden (vgl. Klages und Gensicke 2006). Ferner ist eine penible Haushaltsführung eine weitere angewandte Strategie Marianas, um mit den Einkünften zurechtzukommen:

> Das habe ich schon immer gemacht, also mit Finanzen umgehen, konnte ich schon immer gut. Das habe ich von meinem Vater. Mein Vater ist Beamter, der hat schon immer ein Haushaltsbuch geführt, also richtig krass. Das habe ich auch eine Zeit lang. Momentan stockt das so ein bisschen, aber ich behalte, das ist wirklich krank, behalte jeden einzelnen Bon und habe so ein Büchlein. Das ist momentan so voll, denn die Bons, die stapeln sich, auch von Supermärkten und so.

TeilnehmerInnen aus den USA, die sich mit ihren Einkünften arrangieren können, verweisen ausnahmslos auf finanzielle Unterstützung aus privaten sozialen Beziehungen. So auch Rentnerin Betty: „Actually, I guess, I am getting by. In 2008, I think, I was fortunate to have been remembered in an uncle's will." Mit dieser unverhofften Unterstützung schafft Betty grundlegende Güter an: „And with the money he left me as a request I bought my house, no mortgage, bought my car for cash that needs to be replaced soon because … 222.000 miles. So, that is an asset for me, the house." Betty setzt das aus dem Erbe erworbene Haus auch zur privaten finanziellen Absicherung ein: „It's not liquid where I can spend it, but it's got value where I can sell if I needed to or borrow money against its value which I probably will do maybe the soon as next year." Ihre Rente liegt derweil knapp über dem US-amerikanischen Armutslevel: "So, my income is social security and about … and that's 1249 dollars a month and about three dollars in interests from the bank and that puts me I think maybe just a little under a 130 percent of poverty level." Betty führt weiter aus, dass sie trotzdem mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zurechtkommt:

> But I live not expensively. So, just because that's the way I do, I guess. I don't drink or smoke or even eat meat. That's cheaper than a lot of people. I spend a lot on

[46] Vgl. auch Grühbaum (2019) für eine soziologische Analyse von Kleidertauschpartys.

> gasoline and heat for the house in the winter. That's more expensive than I have thought. Last year it was more, so it wasn't so costly.

Die nach der Schilderung ihrer letztendlichen Zufriedenheit mit der finanziellen Situation durchaus als provozierend aufzufassende Frage, ob sie materielle Güter vermisst, verneint Betty: "I guess, maybe I am just too cheap, and I don't think it is not that I couldn't afford it, but I don't want to. I think I told you before I have no television service. No, I don't think I miss too much." Betty ist sich aber offensichtlich bewusst, dass ihr vergleichsweise niedriger Lebensstandard, ohne große Ambitionen ihre Einkünfte zu vermehren, nicht den allgemeinen, Erwartungen entspricht (vgl. Kasser und Ryan 1993, S. 410; Passas 2000, S. 19). Die Gesprächspartnerin deutet dies mit der Vermutung an, möglicherweise zu geizig zu sein. In naher Zukunft möchte Betty aber auf Reisen gehen. Das Sorgetragen um ihre Katze kann sie laut eigener Aussage aber noch zu einem gewissen Maße als Rechtfertigung für ihren bescheidenen Lebensstil vorschieben: „I have a cat. So, as long as I have her, she is kind of my excuse for not traveling. But she is 18 now. So, when she decides that's enough of her life, then I'll be able to travel." Die Interviewpartnerin plant jedoch schon eine Hypothek auf ihr Haus aufzunehmen, denn: „I got some places to go. Some are inexpensive. Like Toronto is on my list for some reason." Auch hier nennt Betty bescheidene Reiseziele, denn die Entfernung von Toronto zu ihrem Wohnort ist tendenziell gering. Die Ursachen für ihre niedrige Anspruchshaltung sieht die Gesprächspartnerin in einer früheren finanziell weitaus prekäreren Lage, durch die sie sich auf einen sparsamen Lebensstil eingestellt hat:

> I don't think I miss too much. Most of it … perhaps because it was necessary in the past when I didn't have two nickels, I guess, at one time in my life, I learned to shop at second-hand stores, thrift stores. A lot of my … the furniture of my house and my clothes are usually second hand. I seldomly buy something new.

7.1.2 Deutliche Einschränkungen des materiellen Lebensstandards

Man hat halt einfach extrem drauf geachtet, was du einkaufst. Kaufst du dir jetzt noch die Schachtel Zigaretten oder machst du es nicht? Gehst du jetzt noch das Bier trinken oder nicht? Wir reden jetzt hier von zwei oder drei Euro, die das Bier angeht. Aber war nicht mehr drin. Mir ist das schwergefallen, obwohl ich eigentlich ein sparsamer Mensch war und das immer schon vorher gewohnt war, war das trotzdem noch mal so ein kleines i-Tüpfelchen, wo du dann gucken musstest. War schon extrem, ehrlich gesagt.
(Anne)

Überwiegend als zu groß empfundene Restriktionen durch niedrige Einkünfte stehen im Vordergrund der Ausführungen des Typs *Deutliche Einschränkungen des materiellen Lebensstandards*. Mittels verschiedener Strategien versuchen die InterviewteilnehmerInnen auch hier, mit dem verfügbaren Einkommen zurechtzukommen – obgleich nur bedingt erfolgreich, da negative Beeinträchtigungen überwiegen. Deutliche Einschränkungen des Lebensstandards müssen vier der sechs von Erwerbslosigkeit Betroffenen in Deutschland hinnehmen. In den Vereinigten Staaten sind es nur zwei Betroffene, wobei die weiteren erwerbslosen TeilnehmerInnen private finanzielle Unterstützung aus dem direkten sozialen Umfeld erfahren. Zwei der fünf NiedriglohnbezieherInnen aus Deutschland respektive vier von fünf GesprächspartnerInnen mit niedrigem Einkommen aus den USA sind außerdem dem Typus zugeordnet.

Tabelle 22: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Deutliche Einschränkungen des materiellen Lebensstandards* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	2 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	4 von 5	2 von 5
Gesamt	6 von 11	6 von 11

Max aus Deutschland erzählt von Schwierigkeiten mit seinen Einkünften aus dem Arbeitslosengeld-II-Bezug einen adäquaten Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Als problematisch erweist sich die Haushaltsführung für eine Familie mit Kindern, wo unterschiedliche Interessen und Verhaltensweisen zu berücksichtigen sind. Max reflektiert einleitend seine Einstellung zum Umgang mit Geld: „Für mich, aber das liegt auch so an mir, vorherrschend war immer dieses Finanzthema. Das ist einfach so ein Tick bei mir, glaube ich, durch meine Eltern.“ Durch diesbezüglich divergierende Verhaltensweisen kommt es zu

Konflikten mit seiner Ehepartnerin, weil Max‘ Ziel, das Bankkonto nicht zu überziehen, nicht erreicht wird:

> Wenn ich sehr empfindlich darauf reagiere, wenn man mit dem Geld nicht klarkommt, […] mit dem, was man so hat, wenn man mehr ausgibt als da ist und so. Wir sind eigentlich immer so ein bisschen ins Minus gerutscht, und meine Frau ist halt komplett anders. Sie gibt dann irgendwie Sachen aus und achtet da irgendwie einfach nicht drauf, und sie hat selber auf ihrem Konto jetzt keinen Dispo. Dispo läuft voll auf mich [lacht]. Und dann habe ich immer die roten Zahlen da vor mir liegen und kriege einen halben Nervenzusammenbruch. Das war eigentlich immer so ein vorherrschendes Thema.

Max und seine Ehepartnerin verfolgen keine speziellen Strategien „in dem Sinne, dass wir jetzt irgendwie Flohmarkt-Aktionen gemacht hätten oder so was, also wir haben schon eigentlich schon immer versucht, mit dem Geld auszukommen, halt sparsam zu leben.“ Den eigenen Lebensstandard sieht der Gesprächspartner jedoch unter einem angemessenen Niveau gelegen. Max veranschaulicht dies am Kauf von Lebensmitteln:

> Haben natürlich auch immer das Billigste eingekauft an Nahrungsmitteln, was es halt irgendwie gibt. Also Bio war damals definitiv noch kein Thema. Wir haben uns jetzt aber keine Strategien und so überlegt, wie man jetzt an mehr Geld kommen könnte […] Sollte ja eigentlich, sollte überhaupt Grundvoraussetzung sein, dass man gesunde Nahrung zu sich nehmen kann. Aber das, was du dir mit dem Hartz-IV-Gehalt zu dir nimmst, ist ja nicht gesund, das ist ja nur der letzte Müll und Dreck, den du dir da kaufen kannst von der Müll-Wurst. Das ist ja ekelhaft eigentlich. Du kannst halt einfach nur dir die billigsten Sachen einfach nur leisten.

Aufgrund der geringen Einkünfte vertritt Max den Standpunkt, dass es nicht möglich ist, für eine gesunde Ernährung zu sorgen. Die von ihm in diesen Kontext erwähnten Bio-Produkte sind für seine Familie nicht erschwinglich. Max erwähnt ferner die Tatsache, dass bei niedrigen Einkünften gleichzeitig auch höhere Kosten zu tragen sind:

> Das Bescheuerte ist ja auch, wer billig kauft, kauft zweimal an Sachen, die du anschaffst. Wenn du billig kaufst, die gehen doch einfach schnell kaputt und kaufst du wieder und wieder und viele Kassettenrekorder haben wir für die Kinder schon gekauft.

Die Aussagen des Interviewpartners veranschaulichen das Konzept der „Poverty Penalty”: „The poverty penalty could be simply defined as the relatively higher cost shouldered by the poor, when compared to the non-poor, in their participation in certain markets.” (Mendoza 2011, S. 2). Max ist es nicht möglich, durch höhere Ausgaben in qualitativ hochwertigere und langlebigere Produkte zu investieren, da dies einmalig höhere Investitionen erfordert, die er nicht stemmen kann. Da Max stattdessen billigere minderwertige und weniger langlebige

Produkte kauft, sind die Kosten schlussendlich höher, weil er den Kauf häufiger vollziehen muss. Des Weiteren kann Max soziale Aktivitäten nur schwerlich finanzieren:

> Und dann waren wir natürlich auch meistens immer zu Hause, weil man es sich sowieso nicht leisten konnte, irgendwo hinzufahren und die großen Ausflüge zu machen oder so, das war ja ohnehin nicht denkbar […] Von daher aus konnten wir uns alles nicht leisten, das kann ich gar nicht aufzählen. Dann kannst du nur, du kannst eigentlich nur die Nahrungsmittel kaufen und alleine dieses Weggehen oder die Kinder in den Sportverein stecken oder so, das ist schon problematisch.

In einem konkreten Fall wägt Max scherzhaft ab, ob er seinen Kindern die Teilnahme an kulturellen Aktivitäten ermöglichen soll oder die Kosten dafür zu hoch sind, da die staatlichen Hilfen nur aus anteiligen Zuschüssen bestehen:

> Ich glaube, meine Tochter ging dann irgendwann in den Chor oder so. Dann musstest du das auch wieder beantragen. Kriegst dafür dann auch nur einen fixen Betrag und den Rest musst du dann selber blechen. Da machst du dann auch, quasi hart gesagt, ein Verlustgeschäft [lacht].

Die sarkastische Bezeichnung „Verlustgeschäft“ zeigt, dass Max nicht ernsthaft in Betracht zieht, derartige Hobbys seiner Tochter nicht zu unterstützen. Max ist sich bewusst, dass kulturelle Aktivitäten schwerlich in Geldbeträgen zu bemessen sind. Neben direkten Auswirkungen auf das Wohlbefinden der Kinder kann verminderte kulturelle Teilhabe zu einem auch von der Schule nur schwer oder nicht aufzuholenden Rückstand an kulturellem Kapital führen (vgl. Bourdieu 1982). Max beurteilt abschließend den Lebensstandard von Arbeitslosengeld-II-EmpfängerInnen und ordnet diesen unter dem Existenzminimum ein:

> Du bist halt immer nur am Blechen und dein verfügbares Einkommen wird immer weniger, je mehr du versuchst an diesem gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Du kannst dich eigentlich nur in deine vier Kellerwände verkriechen, deine JA!-Wurst essen, und jeglicher Versuch dem zu entkommen, schmälert im Endeffekt deinen, es wird immer schwieriger zu überleben, sage ich mal, so fühlte sich das für mich jedenfalls permanent an. Für mich war in der Zeit auch gar nicht daran zu denken, sich mal gescheite Boxen oder sonst was zu kaufen oder irgendwas, was man sonst gerne mal gehabt hätte. Für mich war es ein einziger Überlebenskampf eigentlich. Und so was wie jetzt Anschaffungen, daran war gar nicht groß zu denken.

Die Bezeichnung „Überlebenskampf“ mag ein sprachliches Mittel der Übertreibung sein, da sich Max in seiner Schilderung weitestgehend auf relative Deprivation bezieht, wie in der Formulierung „an diesem gesellschaftlichen Leben teilzunehmen“ und dem Beispiel sich nicht „gescheite Boxen“ leisten zu können ersichtlich wird. Zusammen mit den bildreichen Aussagen unterstreicht dies dennoch den tiefsitzenden Frust über die Lage des Interviewten.

Auch weitere Interviewausschnitte, die in diesen Typus eingeordnet werden, behandeln wiederkehrend Einschränkungen des Lebensstandards, die sich vorwiegend auf die Sozial- und Individualbedürfnisse und weniger auf physiologische Existenzbedürfnisse beziehen (vgl. Maslow 1978). Interviewte versuchen mithilfe verschiedenster, allerdings nur bedingt erfolgreicher Strategien, Einschränkungen zu minimieren.

Sven, der von Erwerbslosigkeit betroffen ist, bewertet die Abmachung seiner Wohngemeinschaft, kollektiv Konsumgüter anzuschaffen, eher kontraproduktiv:

> Ja, also eigentlich würde ich ganz gut auskommen, aber wir legen halt ziemlich viel zusammen, und haben in den letzten Monaten, halt jeden Monat eine Investition getan, also, für eine Kamera […] Und dann bin ich halt immer noch zu lax mit Cannabis halt und finanziere dann doch noch das eine oder andere.

Denn Svens Einkünfte reichen nicht den gesamten Monat, um seinen Lebensstandard auf einem konstant angemessenen Niveau zu halten:

> Das heißt jetzt, zwei Monate hat es jetzt echt nicht gereicht, also man kommt schon irgendwie aus, weil dann isst man einfach nur Nudeln oder so was, von daher ist es schon okay, obwohl jetzt schon vor Mitte des Monats kein Geld mehr auf dem Konto ist und auch so nicht. Geht schon irgendwie.

Daher muss sich Sven Gedanken um die Kosten seiner Ernährungsweise machen, kann diese aber zumindest sicherstellen – auch wenn er das zu kostspielige außer Haus Essen zugehen teilweise vermisst:

> Also was ich mir geleistet habe, zum Beispiel war, zum Döner gehen und da irgendwas essen oder so. Das vermisse ich nicht wirklich, Also manchmal würde ich schon gerne mal irgendwo essen gehen oder so, dann kann ich mir nicht oder das leiste ich mir ganz selten.

Laut Pfeiffer, Ritter und Oestreicher (2017, S. 104 f.) ist im Vergleich mit anderen Staaten der Europäischen Union gerade in Deutschland die Zahl derer besonders hoch (46,6 Prozent), die es sich nicht leisten können, mit Menschen aus dem engeren sozialen Umfeld zum Essen auszugehen. In seinen Ausführungen fügt Sven außerdem die eingeschränkte Mobilität hinzu, der er – leicht scherzhaft – aber auch positive Seiten abgewinnen kann:

> Und dann halt auch Zugfahrten, weil eine Fahrt […] kostet ja gleich drei Euro. Das heißt, man muss entweder schwarzfahren oder mit dem Rad und ich mache es halt in den meisten Fällen mit dem Rad. Ist aber gar nicht schlecht, denn dann bleibt man auch fitter [lacht].

Die GesprächspartnerInnen nennen überdies Optionen der Subsistenz, wenn zu niedrige Einkünfte die eigene Ernährungssicherheit nicht gewährleisten können. So sagt Howard: „I am a farmer. My wife and I farm the place where I grew up. I am very lucky in a way in that I had

that to fall back on". Ebenso steht Jennifer diese Option zur Verfügung: „My father is a farmer, so if I want fresh produce, I need to go his farm and get it myself." Diesbezüglich schiebt Jennifer aber eine Einschränkung hinterher und verweist erneut auf ihre eingeschränkte Mobilität (vgl. Kap. 5.1.3): „But I don't have a car, so, it's really difficult to move around." Darüberhinaus hat sich Jennifer Strategien zurechtgelegt, um mit ihrem Einkommen auszukommen: „Yeah, well, one of the things is I don't eat breakfast, so it's like a whole meal I don't have to worry about every day." Die Interviewteilnehmerin muss sich um ihre Ernährungssicherheit, das heißt um physiologische Grundbedürfnisse sorgen, die nicht am soziokulturellen, sondern absoluten Existenzminimum bemessen sind (vgl. Neumann 1995, S. 10; Hauser 2008, S. 151). Jennifer erläutert weitere Maßnahmen, um Geld einzusparen oder nicht auszugeben:

> Here on campus, I like to find out where the events are. So, I can eat lunch for free if they are like having it in about. And we also have a food pantry on campus for like students who don't have any food security. So, I do that a lot as well. Yeah, when you're making like five hundred dollars a whole month, it is very difficult to feed yourself or feed yourself well […] So, I tend to buy a lot of stuff, and make it slowly, make it last.

Ernährungssicherheit ist definiert als permanenter Zugang zu ausreichender Versorgung mit Nahrung, um ein aktives und gesundes Leben führen zu können (vgl. Drewnowski 2017, S. 17). Obwohl die Vereinigten Staaten das reichste Land der Welt sind, besteht bei 11,1 Prozent der US-amerikanischen Bevölkerung keine Ernährungssicherheit (vgl. Coleman-Jensen, et al. 2019). 2018 ist mit diesem Wert damit zum ersten Mal seit 2007 zumindest der Stand von vor der globalen Finanzkrise wieder erreicht. 2011, im Jahr des Höchststandes (seit Erfassung der Daten im Jahr 2000), konnten sich 14,9 Prozent der US-AmerikanerInnen nicht dauerhaft ausreichend mit Nahrung versorgen (vgl. ebd.). Aber auch in Deutschland, dem reichsten Staat in der Europäischen Union, wird der Anteil der Menschen, bei denen keine Ernährungssicherheit besteht, auf 7 Prozent beziffert (vgl. Pfeiffer, Ritter und Oestreicher 2017, S. 99).

Des Weiteren muss Jennifer Beeinträchtigungen bezüglich ihrer Unterkunft hinnehmen. Sie spricht damit weitere Aspekte eines unterschrittenen absoluten Existenzminimums an:

> It's very small there. I don't have a TV, I don't have cable, I don't have Internet. I only pay for my rent and my cell phone bill basically. I cut my bills back as far as possible, and I still don't have enough money for a room, and I pay my electric. But it's cold in the winter, it's hot in the summer. It's an old brick building, the only apartment on the ground floor, so it's not very safe either, because I am on the ground floor.

Strategien, um Geld zu sparen, erweisen sich auf diesem niedrigen Level als kaum wirkungsvoll oder erfordern Investitionen, die Jennifer zum jetzigen Zeitpunkt nicht tätigen kann. Daher befindet sich die Gesprächspartnerin in einer Zwickmühle:

> I can't afford to move right now because it is too expensive to move. But I am also having difficulties paying my rent for November and December because I don't have the money. I can't afford to move, and I can't afford to stay. And it's really a rough place to be, it's gonna take a lot of to kind of get through the rest of these few months. I am not looking forward to it. It's gonna be rough, it's gonna be a rough winter for sure. But yeah, so, I live in a very small place. And it's expensive. It's 750 dollars a month for a place as twice as big as this room[47] […] The rent here is outrageous.

7.2 Soziale Ungleichheit

Insgesamt sind die Aussagen in der Kategorie Auskommen zwischen TeilnehmerInnen aus den Vereinigten Staaten und Deutschland zwar annähernd gleichverteilt, dennoch sind unterschiedliche Gründe für ein Arrangieren mit der Lage und graduelle Unterschiede bei den Einschränkungen von besonderer Relevanz. Denn TeilnehmerInnen aus den Vereinigten Staaten, die auf private finanzielle Hilfen oder Absicherungen zurückgreifen können, können sich auch mit ihren Einkünften arrangieren. Wenigen GesprächspartnerInnen aus Deutschland, die lediglich staatliche Sicherungsleistungen erhalten, gelingt zumindest teilweise die Aufrechterhaltung eines angemessenen materiellen Lebensstandards.

Dem Typus *Deutliche Einschränkungen des materiellen Lebensstandards* zugeordnete Interviewte aus den USA müssen Einschnitte hinnehmen, die teilweise das absolute Existenzminimum unterschreiten und auch die physiologischen Grundbedürfnisse betreffen. Ferner ist der für einige TeilnehmerInnen versperrte Zugang zu einer Krankenversicherung zu berücksichtigen (vgl. Kap. 8.1.3), die ebenso als Grundbedürfnis einzuordnen ist (vgl. Sen 2000, S. 121). GesprächspartnerInnen aus der Bundesrepublik erleben es in diesem Typus hauptsächlich den gesellschaftlich anerkannten Lebensstandard zu unterschreiten. Aber selbst ähnliche Ausgangsbedingungen, wie sie sich bei TeilnehmerInnen aus Deutschland aufgrund standardisierter Beträge wie die des Arbeitslosengeldes II ergeben, führen zu unterschiedlichen Wahrnehmungsweisen. Diese Erkenntnis stimmt mit dem Befund überein, dass „ähnlich beobachtete Lebensbedingungen ganz unterschiedlich bewertet werden, daß Schlechtergestellte zufrieden und daß Privilegierte sehr unzufrieden sein können" (Zapf 1984, S. 20).

[47] Das Interview fand in einem höchstens 15 Quadratmeter großen Büro statt.

Betrachtet man volkswirtschaftliche Einkommenskennzahlen der untersuchten Gesellschaften, liegen 2018 die Pro-Kopf-Einkommen mit knapp 47.000 Dollar in den Vereinigten Staaten und umgerechnet 40.000 Dollar in der Bundesrepublik vergleichsweise nah beieinander (vgl. The World Bank 2020a). Die USA weisen jedoch eine ausgeprägtere soziale Einkommensungleichheit (vgl. Glatzer & Hauser 1998, S. 5 f.; Feldmann 2006, S. 121; OECD 2019d, S. 44) und eine mit 17,9 Prozent deutlich höhere Armutsquote als in Deutschland auf, wo der Wert bei 10,3 Prozent liegt (vgl. OECD 2019d, S. 43).

Zwar ist die Einkommensungleichheit seit den 1980er-Jahren in fast allen Industrieländern der Welt gewachsen (vgl. Reich 2008, S. 14), jedoch ist sie in keinem so hoch wie in den Vereinigten Staaten (vgl. ebd., S. 9; Hacker und Pierson 2010, S. 3; Doob 2019, S. 10). Hacker und Pierson (2010, S. 23, 28) konstatieren mittlerweile eine Hyperkonzentration des Einkommens beim reichsten Prozent und eine Umkehrung des Trickle-Down-Effekts, der gewöhnlich dafür sorgt, dass die höheren Einkommen der oberen Bevölkerungsschichten auch der Mehrheit zugutekommen. Dieser Effekt verkehre sich jedoch in einen gegenteiligen „Trickle-Up“ Effekt, der wiederum dafür sorge, dass die oberste Einkommensschicht auf Kosten der unteren Schichten weiteren Reichtum generieren kann. Zwischen 1980 und 2014 hat das reichste Prozent der Bevölkerung ihren Anteil am Gesamteinkommen um 12,1 Prozent, die reichsten 25 Prozent um 12,2 Prozent gesteigert, während der Anteil für die unteren 50 Prozent um 6,4 Prozent zurückging (vgl. Doob 2019, S. 9).

Der GINI-Koeffizient ist ein Maß zur Bestimmung von Einkommensungleichheit, bei dem der Wert 0 einer Gleichverteilung entspricht und beim Wert 1 eine Person das Gesamteinkommen eines Landes auf sich vereint. Während die skandinavischen Länder mit Werten von 0,28 bis 0,30 die Liste der Staaten mit der geringsten Ungleichheit anführen, haben die USA 2016 einen Wert von 0,41 (vgl. The World Bank 2020a). Damit tendiert die Ungleichverteilung der Vereinigten Staaten in Richtung der Schwellenländer Brasilien, Mexiko oder Russland, die weltweit mitunter die höchsten Ungleichheitswerte aufweisen. Eine extreme Zunahme sozialer Ungleichheit ist in den USA seit den 1980er-Jahren festzustellen (vgl. Phillips 1991). Von den 1940ern bis Anfang der 1970er-Jahre stiegen die Einkommen in den Vereinigten Staaten für Reiche und Arme gleichermaßen – inflationsbereinigt verdoppelten sie sich (vgl. Doob 2019, S. 95). Während die reichsten vierhundert Menschen 1982 ein Vermögen von 230 Millionen Dollar besaßen, sind es 2016 sechs Billiarden Dollar – inflationsbereinigt ein zehnmal höherer Wert. Die reichsten 400 Individuen besitzen zusammen ein größeres Vermögen als die untersten 61 Prozent der Bevölkerung (vgl. ebd.). Die Vereinigten Staaten haben innerhalb der OECD-Länder den drittgrößten Anteil von Menschen in Armut und den

viertgrößten Anteil von Menschen in der Oberschicht (vgl. OECD 2019d, S. 44). Lawrence R. Samuel (2014, S. 2) nennt die USA in Anbetracht der schrumpfenden Mittelschicht eine „›haves‹ vs. ›have nots‹ society" (Hervorhebung im Original).

Deutschland nimmt bei den bevölkerungsreichsten Ländern eine Position mit der geringsten Einkommensungleichheit ein (vgl. Streeck 2005, S. 114). Wie in den USA wurde bis in die 1970er-Jahre das Einkommen immer gleicher verteilt (vgl. Süß 2013, S. 29; Steuerwald 2016, S. 238). Die Ungleichheit stieg danach bis in die 1990er-Jahre moderat an. Der GINI-Index lag 1973 bei 0,24 und kletterte bis 1998 auf 0,26 (vgl. Steuerwald 2016, S. 238). 1973 verdienten die obersten 10 Prozent fast dreimal mehr als die untersten 10 Prozent, 1998 etwas mehr als dreimal so viel (vgl. ebd.). Seit Mitte der 1990er-Jahre spreizt sich jedoch auch in Deutschland die Einkommensungleichheit erheblich (vgl. Bude und Willisch 2006, S. 7; Süß 2013, S. 30). Die obersten 10 Prozent verdienten 2010 mehr als sechsmal so viel wie die untersten 10 Prozent (vgl. Steuerwald 2016, S. 238). Der GINI-Koeffizient liegt in Deutschland bei 0,32 (vgl. The World Bank 2020a).

Die Bevölkerung der USA akzeptiert ein größeres Ausmaß an sozialer Ungleichheit (F.-X. Kaufmann 2003b, S. 89, 123; Fluck und Werner 2003, S. 8; Hradil 2005, S. 254; Güntzel 2008, S. 33). Individuelle Leistung, Chancengleichheit und die Bedeutung harter Arbeit nehmen bei Werten und Einstellungen von US-AmerikanerInnen eine zentrale Rolle ein (vgl. Reich 1993, S. 11; Fluck und Werner 2003, S. 9; Doob 2019, S. 2). In den Vereinigten Staaten wird überwiegend davon ausgegangen, dass ein Aufstieg auch ohne staatliche Unterstützung oder Eingriffe grundsätzlich möglich sei (vgl. Prisching 2003, S. 6). Konträr dazu erwarten EuropäerInnen staatliche Umverteilung, um ein gewisses Maß an Gleichheit zu erreichen (vgl. Alesina und Angeletos 2005, S. 960). In europäischen Ländern herrscht die Meinung vor, dass Erfolg und Reichtum stärker von Faktoren wie zum Beispiel Zufall oder persönlichen Beziehungen abhängen: Laut der *World Values Survey* glauben 60 Prozent der US-AmerikanerInnen, dass Arme zu Reichtum kommen können, wenn sie es nur unnachgiebig genug versuchten – in Europa sind es lediglich 29 Prozent (vgl. ebd.).

Die in den USA größere Toleranz für soziale Ungleichheit lässt sich auf die Bedeutung der calvinistischen Prädestinationslehre, dem die einflussreichen puritanischen ZuwandererInnen anhingen, zurückführen (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 89). Beruflicher und materieller Erfolg des Einzelnen im Diesseits wurde als göttliche Vorsehung eines „Auserwählt sein" verstanden und soziale Ungleichheit damit legitimiert (vgl. Wegener 2005, S. 125 f.). Im Gegensatz zur Prädestinationslehre stand bei der vom lutherischen Pietismus und Katholizismus geprägten deutschen Bevölkerung gerade nicht der individuelle Erfolg im Vordergrund – einzig der

Glaube dient als Rechtfertigung des Menschen vor Gott (vgl. ebd., S. 124). Ein patrimonialer Staat hatte für seine BewohnerInnen zu sorgen, die Unterscheidung zwischen Obrigkeit und Untertanen blieb im Lutherismus aber unangetastet, weshalb sich eine starre Sozialstruktur aufrechterhielt (vgl. ebd., S. 125).

Neben zunehmender Einkommensungleichheit ist sowohl in Deutschland (vgl. Nachtwey 2017, S. 13) als auch in den Vereinigten Staaten die Einkommensmittelschicht geschrumpft (vgl. Samuel 2014, S. 1). Der Bevölkerungsanteil der Mittelschicht beträgt in Deutschland 64 Prozent, in den USA 51 Prozent. Laut OECD (2019d, S. 49) ist die Mittelschicht in der Bundesrepublik zwischen Mitte der 1980er- und Mitte der 2010er-Jahre um 5 Prozentpunkte, in den USA um 4,3 Prozentpunkte kleiner geworden. In Deutschland sind nur kleine, in den USA nur sehr kleine Einkommenszuwächse für die Mittelschicht zu verzeichnen (vgl. ebd., S. 47). Über das Einkommen hinaus sind zur Bestimmung von Mittelschichtsangehörigen weitere Kriterien zu berücksichtigen. Allerdings besteht keine allgemeine Übereinkunft über entsprechende Indikatoren (vgl. Samuel 2014, S. 2; Niehues 2018, S. 53). Die Bedeutung von über Einkommenszahlen hinausgehenden Aspekten ist jedoch unumstritten: Das „kollektive Selbstbild von Angehörigen einer Gesellschaft“ ist oft relevanter für die Einstellungen als die tatsächliche Einkommenslage (vgl. Schöneck und Ritter 2018, S. 12). Samuel (2014, S. 4) zitiert das sich vornehmlich mit Zahlen und Statistiken befassende U.S. Department of Commerce, wonach die Mittelschicht sowohl über Variablen des Einkommensniveaus als auch durch „a state of mind and aspirations” zu definieren sei. Mittelschichtsgesellschaften gelten als erstrebenswert, weil sie ein Aufstiegsversprechen bereithalten (vgl. Schöneck und Ritter 2018, S. 11 f.). Auch in Deutschland fühlen sich mehr Menschen der Mittelschicht zugehörig als bei einer Zuordnung nach Einkommensgrößen erwartbar wäre (vgl. Niehues 2018, S. 66; OECD 2019d, S. 20). Die Selbstidentifikation mit der Mittelschicht liegt in Deutschland[48] um etwa 7,5 Prozentpunkte, in den Vereinigten Staaten um etwa 9 Prozentpunkte höher als der tatsächliche Anteil der Mittelschicht an der Bevölkerung (vgl. OECD 2019d, S. 20).

[48] Während sich in den alten Bundesländern ArbeiterInnen zur Mitte zugehörig einordnen, sind die Anteile der Bevölkerung in den neuen Bundesländern, die sich zur Arbeiterschicht zählen, deutlich höher. Die damalige Arbeitergesellschaft der DDR hat demnach bis heute Auswirkungen auf die Selbsteinschätzungen und zeigt die unterschiedliche Geschichte und Leitbilder der beiden deutschen Staaten (vgl. Münkler 2010, S. 45 f.).

7.3 Umgang mit Anerkennung und Missachtung

Stephan Voswinkel (2013) betont, dass Arbeit für die Generierung von Anerkennung zentral bleibt. Auch wenn Arbeit nicht als grundlegende Quelle von Anerkennung durch Konsum ersetzt werden kann, hat sich dieser jedoch „stärker autonomisiert“ (Voswinkel 2013, S. 134). Denn auch mit geringem oder keinem Lohneinkommen ist Konsumieren möglich. Als Gründe hierfür nennt Voswinkel einen größeren Umfang von privaten und öffentlichen Transferzahlungen aller Art, niedrige Hürden zur Schuldenaufnahme auch für Geringverdienende, steigende Privatvermögen – trotz enormer sozialer Ungleichheiten – und sinkende Preise von Konsumgütern in Folge des globalisierten Wirtschaftskreislaufs. Bei nicht erfahrener Anerkennung durch Arbeit ist eine vollständige Kompensation mittels Konsums allerdings kaum vorstellbar. Denn Transferzahlungen sind meist viel zu niedrig, so dass Erwerbslose in der Regel Konsum weder als „Prestigesymbol“ nutzen noch „durch kompetentes Wahlverhalten“ beeindrucken können (ebd., S. 144).

Mit dem Konsum Bessergestellter des sozialen Umfeldes nicht mithalten zu können, kann zu sozialer Isolation führen. Da es sich bei niedrigen Einkünften um eine nicht unmittelbar sichtbare, sondern potenziell diskreditierbare Eigenschaft handelt (vgl. E. Goffman 1967, S. 56), ist vielmehr das Ziel von Betroffenen, „nicht negativ aufzufallen“ um Stigmatisierung zu vermeiden, anstatt durch Konsum nach Wertschätzung zu streben (Voswinkel 2013, S. 145). Daraus folgt außerdem, dass ein nicht über Arbeit finanziertes vollumfängliches Mithalten in der Konsumgesellschaft fast ausschließlich mit gesellschaftlich nicht anerkannten Mitteln wie Überschuldung zu erreichen ist. Da Konsum in diesen Fällen aber nicht auf dem gesellschaftlich vorherrschenden Leistungsprinzip basiert, bleibt er „normativ defizitär“, denn allein durch Konsum erhält der Mensch im Gegensatz zur Arbeit keine Dankbarkeit (ebd., S. 148).

In der Kategorie *Umgang mit Anerkennung und Missachtung* sind schließlich drei Typen gebildet worden. Im Typus *Gefühl des Nicht-Mithalten-Könnens* erzählen TeilnehmerInnen von Erfahrungen des Ausgeschlossenseins, weil die Lebensumstände sich zu stark von finanziell Bessergestellten unterscheiden. Außerdem wird der Typus *Materielle Abwertungserfahrungen* herausgearbeitet, in dem GesprächspartnerInnen von Missachtungserlebnissen erzählen. Im letzten Typus der Kategorie zeigen InterviewteilnehmerInnen alternative Anerkennungsmöglichkeiten bei niedrigen Einkünften auf.

7.3.1 Gefühl des Nicht-Mithalten-Könnens

[…] diese Menschen soll ich jetzt hier zu Hause in meine Drei-Zimmer-Klitsche einladen und meinen fünf Gläsern [lacht].
(Max)

Neben Einschränkungen konkreter Güter zur Bedürfnisbefriedigung beschreiben InterviewteilnehmerInnen das relationale Gefühl eines Nicht-Mithaltens, weil finanzielle Spielräume fehlen (vgl. Marquardsen 2012, S. 77; Kronauer 2010a, S. 167-174). Vereinzelt wenden GesprächspartnerInnen, deren Aussagen in den Typus gruppiert worden sind, „Techniken der Informationskontrolle“ (E. Goffman 1967, S. 56) an, durch die ein vermeintlicher Makel verborgen wird. Da Interviewte ihre eigenen Lebensumstände als zu sehr von finanziell Bessergestellten abweichend wahrnehmen, dominiert in sozialen Interaktionen mit diesen ein Ausschlussempfinden. Mit vier TeilnehmerInnen, drei davon aus der Gruppe des NiedriglohnempfängerInnen, sind Fälle aus den USA überrepräsentiert. In Deutschland äußert nur ein von Erwerbslosigkeit betroffener Teilnehmer in einer deutlich kürzeren Passage explizit Erfahrungen, in seinem sozialen Umfeld in finanzieller Hinsicht nicht mithalten zu können.

Tabelle 23: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Gefühl des Nicht-Mithalten-Könnens* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	1 von 6	1 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	3 von 5	0 von 5
Gesamt	4 von 11	1 von 11

Niedriglohnbezieherin Sarah aus den Vereinigten Staaten verbirgt ihre Einkommenssituation vor neu kennengelernten Menschen, während ihre Freunde von ihrer finanziellen Situation wissen:

> I don’t tell this stuff to people I meet. There must be like … Most people already know. My friends I tell them because I've been with them for three or four years. So, they know I have this situation. The people I met, I don’t go there to tell them unless you are anonymous and I’m not going to see you again. So, I don’t mind. But new people, like I’m meeting new people, I am not gonna tell them about my situation. It’s just like a little embarrassment to me. So, because of that, I don’t tell them.

Zwar ist die Höhe des Einkommens gemeinhin ein Tabuthema (vgl. Lloyd 1997; Trachtman 1999), Sarahs Aussage über eine mögliche Beschämung bei Offenlegung ihrer

Einkommenssituation zeigt jedoch die besondere Problematik niedriger Einkünfte auf. Die Interviewte verweist außerdem darauf, dass finanziell Bessergestellte in ihrer sozialen Umgebung eine durch geringes Einkommen geprägte Lage nicht nachvollziehen können. Sarah verbindet mit den stark voneinander abweichenden Lebensumständen auch das Risiko einer Abwertung, wenn sie ihre Einkommenssituation offenbaren sollte:

> Because most of the people in here, their parents go and buy everything for them. Now, of course, if I see, like, the most people I meet, their parents pay for their college, pay for their expenses. Even if they work, they still have … they don't have any loans to pay, they don't have a car payment. If they work, the money they get is just for them. They can spend it on whatever they want. If I come and tell them about my situation, they will not understand. They will think that I am less than them, and for this reason, I don't go tell them my situation.

Interviewpartnerin Jennifer, die ebenfalls einen Niedriglohn bezieht, beschreibt zunächst ihre Gefühlslage, wenn sie sich in Kreisen bewegt, wo deutlich mehr verdient wird: „When I am around folks who have way more money than me, way more privilege than me, I am extremely uncomfortable […] When I am not around them, I feel great." Jennifer nimmt sich in diesem Umfeld als teilweise ausgegrenzt wahr. Die Interviewte betont, wie Sarah zuvor, die voneinander abweichenden Lebensbedingungen:

> I often find myself not able to participate in some of the ways they talk and what their expectations about money is versus mine. You know, fifty dollars to someone in that position is nothing, and fifty dollars to me is enough to feed me for a week. So, the comprehension of what is money and how do we spend it is different.

Bei entsprechenden Zusammentreffen passt sich Jennifer zwar an ihre Umgebung an, dies stellt aber immer nur eine temporäre Strategie dar, weil die Interviewte ihre tatsächliche Lage und somit auch ihr Gefühl des Ausgeschlossenseins nicht überwinden kann:

> And I mean, I guess you could say I am pretending and I don't mind it, because sometimes it is fun, but also makes you realize that this is not your world and you don't belong here. And that happens to me every once in a while, for sure.

Da Jennifer vor ihrem Studium Köchin war, veranschaulicht sie die unterschiedlichen Lebensweisen anhand der räumlichen Trennung der Küche, wo sie sich wohler fühlt, weil dort eher ihren Lebensumständen entsprochen wird:

> Especially being in the university I get invited to a lot of fancy stuff, and I'm always like, ah, it's weird to be on this side of it and not in the kitchen cooking it. So, it's two different worlds. And, I am much more comfortable, you know, given my druthers I'd rather be in the kitchen than out with all the fancy people.

Jennifer spricht von „two different worlds", die Erving Goffmans (2005, S. 99-128) zur Analyse von sozialen Alltagsinteraktionen verwendeten Metapher der Vorder- und Hinterbühne ähneln.

Die Aufeinandertreffen mit Menschen aus ihrem neuen sozialen Umfeld, bei denen Jennifer dazuzugehören nur vorgibt, finden demnach auf der Vorderbühne statt, auf der „einige Aspekte betont, andere hingegen, die den hervorgerufenen Eindruck beeinträchtigen können, unterdrückt“ werden (ebd., S. 104). Als Gegensatz dazu kann die Küche als Hinterbühne gelten, in der die Gesprächspartnerin als Köchin gearbeitet hat und in der sie sich abseits des „fancy stuff“ und der „fancy people“ integrierter fühlt: „Hier kann sich der Darsteller entspannen; er kann die Maske fallen lassen, vom Textbuch abweichen und aus der Rolle fallen (ebd., S. 104 f.). Da Jennifer aber nicht mehr dem „Ensemble“ (ebd., S. 73-97) der Küche, sondern dem der Universität angehört, hat sie zur Hinterbühne keinen Zutritt mehr. Zwar kann potenziell jeder Ort zur Hinterbühne gemacht werden (vgl. ebd., S. 118), jedoch geht aus Jennifers Ausführungen nicht hervor, ob es weitere Ensemblemitglieder im universitären Umfeld gibt, zu denen ein größeres Vertrauensverhältnis besteht.

Max und seine Ehepartnerin sind jung Eltern geworden. Dieser Sachverhalt führt gewöhnlich dazu, in ein kleineres Netzwerk eingebunden zu sein (vgl. Andreß 1999, S. 174). Obwohl Max selbst nie direkte Missachtung erfahren hat, sind Interaktionen mit vorhandenen Kontakten durch seine Erwerbslosigkeit und das niedrige Einkommen eingeschränkt:

> In den Jahrgängen von unseren Kindern, also die Eltern quasi, die haben halt alle mit Karriere angefangen, sich ein Haus gekauft, sich ein SUV vor die Tür gestellt und dann Kinder bekommen. Das hat also nie gepasst. […] Dann kam halt hinzu einfach, diese Menschen soll ich jetzt hier zu Hause in meine Drei-Zimmer-Klitsche einladen und meinen fünf Gläsern [lacht]. Man hat sich halt selber schon dann verkrochen, was wir eigentlich noch bis heute tun. Aber an sich, wenn man das so angesprochen hat, habe ich halt wirklich nie so negative Response so jetzt wahrgenommen.

Der Interviewte nennt seinen niedrigeren finanziellen Status als Grund für die wenigen sozialen Kontakte und glaubt, nicht mithalten zu können. Max zieht sich zurück, weil er offenbar fürchtet, sein materieller Besitz könne als unzureichend wahrgenommen werden.

Das Gefühl in der Konsumgesellschaft nicht mithalten zu können, kann Betroffene dazu verleiten, Schulden aufzunehmen (vgl. Vogel 2006, S. 349; Kronauer 2010a, S. 174; Samuel 2014, S. 8; Dubofsky und McCartin 2017, S. 393). Neoliberale Deregulierungen im Finanzsystem vor allem in Form abgesenkter Kundenbonitätsniveaus bei gleichzeitiger Divergenz von Kreditbeträgen und Kreditsicherheit haben indes die Schuldenaufnahme für private Haushalte stark vereinfacht (vgl. Dickerson 2009, S. 308, 402). Im Zeitraum von 1989 bis 2007 stieg die absolute Verschuldung privater Haushalte in den USA um das Dreifache (vgl. Wildauer 2016, S. 3). Auch in Deutschland stieg die private Verschuldung allein in den 1990er-Jahren um etwa ein Viertel (vgl. Mertens 2015, S. 154), seit dem Jahr 2000 ist dieser Wert

vergleichsweise stabil und geht gemessen am Bruttoinlandsprodukt zurück (vgl. ebd., OECD 2019c).

Die steigende Schuldenlast privater Haushalte ist nicht per se negativ zu bewerten, da die Kreditaufnahme als „ein fester Bestandteil des wirtschaftlichen Handelns und ein unentbehrliches Instrument des Wirtschaftskreislaufs moderner und funktionsfähiger Volkswirtschaften“ gilt (Rau, Hoffmann und Bock 2013, S. 155). Demnach sind Finanzierungen über Kredite über einen längeren Zeitraum „durchaus gesellschaftlich erwünscht und normal“ (ebd.). Verschuldung stellt ein Problem dar, wenn die Schulden nicht mehr bedient werden können. In diesem Zusammenhang ist von Überschuldung zu sprechen (vgl. Dickerson 2009, S. 396; Rau, Hoffmann und Bock 2013, S. 155). Da eine über diese Minimaldefinition hinausgehende eindeutige Bestimmung von Überschuldung umstritten ist und sich die Operationalisierung schwierig gestaltet (D’Alessio und Iezzi 2013), sind internationale Vergleiche zum Thema selten. Nach Schätzungen der Unternehmensgruppe Creditreform (2011, S. 39) waren 2011 19,4 Prozent der Privatpersonen in den USA überschuldet. Gegenüber 2004 (12,7 Prozent) bedeutet der Wert einen Anstieg von 52,8 Prozent. Knapp 13 Millionen neu überschuldete Personen im Zeitraum von 2008 bis 2011 zeigen die Auswirkungen der US-Immobilienkrise[49], die sich zur weltweiten Finanzkrise ausweitete. Die Krise wurde durch eine Rekordzahl an KreditnehmerInnen, die ihre Hypotheken nicht bedienen konnten, und den folgenden Zwangsvollstreckungen ausgelöst (vgl. Dickerson 2009, S. 396).

Mechele Dickerson (2009, S. 408) vertritt die These eines Hypes des „American Dream of Homeownership“ der viele US-AmerikanerInnen verleitet hat, auf fragwürdige Kreditgeschäfte einzugehen. Stuart Vyse (2008) macht mit Blick auf die USA darauf aufmerksam, dass es zwar nach wie vor das Stigma zahlungsunfähig zu sein gäbe, aber hohe Schulden aufzunehmen, in zunehmender Weise die Norm sei. In Deutschland sind ähnliche Entwicklungen nicht festzustellen. 2004 waren 9,74 Prozent der Privatpersonen überschuldetet und damit geringfügig mehr als 2011, als er der Wert 9,38 Prozent betrug (vgl. Creditreform 2011 S. 4). Laut Hampden-Turner und Trompenaars (1995, S. 221) liegt die geringe Aufnahme von Schulden an einem größeren Sicherheitsbedürfnis der deutschen Bevölkerung und der folglich größeren Angst, Geldverluste hinnehmen zu müssen. Die Autoren führen dies auch auf die Erfahrungen der Entwertung des Geldes im Zuge der Hyperinflation von 1922/23 und der

[49] Hypotheken machen in den USA 80 Prozent der Verschuldung privater Haushalte aus (vgl. Wildauer 2016, S. 3). Daneben zeigt sich seit 2004 ein starker Anstieg von Studienkrediten (vgl. ebd., S. 11).

„cigarette-and-nylons economy“ der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Währungsreform 1948 zurück (Hampden-Turner und Trompenaars 1995, S. 219).

7.3.2 Materielle Abwertungserfahrungen

> *I remember staying at a coffee shop just passing time, and they were kicking me out every day after a little while. You didn't buy, you need to go. That is humiliating not be able to buy anything. It is fucking humiliating.*
> (John)

Der Typus *Materielle Abwertungserfahrungen* ist durch unterschiedliche Missachtungserlebnissen in sozialen Interaktionen vor dem Hintergrund geringerer finanzieller Mittel charakterisiert. Jeweils Aussagen von zwei NiedriglohnbezieherInnen aus den Vereingten Staaten und Deutschland werden diesem Typus zugeordnet.

Tabelle 24: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Materielle Abwertungserfahrungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	0 von 6	0 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	2 von 5	2 von 5
Gesamt	2 von 11	2 von 11

Gesprächspartner Howard aus den USA erzählt von direkten Missachtungserfahrungen, weil seine Lage aufgrund verschiedener äußere „sozialer Zeichen“ (E. Goffman 1967, S. 58) als bedürftig interpretiert worden ist:

> I've heard cracks that our place was lowering the property values in the neighborhood. We were in the open country when I was growing up. But increasing suburbanization, there are a bunch of houses up there now, and when you drive pass our place, you know, I sell cordwood in the fall. So, there is cordwood trailers and old farm tractors, my oldest one is like a 1943. It had a hard life before I got it, okay, so the tin work isn't all nice and shiny. So, there is a bunch of iron in the field, and the house, you know, didn't have a fresh coat of paint, and, you know, the vehicles in the yard where, I mean, I used to do my own mechanicing. So, in December you might find me out there freezing, you know, doing a brake job on the vehicle or had to work on the tractors.

Neben von ihm vernommenen Sprüchen über seine Farm, die die Immobilienwerte der umliegenden durch Suburbanisierung neu entstandenen Häusern verringerten, beschreibt Howard präzise ein „Bühnenbild“ (E. Goffman 2005, S. 24) alter Fahrzeuge, unrenovierter

Gebäude und einer werkstattähnlichen Umgebung, das er selbst als „the place looked like poor people or farmers lived there“ zusammenfasst. Howards Nachbarn interpretieren dies als Zeichen für Armut und dahingehend, dass er für seinen Sohn nicht ausreichend Sorge tragen könne:

> Occasionally people who live in the neighborhood, my son would be playing with their kids, and they would give him a bag of clothing, and he would bring them home. He is like six or seven years old, and we'd say: ›What's this?‹ And he said: ›Well, the so-and-so gave this to me because they said they knew we were poor.‹ Well gee, that's nice. We weren't that poor.

Obgleich sich Marianne Gronemeyer (1993, S. 171) vorrangig auf staatliche Hilfe bezieht, werden in ihren Ausführungen zu asymmetrischen Beziehungen Parallelen in Hinblick auf Abwertung und Unterordnung deutlich:

> Hilfe ist auch nicht mehr ›Hilfe in Not‹, sondern Hilfe zur Beseitigung von Defiziten. Die offenbare Bedrängnis, der Hilfeschrei dessen, der in Not ist, ist kaum mehr Anlaß der Hilfe. Hilfe ist vielmehr die unerlässliche zwingende Konsequenz einer von außen gestellten Hilfsbedürftigkeitsdiagnose. Ob jemand Hilfe braucht, entscheidet nicht mehr der Schrei, sondern der Standard der Normalität. Der Hilferufer ist seiner Autonomie als Rufer beraubt. (Hervorhebung im Original)

Die Norm der Wohltätigkeit, Menschen in Not Hilfe zukommen zu lassen (vgl. Gouldner 2005, S. 110), wird durch Howards Nachbarn konterkariert, weil sie von ihm nicht benötigt wird und an seinen Sohn gerichtet ist. Der Interviewte kann die Hilfe seiner Nachbarn somit nicht direkt ablehnen. Statt Anerkennung für seine handwerklichen Tätigkeiten zu erhalten, bewerten die Nachbarn diese vor dem Hintergrund des Erscheinungsbilds des Grundstücks als Zeichen von Armut und weisen Howards Familie durch die Bloßstellung eine unterlegene Position zu. Merton (1968, S. 199) sowie Sennett und Cobb (1973, S. 268 f.) weisen auf die Abwertung körperlicher Arbeit speziell in der US-amerikanischen Gesellschaft hin. Böhle (1989, S. 497) spricht mit Blick auf die Situation in Deutschland auf ein „auf körperliche[r] Arbeit begründetes ›Selbstbewußtsein‹“ (Hervorhebung im Original) von IndustriearbeiterInnen, das seit den 1960er-Jahren aber abnimmt. Als wichtigster Grund hierfür ist die Entwicklung zu einer Wissensgesellschaft zu nennen, in der Wissen zur „entscheidenden Produktivkraft“ geworden ist, entsprechende Bildungsqualifikationen als zentrale Statusmerkmale gelten und folglich körperliche Arbeit zunehmend abgewertet wird (Resch und Steinert 2006).

John möchte seine Tochter vor Missachtung bewahren. Daher legt der Interviewpartner besonderen Wert auf das Erscheinungsbild seines Kindes: „Now I'm pretty poor but my daughter she's always fetched, always wearing nice clothes.“ John versucht die „sozialen Informationen“ (E. Goffman 1967, S. 58), die die „persönlichen Fassade“ bzw. „Erscheinung“

(E. Goffman 2005, S. 25) seiner Tochter übermitteln, zu beeinflussen, damit sie nicht auf das Stigma von Armut verweisen.

Auch Ingo aus Deutschland, der nur geringe Einkünfte zur Verfügung hat, möchte in erster Linie seine Tochter vor Abwertungserfahrungen schützen. Der Interviewte schildert, selbst leichter auf materielle Symbole der Anerkennung verzichten zu können, da der Lebensstandard in seinem bisherigen sozialen Umfeld seinem ähnelt:

> Das hat sich erst in den letzten Jahren so entwickelt. Wir waren vorher in der Kita von der Uni. Da ging es vielen Leuten gleich. Es waren oft Studenten, teilweise Promotionsstudenten oder es gab auch Postdocs. Die haben dann natürlich ein bisschen mehr Geld da. Aber es gab viele Studenten. Da war das irgendwie Konsens, dass man einfach über den Monat nicht weiß oder dass man die gleichen Leute hier beim Aldi trifft und nicht vor der Delikatessen-Theke.

Durch einen Wechsel der Kindertagesstätte hat sich das Umfeld allerdings verändert:

> Und da sind wir halt mit neuen Leuten in Kontakt getreten, die auch teilweise nicht studiert hatten oder diese Situation so nicht kannten, dass man irgendwie studiert, Kinder, und mit wenig Geld auskommt, die dann früh eine Lehre gemacht haben. Da fällt es mir jetzt ein bisschen schwerer mittlerweile manchmal.

Ingo schildert, wie seine Tochter in dieser Umgebung nun Missachtung in Hinblick auf Statussymbole erfährt:

> Für mich selber interessiert es mich gar nicht so, aber wenn dann meine Tochter auf einem zu kleinen Fahrrad dahingefahren kommt und ja die anderen Kinder so: ›Das ist ja total das Baby-Fahrrad‹. Das ist dann halt doof, dass man da nicht einfach sagen kann, ja hier, das lassen wir uns nicht bieten, wir fahren vor zum Fahrradladen und holen dir ein größeres Fahrrad.

Da sich Ingo bestimmte Güter für seine Tochter nicht leisten kann, befürchtet er wiederum Probleme in der emotionalen Anerkennungsbeziehung zu ihr:

> Es ist jetzt nicht so, dass ich da vor Schamesröte ins Stottern komme, aber ist dann manchmal einfach schon unangenehm. So vor unserer Tochter versuchen wir das … die hat uns manchmal schon gefragt: ›Wir sind nicht arm, oder Papa?‹ Und ganz ehrlich, wenn man sich die relative Armut-Definition anschaut: Wir sind arm. Von meinen eigenen Kindern ist es mir manchmal ein bisschen unangenehm gewesen, wobei wir denen auch versuchen, alles zu ermöglichen. Aber wenn es dann zum Beispiel, meine Tochter ist fünf geworden, dann heißt, der Schwimmkurs geht los, wo alle hingehen, der kostet 120 Euro für sechs Sitzungen, da kommt man schon ins Schlucken. Ist ja manchmal auch ein bisschen blöd, das vor der eigenen Tochter zu erklären. Ich habe kein Problem, das vor anderen zu sagen, das ist aber happig, da müssen wir mal gucken, aber wenn meine Tochter das möchte – mein Sohn kann das ja noch nicht sagen, er ist anderthalb – das tut manchmal ein bisschen weh.

Ronja erzählt im Gegensatz zu Ingos und Johns Versuchen, in familiären Beziehungen Anerkennung zu vermitteln, von Missachtungserfahrungen innerhalb ihrer Familie: „Da bin ich

das schwarze Schaf. Also ich bin der Geringverdiener in der Familie, und das bringt es eigentlich auf den Punkt. Ich bin der Geringverdiener der Familie.“ Mit der anschließenden Wiederholung der Metapher als Hyperlativ hebt Ronja die Bedeutung der Missachtung hervor: „Bin das absolut schwarze Schaf.“ Ausgehend von einem von ihrer Familie als abweichend beurteilten beruflichen Weg, hat Ronja das Gefühl auch materiell nicht mithalten zu können:

> Ich habe schon von Anfang an nicht studiert, was man wollte. Und ich habe auch nicht den Beruf ergriffen, den man sich für mich gewünscht hätte. Insofern falle ich da in der Rangordnung wirklich arg ab, so was das Auto angeht, was die Wohnsituation ist und so. Generelle Freizeitaktivitäten zählen auch dazu. Also, ich gehe nicht Skifahren, ich fahre nicht auf die Bahamas, ich habe kein Ford Mustang, ich habe kein eigenes Haus.

Da die Missachtungserfahrungen innerhalb der familiären Primärbeziehungen stattfinden und damit auch gleichzeitig die Sphäre der Liebe (vgl. Honneth 1994) berühren, kann sich Ronja erst mit der Zeit von der Geringschätzung distanzieren:

> Je älter ich werde, desto besser wird das, weil ich mich da vielleicht auch besser zur Wehr setzen kann, aber früher war das immer so ein bisschen herablassend. Ich habe irgendwann gesagt, das ist mir jetzt egal, ich werde kein BWL mehr studieren – das war der ursprüngliche Plan für mich oder Jura. In meiner Familie war das irgendwie eine lange Zeit ein harter Kampf.

Direkte Missachtungserlebnisse in der Öffentlichkeit musste außerdem John erfahren:

> I remember staying at a coffee shop just passing time, and they were kicking me out every day after a little while. You didn’t buy, you need to go. That is humiliating not be able to buy anything. It is fucking humiliating.

Die Gleichbehandlung aller Konsumenten auf dem Markt sind im rechtlichen Anerkennungsmodus verankert. Es gibt ein „Recht darauf, Konsument beziehungsweise Kunde zu sein“, allerdings nur „solange Zahlungsfähigkeit gegeben ist“ (Voswinkel 2013, S. 127). Aus rechtlicher Sicht erscheint der Verweis aus dem Café daher legitim, da John kein Kunde ist.[50] Dies ist für den Gesprächspartner allerdings mit einer Degradierung verbunden, da seine geringen bis nicht vorhandenen finanziellen Mittel wiederholt offenbart werden. Besonders in der Öffentlichkeit können derartige Erlebnisse zu einer großen Beschämung führen (vgl. Neckel 1991, S. 134).

[50] Vgl. aber Wehrheim (2012, S. 51 f.) und Voswinkel (2013, S. 127 f.) zur als problematisch einzuschätzenden Entwicklung der Privatisierung öffentlicher Räume.

7.3.3 Alternative Anerkennungsmöglichkeiten

But I am kind of proud sometimes of how well I can live with not a lot of money.
(Betty)

In einer Marktgesellschaft wird primär erwartet, finanziellen Erfolg anzustreben (vgl. Passas 2000, S. 19). Nach Holtgrewe, Voswinkel und Wagner (2000, S. 13) zeichnet sich eine gelungene Identitätsbildung aber gerade nicht durch blinden Konformismus aus, sondern durch eine Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Erwartungen. Zwar ermöglicht wechselseitige Anerkennung überhaupt erst Identität (vgl. Honneth 1994, S. 148 f.), eine zu starre Orientierung an den allgemeinen gesellschaftlichen Erwartungen kann jedoch zum Verlust des für die Identitätsbildung ebenso wichtigen Eigensinns führen (vgl. Holtgrewe, Voswinkel und Wagner 2000, S. 13). Folglich sollten Menschen eine eigene Relevanzsetzung verschiedener Anerkennungsmöglichkeiten vornehmen (vgl. Wagner 2000, S. 144). Bedingung ist allerdings, dass es sich um Anerkennungsentwürfe handelt, die eine größere gesellschaftliche Reichweite haben, da das Individuum „abhängig von den Einschätzungen und Leistungen seiner sozialen Umwelt und vor allem derjenigen der sozialen Institutionen“ bleibt (A. Bosch 2010, S. 222).

In diesem Typus werden Strategien genannt, die vor dem Hintergrund niedriger Einkünfte auf Anerkennungsalternativen für materiellen Erfolg zielen. Aussagen, die in den Typus gruppiert werden, tätigen vier GesprächspartnerInnen – zwei aus den Vereinigten Staaten und zwei aus Deutschland, wobei TeilnehmerInnen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, und NiedriglohnbezieherInnen jeweils einmal repräsentiert sind.

Tabelle 25: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Alternative Anerkennungsmöglichkeiten* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	1 von 6	1 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	1 von 5
Gesamt	2 von 11	2 von 11

Rentnerin Betty aus den USA nennt spezifische Verhaltensweisen und Einstellungen, um ihre Selbstachtung aufrechtzuerhalten. Einerseits hält sie sich bezüglich ihrer geringen Einkünfte verschlossen: „Well, I don’t talk to everybody about it.“ Andererseits ist Betty stolz auf ihren sparsamen Lebensstil, durch den sie mit relativ geringen Mittel gut zurechtkommt:

> But I am kind of proud sometimes of how well I can live with not a lot of money. So, I choose to spend some of my money, I guess, and even then, it is often second hand. But I buy books, and I come to school, but even my textbook for this course I got through inter library loan. The library found it from some other school. So, I'm just borrowing the book, so I didn't have to buy it, because that textbook costs a hundred dollars, I think.

In Übereinstimmung damit berichten auch prekär arbeitende oder aus dem Arbeitsmarkt exkludierte TeilnehmerInnen aus Aida Boschs Studie über Konsum und Exklusion (2010, S. 363) vom Stolz mit geringen finanziellen Mitteln zurechtzukommen, sofern damit der eigene Lebensstandard nicht offenbart wird.

Karsten aus Deutschland schildert die Situation in seiner Wohngemeinschaft, in der er zwar geringere Einkünfte als die anderen BewohnerInnen bezieht, aber unabhängiger von der Unterstützung anderer ist: „Ich bin jetzt in einer reinen Studenten-WG, die alle Umweltmanagement studieren und alle 24 sind und alle von Mama und Papa noch Geld kriegen". Der 29-jährige Karsten erwähnt das jüngere Alter seiner studierenden Mitbewohnerinnen und anstatt von deren Eltern zu sprechen, wählt er die kindlichen Kosenamen „Mama" und „Papa". Die Aussagen des Interviewten vermitteln das Bild einer Abhängigkeitsbeziehung von jüngeren Kindern zu ihren Eltern. Der Hinweis, dass seine Mitbewohnerinnen alle das gleiche studieren und das wiederholte „alle" suggeriert zudem Konformismus. Diese Lebensumstände stehen laut Karsten in starkem Kontrast zu seiner eigenen Biografie: „Und da klatschen schon verschiedene Ansichten, was heißt Ansichten, Lebensmodelle aufeinander." Das begründet Karsten im Folgenden mit der unterschiedlichen Beurteilung von zu bewältigenden Aufgaben und Schwierigkeiten:

> Da habe ich mit einer Mitbewohnerin drüber gesprochen. Ich finde es halt manchmal sozusagen lächerlich, wenn irgendwas Wichtiges ist und jetzt keiner Zeit dafür hat […] Aus meinen Augen haben sie manchmal keine anderen Probleme im Leben als außer jetzt die Klausur, die jetzt ansteht. Das ist für mich persönlich halt lächerlich, weil ich habe auch Hausarbeiten, die ich noch nicht abgegeben habe. Und ich denke mir dann, wenn das mein einziges Problem wäre, dann wäre ich der glücklichste Mann so. Also das ist halt, die kennen das Problem nicht, wenn man nicht weiß, wie man die nächste Miete zahlen soll und eben keine Eltern hat, die das übernehmen. Und wenn du wirklich nur auf Gönner angewiesen bist und guten Freunden irgendwie – ist halt was anderes.

Mit der Beurteilung der Sorgen seiner Mitbewohnerinnen ums Studium als „lächerlich" grenzt sich Karsten schroff ab. Denn seine finanziellen Probleme, die der Interviewpartner als viel herausfordernder einschätzt, hätten die anderen Bewohner der Wohngemeinschaft nicht selbst erlebt. Karsten erhält seinerseits Anerkennung von seinen Mitbewohnerinnen: „Aber ich habe da auch schon viel Interesse wahrgenommen und Bewunderung teilweise auch, wenn man so

Lebenskünstler ist.“ In Übereinstimmung mit Selbsteinschätzungen von LebenskünstlerInnen (Kern, Stöver und da Silva-Bettner 2018), hebt auch Karsten mit der Eigenbezeichnung „Lebenskünstler“ weniger materielle Einschränkungen, sondern vielmehr eine unabhängige, individuelle und kreative Lebensgestaltung hervor. In seiner Schlussfolgerung betont Karsten seine individuell höher eingeschätzte Bewältigungskapazität:

> Für viele wäre es natürlich nichts. Ich habe ja vorhin gesagt, dass es natürlich anstrengend ist, also psychisch anstrengend ist. Vor allem also diese Ungewissheit zu haben. Das könnte, glaube ich, nicht jeder tun.

Howard aus den Vereinigten Staaten erzählt, dass ihm anstelle von finanziellem Status Auftritte als Musiker und politischer Aktivismus zu Anerkennung verhelfen. Um seine Aussagen zu unterstreichen, wechselt der Interviewte die Perspektive und berichtet von den Erfahrungen seines Sohnes, der zwar auf materieller Ebene mit seinen MitschülerInnen nicht mithalten kann, aber aufgrund seiner sportlichen Leistungen bzw. seines körperlichen Kapitals (vgl. Bourdieu 1982, S. 329, 345) Anerkennung[51] erhält:

> My brother got a job down in New York state, worked at a plant that makes cooling fans for computers or stuff, and he climbed the latter to some extent and his kids all had new clothes and when they would outgrow them, my mother would bring them up here, and I mean, I would not have bought clothes like that for my son, but the hell, I didn’t care. When I was a kid, I wasn’t a fashion plate. He wore hand-me-downs when he was growing up. And then, as he got older, and what you wore got more and more important because kids are tough. There is a lot of status seeking in the United States. Teenagers are the worst, very cliquish, kids are very judgmental. My son was somewhat outside that because he was a good athlete, and he was big for his age, he got his growth relatively earlier. So, he was able to perform well, baseball, anything he wanted to do, physically, he could do. So, that helps. If you don’t dress that great, but you can kick somebody’s ass, you can help the team win, you know. He was a fullback on the last state champion football team. The last team that ever won the state championships. Well, there is different ways of getting status in the United States. So, not having the best clothing, he was able to kind of navigate that, a little bit.

Howard empfindet Stolz, weil sein Sohn nicht nur Anerkennung durch Zurschaustellung materieller Statussymbole erfährt, denen der Gesprächspartner vorwiegend negative Effekte während der Jugendzeit zuschreibt.

Viele materiell benachteiligte Menschen nehmen „gesellschaftlichen Stigmatisierung nicht ohne Widerspruch, lediglich passiv erleidend“ hin, erläutert Aida Bosch (2010, S. 222). Eine Leugnung des Stigmas oder eine positive Umkehrung sind möglich. Ob Strategien zur Distanzierung von geringen materiellen Einkünften erfolgreich sein können, beantwortet Bosch

[51] Vgl. auch Voswinkel (1999, S. 59 f.) zum Einsatz verschiedener Kapitalarten nach Pierre Bourdieu, um Anerkennung zu erhalten.

in ihrer Studie über prekär Beschäftigte und aus dem Arbeitsmarkt ausgeschlossener Personen aber tendenziell negativ, da diese Versuche meist keinen gesellschaftlich verbreiteten Gegenentwurf darstellen. Dementsprechend werden die Betroffenen weiter nach den vorherrschenden Kriterien, wonach Armut ein Stigma ist, beurteilt.

7.4 Der sozioökonomischen Status als primäre Quelle von Anerkennung

In der Kategorie *Umgang mit Anerkennung und Missachtung* sticht hervor, dass besonders bei NiedriglohnbezieherInnen aus den USA das Gefühl des Nicht-Mithaltens-Könnens mit finanziell Bessergestellten vorherrscht. Von Missachtungserfahrungen sind sowohl NiedriglohnbezieherInnen aus den USA als auch aus Deutschland betroffen. Vereinzelt versuchen TeilnehmerInnen beider Erwerbsstatusgruppen Wege zu finden, um Anerkennung mittels anderer Kapitalformen zu generieren – den Aussagen der Interviewten zufolge teilweise erfolgreich. Als Erklärung für die in dieser Kategorie geringeren Anzahl von TeilnehmerInnen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben, kann angeführt werden, dass diese Interviewten zuvorderst mit potenzieller Missachtung aufgrund der Arbeitslosigkeit konfrontiert sind. Schließlich ist Erwerbstätigkeit essenziell, um soziale Wertschätzung zu erfahren (vgl. Newman 1999, S. 87). So erfolgt die Wahrung der Selbstachtung in erster Linie über verschiedene Formen der Distanzierung von anderen Erwerbslosen (vgl. Kap. 5.7.3). Darüber hinaus müssen einige erwerbslose TeilnehmerInnen aufgrund der Unterstützung des Umfeldes keine umfassenden finanziellen Einschränkungen hinnehmen.

Bei den kulturell geteilten Lebenszielvorstellungen, die für alle Mitglieder einer Gesellschaft gelten, werden in den Vereinigten Staaten vor allem monetäre Werte betont (vgl. Merton 1968, S. 168 f.; Neckel 2001, S. 259). Finanzieller Erfolg gilt als zentraler Kern des American Dreams (vgl. Kasser und Ryan 1993, S. 410). Negative Auswirkungen auf das subjektive Wohlbefinden sind insbesondere beim Verfehlen dieses Ziels wahrscheinlich (vgl. Nickerson, Schwarz und Kahnemann 2003). Kasser und Ryan (1993) sprechen von der „Dark Side“ des *American Dreams*. Michèle Lamont (1999, S. 62-87) stellt in ihrer vergleichenden Studie über US-AmerikanerInnen und Franzosen der oberen Mittelschicht fest, dass soziale Wertschätzung hauptsächlich über den sozioökonomischen Status gewonnen wird, kulturellen Kapital hingegen nur eine untergeordnete Rolle zukommt. Dennoch sind sozioökonomische Grenzziehungen in den Vereinigten Staaten noch bedeutsamer. Lamont (1999, S. 65) zitiert die *European Values Study*, wonach 93 Prozent der Franzosen meinen, dass es gut wäre, wenn Geld

eine geringere Bedeutung zukäme, während nur 68 Prozent der US-AmerikanerInnen dieser Aussage zustimmen. In Lamonts Studie fühlen sich die befragten französischen TeilnehmerInnen auch mit geringerem ökonomischem Kapital seltener unterlegen – in noch stärkerem Maße gilt dies für EinwohnerInnen des Kulturzentrums Paris. Franzosen messen stattdessen eher Macht und der sozialen Herkunft eine größere Bedeutung bei. Empirische Forschungsarbeiten über verschiedene Formen der Anerkennungsvermittlung sind in Deutschland bisher kaum erstellt worden (vgl. Neckel 2001, S. 248). Nach Neckel (2001) dominiert in Deutschland im Zuge eines neoliberalen Wandels seit den 1990er-Jahren vermehrt ein Streben nach ökonomischem Erfolg. Immer größere Bevölkerungsteile erzielen Einkommen weniger über Arbeit und demnach Leistung als über vorhandene Vermögenswerte, Erbschaften und Spekulation. Das Resultat ist eine Verschiebung des Leistungs- zum Erfolgsprinzip als Grundlage von sozialer Wertschätzung.

8 Politisch-Institutionelle Teilhabe

Die Bedeutung politisch-institutioneller Teilhabe für die Gesellschaftsmitglieder hebt Nobelpreisträger Amartya Sen (2000, S. 175) hervor: „Menschen leben und arbeiten in einer Welt von Institutionen. Unsere Chancen und Aussichten hängen entscheidend davon ab, welche Institutionen existieren und wie sie vorgehen.“ Durch Organisationsfreiheit, Wahlrecht, Recht auf Bildung und Schutz vor sozialen Risiken wurden in den westlichen Industrieländern immer größere Bevölkerungsteile politisch-institutionell inkludiert – wenn auch von Staat zu Staat in unterschiedlichem Maße (vgl. Kronauer 2010a, S. 175).

Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates ab dem späten 19. Jahrhundert gilt dabei als Antwort auf die durch die Industrialisierung entstandenen sozialen Problemlagen, die nicht mehr durch die Familie oder Gemeinde gelöst werden konnten (vgl. Lessenich 2008b, S. 486 f.; Saunders 2007, S. 119). Im Rahmen einer Zusammenstellung gängiger Erklärungsansätze über die Entstehung des Wohlfahrtsstaates erklärt Stephan Lessenich (2008b, S. 487), dass im Zuge „umfassender politisch-kultureller Modernisierungsprozesse wie etwa der Herausbildung einer nationalen Staatsbürgerrolle und der Rationalisierung der öffentlichen Verwaltung“ soziale Verwerfungen nicht mehr als eine Fügung des Schicksals, sondern als potenziell durch den Staat lösbar betrachtet wurden. Der Wohlfahrtsstaat diente außerdem von Beginn an zur Aufrechterhaltung und Stabilisierung der kapitalistischen Produktionsweise, da ein „gewisses Maß an sozialstaatlicher Grundierung und Rahmung […] zur Reproduktion des kapitalistischen Akkumulationszusammenhangs unverzichtbar“ ist (Lessenich 2008b, S. 487). Mit der fortschreitenden Demokratisierung, das heißt durch Einführung des allgemeinen Wahlrechts und Bildung von demokratischen Interessensvertretungen, wurde die Bevölkerung und dabei insbesondere die Arbeiterschaft für den Aufbau wohlfahrtsstaatlicher Institutionen mobilisiert. Entsprechende parteipolitische Koalitionen setzten diesen schließlich durch. Als weiteren Deutungsansatz nennt Lessenich (ebd., S. 490) institutionelle Eigenlogiken im Wohlfahrtsstaat. Der Fortbestand bzw. die Ausweitung des Wohlfahrtsstaates liegt nämlich im Eigeninteresse seiner sozialpolitischen AkteurInnen und der hauptsächlich von ihm Profitierenden.

In den westlichen Industriestaaten milderten sozialstaatliche Maßnahmen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die schlimmsten Auswüchse des Kapitalismus ab und integrierten die arbeitende Klasse zunehmend, jedoch konnte noch nicht die Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder profitieren (vgl. Zunz 2002, S. 2). Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhren fast alle Bevölkerungsgruppen in diesen Staaten politisch-institutionelle Teilhabe (vgl.

Kronauer 2010a, S. 13), obgleich unterschiedliche Prioritäten gesetzt wurden, um gesellschaftliche Inklusion zu erreichen – Ermöglichung des Marktzuganges in den Vereinigten Staaten und Programme sozialer Sicherheit in Europa (vgl. ebd.; Münch 2009, S. 186). Kollektive Anliegen, die prinzipiell alle StaatsbürgerInnen einschloss (vgl. Mackert und Müller 2007, S. 11), führten zur Aushandlung verbindlicher Übereinkommen zum Schutz des Einzelnen im „Gesundheits-, Bildungs- und Fürsorgewesen" (de Swaan 1993, S. 11 f.). Ein „soziales Bewußtsein", das auf der Vorstellung wachsender Abhängigkeiten aller Mitglieder eines Staates aufbaute, löste individuelle Wohltätigkeit weitestgehend ab (ebd., S. 21).

Trotz Ausweitung persönlicher Selbstbestimmungs-, politischer Beteiligungs- und sozialer Teilhaberechte waren aber auch zu jener Zeit nicht tatsächlich alle BürgerInnen gleichberechtigt (vgl. Lessenich 2009, S. 164 f.; Zunz 2002, S. 3). Vor allem Frauen und ethnische Minoritäten wurden in unterschiedlichen Maßen von politisch-institutioneller Teilhabe ausgeschlossen. Der nationalstaatliche Rahmen weist außerdem auf die Grenzen des sozialen Bewusstseins und die Vorenthaltung von Rechten für Nicht-StaatsbürgerInnen hin (vgl. Mackert und Müller 2007, S. 12; Lessenich 2009, S. 166-168).

Das soziale Bewusstsein befindet sich seit den 1980er-Jahren im Wandel. Laut Marglin (2011, S. 1) gilt die zweite Ölkrise von 1979 als Auslöser für den Beginn der neoliberalen Hegemonie. Denn durch keynesianische Wirtschaftspolitik ließen sich die ökonomischen Krisen nach dem Ende der dreißigjährigen Prosperitätsphase nicht mehr lösen.[52] Kollektive Leistungen sind nun zunehmend weniger an die Idee eines „sorgenden Staates" (de Swaan 1993) geknüpft, sondern vermehrt an eigenverantwortlichen Vorsorgemaßnahmen und Pflichten. Sozialstaatliche Umbaumaßnahmen haben zwar die erkämpften sozialen Rechte in der Regel nicht entzogen, die Zugangsbedingungen der Inanspruchnahme jedoch verschärft.

8.1 Institutionelle Unterstützung

In dieser Kategorie beurteilen die InterviewteilnehmerInnen vornehmlich öffentliche Institutionen und deren Verfahrensweisen im Hinblick auf Unterstützung. Nach Sen (2000, S. 28 f.) sollen Institutionen danach bewertet werden, ob sie die zu größerer Freiheit und somit mehr Wahlmöglichkeiten führenden Verwirklichungschancen des Menschen erhöhen können. In den ersten beiden herausgearbeiteten Typen bewerten GesprächspartnerInnen mögliche Anlaufstellen, bei denen sie Unterstützung bei Erwerbslosigkeit und niedrigem Einkommen

[52] Nachtwey (2017, S. 11) merkt aber an, dass auch neoliberale Programme dabei scheiterten, das Wirtschaftswachstum der Nachkriegszeit zu erreichen (vgl. auch Kap. 2.2).

erwarten. Die Auswertung zeigt, dass negative Aspekte wie zu großer bürokratischer Aufwand, unpassende Hilfen wegen standardisierter Verfahren und ständiger Druck durch Kontrollen sowie Gefühle der Abhängigkeit überwiegen. InterviewteilnehmerInnen nehmen eine eigene Einflussnahme als kaum vorhanden wahr. Aus den dazugehörigen Aussagen wird der Typus *Asymmetrische Beziehungen* gebildet. Interviewte berichten auch von positiven Erlebnissen. Insbesondere individuell zugeschnittene Unterstützungsangebote, die im zweiten Typus behandelt werden, schätzen GesprächspartnerInnen als angemessen und hilfreich ein. Im dritten Typus erzählen TeilnehmerInnen von Erfahrungen des Ausschlusses von institutioneller Unterstützung aufgrund fehlender Anspruchsberechtigungen und dessen Folgen.

8.1.1 Asymmetrische Beziehungen

> *Ich fand auch nicht, dass sie die Stellen, die sie mir zugeschickt haben, Vermittlungsvorschläge, ich glaube auch nicht, dass sie gepasst haben. Sie wollen einfach nur jemanden vom Markt haben. (Anne)*

In Hinblick auf Unterstützung von Institutionen nennen die InterviewteilnehmerInnen, die dem Typus *Asymmetrische Beziehungen* zugeordnet sind, zu hohe bürokratische Hürden, die häufig nicht nachvollziehbar, zu kompliziert oder nicht zu erfüllen sind. Bei den Interviewten herrscht außerdem nicht selten Unklarheit über die Ziele der Einrichtungen. Bestimmte Maßnahmen scheinen nämlich teilweise ökonomischen Gesichtspunkten untergeordnet und stehen im Widerspruch zur Unterstützungserwartung der EmpfängerInnen. Außerdem hinterfragen die GesprächspartnerInnen kritisch verschiedene Verfahren zur Kontrolle der rechtmäßigen Anspruchsberechtigung, mit denen Druck ausgeübt wird und nicht selten das Gefühl einer würdelosen Behandlung entsteht. Die eigenen Spielräume zur Mitbestimmung nehmen TeilnehmerInnen durchgängig als sehr begrenzt wahr. Vier von Erwerbslosigkeit Betroffene und zwei NiedriglohnbezieherInnen in Deutschland tätigen Aussagen, in denen sie sich mit asymmetrischen Beziehungen befassen. Aus den USA werden drei Personen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben und eine Niedriglohnbezieherin diesem Typus zugeordnet.

Tabelle 26: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Asymmetrische Beziehungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	3 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	2 von 5
Gesamt	4 von 11	6 von 11

Gesprächspartner Max aus Deutschland, der Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht hat, ärgert sich über die Prinzipien und Verfahren der für ihn zuständigen Einrichtung des *Jobcenters*, nachdem er erfolglos einen Antrag zur Kostenübernahme eines Kinderbettes gestellt hat:

> Du musst ja sämtliche … du musst das ganze SGB 12 oder 11 oder so was, was die Leistungen betrifft. Ich habe das irgendwann wirklich angefangen zu studieren […] Ja und das waren so Dinge, die erfährst du halt nur, wenn du Gesetzestexte liest, diese Schinken durcharbeitest und durchwälzt bist du irgendwann SGB 2-Hartz-IV-Experte, bist du dich selbstständig machen kannst, um andere noch zu beraten. Das ist ja auch das Irrsinnige an dieser ganzen Geschichte.

Die seiner Ansicht nach unverhältnismäßig komplexen Vorschriften und Regelungen rückt Max in die Nähe eines Studiums und Expertentums. Außerdem macht der Gesprächspartner auf das Ungleichgewicht in der Beziehung zur Institution aufmerksam: „Weil die das von dir im Endeffekt verlangen, wenn es halt darum geht, wann und in welchen Fällen irgendwelche Leistungen bezahlt werden, musst du dich genau an einen bestimmten Ablauf halten." Statt durch einen rechtlichen Rahmen geschützt, sieht sich Max in einem Konflikt, bei dem es um Sieg oder Niederlage geht:

> Erst dann bist du wirklich eigentlich so in der Lage in diesem System zu bestehen […] Ansonsten hast du verloren […] Ansonsten bist du immer der Loser, sonst bist du immer der, der den Kürzeren zieht, der irgendein Paragrafen 35-Z nicht kannte.

Der Interviewte deutet mit seinen Ausführungen die paradoxe Situation an, in der Institutionen, die geschaffen worden sind, um Menschen aus Ihrer Lage zu befreien, gerade keine Unterstützung bieten, sondern ab einem gewissen Zeitpunkt nur noch zu Verwaltern dieser Lage werden (vgl. Kronauer 2010a, S. 219). Denn Max ist wegen der komplexen institutionellen Regeln hauptsächlich damit beschäftigt, die ihm zustehenden Leistungen ausfindig zu machen. Dem eigentlichen Ziel der Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt kann sich der Gesprächspartner nur nebenbei widmen:

> Das war extrem frustrierend. Ich will ja kein …, ich wollte ja keine, irgendwelche bescheuerten Gesetzestexte lernen, ich wollte mich ja bewerben und um einen Job kümmern. Ja, ich meine, deswegen hat man ja studiert, damit man irgendwann mal

> einen vernünftigen Job bekommt. Und stattdessen findest du dich dann irgendwann in einer Situation wieder, wo du irgendwie mit Kindern den Alltag rumbringen musst und Bewerbungen schreiben sollst und dann auch noch SGB-II-Schieß-Mich-Tot-Gesetze lernen musstest.

Die wiederholt auftretenden Schwierigkeiten undurchsichtiger Beantragungsmöglichkeiten haben einen negativen Einfluss auf Max' Wohlbefinden und soziale Nahbeziehungen:

> Und dann ist auch noch das Bügeleisen kaputtgegangen. Um das bezahlt zu kriegen, das macht einen einfach extrem mürbe, es bringt dich echt an die Grenzen und das geht dir natürlich auch an die …, bestimmt natürlich deine Stimmung, deinen Alltag und fließt natürlich auch ins Familienleben und in die Ehe mit ein natürlich dann.

Schließlich resigniert Max, weil die Erstattungen nicht in einem angemessenen Verhältnis zum Aufwand stehen:

> Aber dann werden die Kinder krank und dann rennt man zur Apotheke und sonst was, vielleicht wird das auch erstattet, keine Ahnung. Aber das ist doch auch so was, du willst doch nicht den ganzen Tag deinen Geist damit verschwenden, darüber nachzudenken, welchen Pups könnte ich mir jetzt gerade erstatten lassen, wenn ein Kind krank wird. Dann kaufe ich ihm Medikamente und dann ist die Sache für mich erledigt. Und dann würde ich da nicht nächsten Tag anrufen: ›Ja können sie mir das erstatten oder es ist jetzt schon verfallen, weil ich es gestern gekauft habe und mein Kind gestern krank war?‹ Es ist ja Irrsinn.

Auch die Ausführungen der aus den USA stammenden Rentnerin Betty zeigen exemplarisch die Problematiken, einzelne institutionelle Regeln der Anspruchsberechtigung zu durchschauen oder überhaupt Kenntnis davon zu erlangen. Nur durch ehrenamtliche Tätigkeiten, bei denen die Interviewpartnerin selbst als Expertin fungiert, erfährt sie von ihrem Recht auf bestimmte Leistungen:

> Somehow, I learned a few years ago. Maybe because I am involved in some of these meetings that I go to where they talk about how they help your clients, I say: ›Hey, I qualify that myself.‹ Some of it, I think, I learned about that way, and I help other people because of what I learned by going to wherever. And then, I learn that I qualify for some of these benefits myself, and I go after that. My next door neighbor for instance: I helped her and another friend in my town because I happen to have learned about of these benefits that they qualify for, and point them in the right direction to that they can get help as well. But I think, one of the problems, [...] and it's probably true for everything, it's just so complex to get help if you need it. People don't know where to turn, and that lack of communication, whether it is for medical things or other, is poor. And even if you, if there is information that an organization makes public, I think, if you don't yourself need that service at that time, you don't pay attention to it. If it is in the newspaper or posted or something, if you don't need it now, you don't even look at it. And then, when you need it, if it is not there, you don't find it.

Nachdem Sam zwischen den erwartbar niedrigen Leistungen und dem bürokratischen Aufwand sorgfältig abgewogen hat, fasst er sogar den Entschluss, auf das ihm zustehende Arbeitslosengeld zu verzichten:

> Perhaps some money is better than no money from the state. Yet the stipulations to receive unemployment benefits, that means money from the state because there are no other benefits except money from that state, were extremely time-consuming […] I made the assessment that it would take too much of my time to get paid less than I was making. So, not worth it. No, I would not recommend anyone seek unemployment who was making less than probably at least 15,000 dollars a year.

Anne aus Deutschland bemängelt die unpassende Unterstützung und einseitige Fokussierung des sie betreuenden *Jobcenters*. Zu wenig gehen die dortigen Angestellten auf die Interessen von Erwerbslosen ein, stattdessen steht einzig die schnelle Vermittlung einer Arbeitsstelle im Vordergrund:

> Ich fand auch nicht, dass sie die Stellen, die sie mir zugeschickt haben, Vermittlungsvorschläge, ich glaube auch nicht, dass sie gepasst haben. Sie wollen einfach nur jemanden vom Markt haben.

Entgegen des von Amartya Sen (2000) geforderten universell anzustrebenden Ziels, EmpfängerInnen von staatlichen Unterstützungsleistungen mit „capabilities" auszustatten, werden Annes individuelle Wahlmöglichkeiten nicht erweitert: „Also die Gespräche, die man mit den Leuten dort führt, um zu schauen, in welche Richtung kannst du denn gehen, welche Stellen gibt es denn und was können wir den Kandidaten vorschlagen, hast du überhaupt nicht." Stattdessen glaubt Anne, aufgrund der Institution auferlegten „Kosten-Nutzen-Analysen" (Bonvin 2009, S. 18) nur eingeschränkte Unterstützung zu erfahren:

> Wahrscheinlich müssen die Zahlen erfüllen, also müssen die in ihrer Sprechzeit meinetwegen so und so viele Leute abgearbeitet haben oder innerhalb kürzester Zeit, so sage ich mal, die Arbeitslosenzahlen gesenkt haben. Glaube, der Druck ist da auch hoch.

In Abgleich mit Sens Definitionen (2000, S. 95) ist die Einrichtung in Annes Fall lediglich bestrebt, die „Funktion" der Erwerbstätigkeit durch die Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt sicherzustellen. Erstrebenswerte Funktionen sind Dinge, „die eine Person gern tun oder die sie gern mag" (Sen 2000, S. 95). Verwirklichungschancen einer Person verweisen hingegen

> auf die möglichen Verbindungen der Funktionen, die sie auszuüben vermag. Verwirklichungschancen sind also Ausdrucksformen der Freiheit: nämlich der substanziellen Freiheit, alternative Kombinationen von Funktionen zu verwirklichen (oder weniger formell ausgedrückt, der Freiheit, unterschiedliche Lebensstile zu realisieren) (ebd.).

Deshalb sollte es bei der Stellenvermittlung nicht nur darum gehen, Menschen „um jeden Preis wieder zurück in die Arbeit zu bringen“, sondern die auf den Arbeitsmarkt bezogenen „Wahlfreiheiten der AkteurInnen“ zu vergrößern (Bonvin 2009, S. 10).

Um Arbeitslosengeld zu beziehen, steht Rhea aus den Vereinigten Staaten in keinem persönlichen Kontakt zu offiziellen Einrichtungen, sondern erledigt die ihr auferlegte Pflicht, Fragen bezüglich ihrer Stellensuche zu beantworten per automatisiertem Telefonanruf. Bezeichnend für die unpersönliche Beziehung ist das Personalpronomens „it“, das Rhea für die am Telefon zu hörende Stimme des Gegenübers bei ihrer folgenden Aufzählung der gestellten Fragen wählt:

> So, the first one is […] did you look for work in the last …, in the week ending the previous Saturday, so they ask: Did you look for work, press 1 for Yes, press 2 for No [lacht]? Did you refuse any work that may have been offered to you? And then, you have to hit the Yes or No. Did you collect any wages at all at the end of the last period? It asks if you collected severance pay or any unemployment or vacation pay or anything. Then, it asks if you had been offered work. Would you have been available every single day, and if you were offered work? And then, it asks, were you physically able to work every single day? And then, it asks if you are going to add or take away any dependence that you have. And if that doesn't apply, you have to hit another button. And then, it just tells you to keep track of any jobs you have applied for, and that's it. That's the jist of the questions.

In Rheas Beschreibung sind aufseiten der Institution weder Bemühungen die Verwirklichungschancen zu erhöhen noch die „Funktion“ einer Integration in den Arbeitsmarkt zu gewährleisten, zu erkennen. So handelt es sich lediglich um die Überprüfung des rechtmäßigen Anspruchs auf Unterstützungsleistungen:

> And if you are dishonest, they ask for a copy of your work search log that I have to keep. I do it on my notepad, and then I transfer it to the log, and they ask sometimes. They will do a random check. I have not had them do that to me yet and hopefully, they won't. But if they do a random check, and you cannot provide that you have looked for work every single week with the website that you went on, what position you applied to and any details about it, then they will have a hearing and you are subject to have to pay back the money that they paid you if you have not complied with everything that they have requested.

Rhea äußert zwar implizite Kritik an den strikten Überprüfungen, nimmt aber aus persönlichen Gründen keine weiteren Angebote der offiziellen Arbeitsvermittlung an.

Um weitreichender unterstützt zu werden, versucht der erwerbslose Sam hingegen das zuständige *Unemployment Office* direkt zu kontaktieren – allerdings erfolglos:

> There was no interpersonal assistance. It was all virtual. Filing for unemployment was a virtual activity online, reporting the number of places I was seeking employment was all online. That did not appeal to me […] I actually really did try to figure out a way to go to the unemployment office and get assistance or

> counseling around the assistance. And on their website, it was stated: Do not come to the unemployment office. Fill out all this online. And kind of also read, never come to unemployment office.

Sam erläutert weiter, dass sich offizielle Einrichtungen kaum noch bemühten, individuelle Unterstützung zu leisten. Einzig der bürokratische Akt, die Anspruchsberechtigung von Antragsstellern für Arbeitslosengeld zu überprüfen, stünde im Vordergrund:

> I of a certain age where I actually remember, one could go to an unemployment office, and have an interaction, and have some counseling, and have someone put down a paper in front of you, and then answering questions about it. Perhaps the closest interpersonal interaction could have been via telephone. But that was not encouraged.

Auch in den in Deutschland geführten Interviews kommen GesprächspartnerInnen auf Überprüfungen von Anspruchsberechtigungen zu sprechen. Hierbei kann ein entwürdigendes Gefühl entstehen, wenn eine als zu intim empfundene Offenlegung von Details zur Person erfolgt (vgl. A. Bosch 2010, S. 221). Anne kritisiert zum Beispiel die geforderte Preisgabe vieler persönlicher Daten:

> Also ich fand es ganz furchtbar dorthin zu gehen. Weil, zum einen ist es ja der Leistungsbezug. Du musst dich ja komplett nackt machen. Das ist furchtbar unangenehm alles offenzulegen – alles das, was du vielleicht besitzt oder auch nicht besitzt. Ist ein ganz unschönes Gefühl.

Die Metapher „komplett nackt machen“ unterstreicht Annes Gefühl einer würdelosen Behandlung. Mehrere Gesprächspartner bemühen dieses Bild in Hinblick auf die Beantragung von Arbeitslosengeld II. So sagt Ingo in ähnlichem Wortlaut: „Wir mussten immer komplett blankziehen.“ Auch Tobias hat schlechte Erfahrungen gemacht:

> Was ich da alles angeben musste, was die alles von mir verlangt haben, wie öffentlich ich mich da machen muss. Aber auch alles. […] Nach diesem Bogen, nach diesen Dingern, die sie ausfüllen müssen, sind sie kein Privatmensch mehr.

Zum Verhältnis von Privatsphäre, Feststellung der Anspruchsberechtigung und Armut stellt denn auch Lewis Coser (1992, S. 41) fest: „Der schützende Schleier, der anderen Mitgliedern der Gesellschaft zur Verfügung steht, ist Armen ausdrücklich versagt.“ Ingo fügt diesbezüglich hinzu, dass mit dem Bezug von existenzsicherndem Arbeitslosengeld II gegenüber dem an vorherigen Einkünften ausgerichteten statussicherndem Arbeitslosengeld I eine eklatante Verschlechterung im Umgang einhergehe:

> Ich war beim Arbeitsamt mal, als mein Vertrag bei der Uni auslief, da habe ich einmal ALG I bezogen. Das war weniger stressig, aber im Jobcenter ist es, eine ziemlich menschenverachtende Angelegenheit manchmal, wie die da mit einem umgehen.

Kontrolle ist insbesondere in liberalen Wohlfahrtsstaaten wie den USA ein integraler Bestandteil der Sozialprogramme, um zu verhindern, dass sogenannte unwürdige Armen das Unterstützungssystem ausnützten (vgl. Levitas 2006, S. 15; Silver 1994, S. 556). Die Aussagen der TeilnehmerInnen aus Deutschland stehen aber in Übereinkunft mit Befunden, dass auch der deutsche konservative Wohlfahrtsstaat im Zuge der Hartz-IV-Reformen einen verstärkten Fokus auf penible Prüfungen von Anspruchsberechtigungen richtet (vgl. Rügemer 2004; Butterwegge 2006, S. 201; Fetzer 2006).

Ferner erwähnen InterviewteilnehmerInnen die Abhängigkeit sozialstaatlicher Leistungen von bestimmten zu erfüllenden Aufgaben und dem daraus resultierenden Druck. Gesprächspartnerin Anne nennt ihre immer mit einem Nachweis verbundenen Pflichten: „Du musst Kurse belegen und musst dich ja auch immer bewerben, du musst das ja immer ständig vorweisen." Für den vom *Jobcenter* ausgeübten Druck, tendenziell redundante Aufgaben zu erfüllen, hat Anne wenig Verständnis:

> Der Druck, den sie machen. Es gibt halt auch so ein Bewerber-Coaching. Ich weiß gar nicht, wie man das nennt, aber ich musste auf jeden Fall einen Kurs belegen. Ich glaube, dreimal die Woche war ich für ein paar Stunden …, wo man dann lernt, wie man Bewerbungen schreibt. Ja, das hat man den ganzen Tag nur gemacht und das ist schon frustrierend.

Anne kann ihre Fähigkeiten und damit die Wahlmöglichkeiten durch den zu absolvierenden Kurs nämlich nicht erweitern. Mitspracherecht im Sinne einer *Voice*-Option ob der Sinnhaftigkeit dieser Pflicht ist genauso wenig gegeben, wie die Möglichkeit den Kurs ohne negative Sanktionen nicht zu belegen – im Sinne einer ebenfalls als wertvoll für Verwirklichungschancen eingeschätzten *Exit*-Option (vgl. Hirschman 1978; Sen 2000, S. 96 f.), um selbst nach Wegen zu suchen, ihre Beschäftigungschancen zu erhöhen.

Bei Max führt der Kontakt zum *Jobcenter* zu einer ständigen Bedrohungslage, die an seinem Selbstbewusstsein nagt:

> Und dann sollst du dich eben bewerben und hast ständig Briefwechsel mit dem Amt. Und es wird auch immer sofort gedroht, es wird nicht irgendwie freundlich darauf hingewiesen, dass man irgendwas, sodass die auf irgendwas warten oder so, sondern es wird halt immer sofort einfach gedroht, weshalb du dich sowieso schon immer als komplett minderwertig gefühlt hast. Also du warst immer in der Bringschuld, du hast immer Druck im Nacken gehabt und hattest immer was zu erledigen. Das war so das Tagesgefühl.

Max schildert eine asymmetrische Beziehung, die sich durch Zwang und Druck auszeichnet und bei der kein Mitspracherecht auszumachen ist. Während die Institution mit negativen Sanktionen drohen kann, hat Max nur bedingt Möglichkeiten, die Bemühungen des *Jobcenters* als unzureichend zu bewerten oder eine bessere Beratung zu fordern. Die Wahlmöglichkeit,

sich den Bestimmungen ohne Nachteile zu widersetzen, ist nicht vorgesehen. Konträr zu einer gleichberechtigten Beziehung versucht sich nur Max an die Institution und deren MitarbeiterInnen anzupassen, in dem der Interviewte deren Position reflektiert:

> Ich versuche mich auch immer in diese Menschen reinzuversetzen und wenn man ehrlich ist, klar sie haben jetzt nicht immer nur mit Akademikern zu tun, die jetzt auch vielleicht einen normalen Umgang pflegen können. Es wurde aber auch von deren Seite aus nie versucht, einen normalen Umgang zu pflegen. Das Gefühl hatte man nicht und wurde immer angepampt gleich und dieser ganze Tonfall war sehr herablassend, also permanent, ob es am Telefon war, immer kurz angebunden und immer: ›Da lesen Sie doch das nach‹. Und so es war immer, pampig ist mit einem geredet worden.

Max versucht die Haltung der MitarbeiterInnen der Arbeitsvermittlung durch deren Umgang mit unterschiedlichsten Sozialgruppen nachzuvollziehen, legitimiert damit allerdings indirekt eine derartige Behandlung bei Erwerbslosen niedrigeren Bildungsstatus durch deren Abwertung bzw. der Höherstellung von AkadamikerInnen, „die jetzt auch vielleicht einen normalen Umgang pflegen können“. Eine weitere Ursache meint der Interviewte in der Standardisierung auszumachen, die zulasten eines angemessenen individuellen Umgangs gehe:

> Genau und dann dieser ganze Schriftverkehr war immer auch gleich diese Drohung. Es sind natürlich, wahrscheinlich standardisierte Briefe. Wahrscheinlich sind das irgendwelche Word-Vorlagen, die die verschicken. Wahrscheinlich unten immer dieser Passus drunter, wenn sie nicht das und das tun, dass die Leistung XY gekürzt werden etc. Ja, das baut halt einfach so eine Drohkulisse auf.

Max bemängelt die bevormundende Kontrolle und vermisst die Option einer selbstbestimmten Herangehensweise: „Dir wird also nicht gleich quasi zugesprochen oder Vertrauen in dich gelegt, dass du deinen Verpflichtungen gegenüber nachkommst und gewissenhaft machst.“ Der Gesprächspartner fühlt sich herabgewürdigt und verwehrt sich gegen die Vorverurteilung, auferlegte Pflichten nicht erfüllen zu wollen: „Sondern es wird gleich kommuniziert, du bist ein Assi und ich muss dir drohen damit du irgendwas machst. Das hat mich […] maßlos aufgeregt.“ Der in diesem Kontext verwendete Begriff „Assi“ (oder „Asi“) lässt demgegenüber auf das Klischee und Stigma von Hartz-IV-EmpfängerInnen schließen. Max‘ Aussagen können dabei zum einen als Kritik an einem generell diskriminierenden Umgang durch das *Jobcenter* und zum anderen als eine scharfe Abgrenzung gegenüber anderen Erwerbslosen interpretiert werden.

Eine Klage gegen die Behandlung, von der Max auch Gebrauch macht, ist zwar möglich: „Irgendwann hat es halt wirklich geknallt zwischen uns und der Sachbearbeiterin und haben dann eine neue Sachbearbeiterin bekommen.“ Der Wechsel der Fallbearbeiterin hat aber keine grundlegenden Veränderungen bewirkt: „Da war es dann aber auch nicht großartig anders, da

ist dann auch kurz danach wieder so ein Ding passiert […]“ Letzten Endes resigniert Max und nimmt den degradierenden Umgang hin: „Ja dann ist es aber natürlich auch irgendwann, das machst du eine Zeit lang so mit und schluckst es runter. Und irgendwann reicht es halt auch irgendwie.“

Derartige asymmetrischen Interaktionen und Beziehungen bringen Interviewte außerdem vielfach durch Schilderungen eines Abhängigkeitsempfindens zum Ausdruck. So kontrastiert Anne ihre Erfahrungen der Erwerbslosigkeit mit denen der Erwerbstätigkeit:

> Tatsächlich einfach dieses Gefühl selber was zu machen, was zu schaffen am Tag, auch am Ende des Tages müde zu sein und nicht mehr abhängig davon zu sein von irgendwelchen Menschen oder vom Staat, der Geld zuschießt. Das war für mich das Wichtigste eigentlich.

Mariana erwägt den Arbeitslosengeld-II-Bezug zu beenden, ohne eine neue Stelle gefunden zu haben: „Weil es jetzt schon ein halbes Jahr ist. Und das halbe Jahr ging so schnell vorbei. Und das Trauerspiel, dass ich immer noch abhängig bin. Und ich kann nicht …, und hasse es jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen. Ich muss die immer informieren.“ Monika, die nur niedrige Einkünfte erzielt, könnte Zuschüsse zu ihren Arbeitstätigkeiten erhalten, verzichtet aber aus dem Wunsch nach Unabhängigkeit darauf, Kontakt zum *Jobcenter* aufzunehmen:

> Also eine Freundin von mir, die arbeitet beim Jobcenter und die hat gesagt: ›Ja, also mit deinem Einkommen hättest du Anspruch‹. Aber das Ding ist halt, wenn man so was dann in Anspruch nimmt, dann hat man auch gleichzeitig wieder irgendwelche Pflichten: Man muss bei irgendwelchen Jobtrainings oder so was teilnehmen und auf so was habe ich gar keine Lust. Ich will in jeder Hinsicht unabhängig sein, sei es jetzt von meinen Eltern oder von irgendwelchen staatlichen Förderungen – sei es jetzt Hartz IV. Das würde ich nicht in Anspruch nehmen.

Max zieht seinen alten Studenten-Job, obwohl finanziell wenig lukrativ und nicht seinen eigentlichen Qualifikationen entsprechend, der mit der Erwerbslosigkeit verbundenen Abhängigkeit vor: „Nee so geht's nicht weiter. Ich fange jetzt wieder beim alten 450-Euro-Job an. Einfach um aus dieser Abhängigkeit wieder rauszukommen. Einfach um was zu tun.“

Fraser und Gordon (1993) zeigen in Hinblick auf die US-amerikanische Debatte um Sozialhilfe, wieso der Begriff Abhängigkeit negativ konnotiert ist. Während im Fordismus bestimmte Formen der Abhängigkeit tendenziell positiv wahrgenommen wurden – zum Beispiel im traditionellen Familienbild, in der die Frau von einem Ernährer abhängig ist – hat sich dies mit dem Wandel von Rollenbildern und der gleichzeitigen Zunahme rechtlicher Gleichberechtigung aller Bevölkerungsgruppen ins Negative umgekehrt. Erwerbsarbeit gilt weitestgehend als Synonym von Unabhängigkeit, jegliche Form von Abhängigkeit hingegen als individueller Fehler. Positive Formen der Abhängigkeit werden kaum noch beachtet,

obwohl diese „ein unvermeidbares Kennzeichen menschlicher Lebensbedingungen sind“ (ebd., S. 322).

In Deutschland liegt keine vergleichbare Analyse eines Diskurses um Abhängigkeit vor.[53] Aussagen prominenter konservativer Autoren über vermeintliche „Kulturen der Abhängigkeit“ (Nolte 2004, S. 59) von Empfängerinnen staatlicher Unterstützungsleistungen sowie die entsprechenden Gegenbegriffe wie Eigenverantwortung oder Aktivierung waren jedoch Gegenstand einer öffentlichkeitswirksamen Debatte im Zuge der Agenda 2010 (vgl. Chassé 2010). Die Aussage dahinter lautete nach Lessenich (2003, S. 218), dass im umgebauten deutschen Sozialstaat „keine solidarisch finanzierten Ruhezonen“ mehr existieren, und zwar „tendenziell *für niemanden*“ (Hervorhebung im Original). InterviewpartnerInnen aus den USA gebrauchen kein einziges Mal das Wort Abhängigkeit im Zusammenhang mit staatlicher (bzw. bundesstaatlicher) Unterstützung. Allerdings beziehen die meisten TeilnehmerInnen dort, wenn überhaupt, nur geringe sozialstaatliche Leistungen, die allein nicht ausreichen, um die Existenz zu sichern – folglich auch nicht, um vom Staat im beschriebenen negativen Sinne vollumfänglich abhängig zu sein.

8.1.2 Individuelle Förderung

Die haben mich als Mensch wahrgenommen […] Vielleicht habe ich auch Glück gehabt und dass ich an einen guten Sachbearbeiter gekommen bin.
(Tobias)

In diesen Typus werden Aussagen gruppiert, in denen GesprächspartnerInnen von positiv empfundener individueller Förderung trotz auferlegter Pflichten berichten. Dabei erzählen TeilnehmerInnen teilweise von abweichenden Erfahrungen der Behandlung je nach sozialem Status und von einer räumlichen Trennung bestimmter Anlaufstellen. In Deutschland werden vier TeilnehmerInnen, in den USA nur eine Teilnehmerin dem Typus zugeordnet – jeweils Betroffene von Erwerbslosigkeit.

[53] Vgl. aber Günther (2002); Nullmeier (2006); Chassé (2010) zu verschiedenen, sich überschneidenden Diskurssträngen u. a. der Eigenverantwortung, Gerechtigkeit und *Neuen Unterschicht*.

Tabelle 27: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Individuelle Förderung* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	1 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	0 von 5
Gesamt	1 von 11	4 von 11

Interviewpartnerin Janice aus den Vereinigten Staaten erzählt von Treffen mit ihrer Beraterin, mit der sie wegen ihrer Erwerbslosigkeit in Kontakt steht:

> And then I have like meetings with my, she is basically my advisor, but she is my contact of the unemployment center […] So, I can meet with her. I met with her last Friday [...] Also, I have to go to that resume workshop that's I think on Thursday of this week. So, there are certain things I have to do. She kind of gives like homework assignment if you wanna call them that [lacht] where I have to like update my references or make sure I have like five progressional references or things like that.

Janice bezeichnet die zu erfüllenden Aufgaben als *Hausaufgaben* und deutet damit den verschulten Pflichtcharakter an. Die Interviewte führt weiter aus:

> And then you are supposed to have, I say you should have like five companies you contact every week, but I think, you only really have two every week. But I just always make sure that I have five. That's a good number [lacht]. But basically, you put the company you contacted where they located. You have to put who you contacted there. Maybe it's like an HR-person. Their name, their title, […] what type of work you are applying for […] and then the method of contact. So, if your emailed them, if you submitted your resume, you had an interview […]

Janice ist sich nicht sicher, wie viele Bewerbungen genau vorzuweisen sind und will letzten Endes fünf Bewerbungen einreichen. Die saloppe Begründung „That's a good number" zeugt davon, dass sich die Interviewte über die Willkürlichkeit der exakten Anforderungen bewusst ist. Dennoch empfindet Janice die Pflichten und Kontrollmaßnahmen weniger als Zwang oder Schikane denn als notwendigen eigenverantwortlichen Beitrag und hebt stattdessen die positiven Unterstützungsbemühungen ihrer Beraterin hervor:

> She is really good. I know a lot of it is my responsibility. I have to call her. A lot of my tasks are like make sure to check in with Charlotte. Things like that which are fine. She does have us have like deadlines, and obviously, she has online forms or whatever that she has to like fill out […] So, when I go and see her […] she gave me all the stuff for my resume and cover letter which I thought was kind of good […] Employers will see a lot of gaps in your resume and I obviously do have some, and it doesn't look that great, and she was saying like: ›You can also do it like this. You can have key strengths which are really good and volunteering‹. And I thought that was a nice way to tie everything together. She encourages me to like to do that.

Auch Mariana aus Deutschland leitet mit zu erfüllenden Pflichten ein und erzählt im Gespräch von einer Episode mit einer Mitarbeiterin des *Jobcenters*. Obwohl oder gerade weil Mariana Sanktionen wegen nicht erfüllter Pflichten befürchtet, tritt sie ihrer Beraterin offensiv entgegen:

> Ich selber bin da vor zwei Tagen hin und habe gesagt vor lauter Angst, weil ich mich jetzt kaum mehr beworben habe, weil ich hier voll hinter diesem Eigenes-Gewerbe-Ding bin. Ich habe das Gespräch angefangen mit: ›Ich habe keine Lust mehr Geld von euch zu bekommen. Ich werde ab nächste Woche drauf verzichten.‹“

Vor dem Hintergrund ihres geplanten Ganges in die Selbstständigkeit präsentiert Mariana vordergründig selbstbestimmt eine Exit-Option (vgl. Hirschman 1978), was durch das betont lockere „keine Lust“ mehr auf die finanzielle Unterstützung zu haben, unterstrichen wird. Allerdings ist diese Möglichkeit freilich mit negativen Konsequenzen erheblicher finanzieller Einbußen verbunden. Marianas Kontakt bei der Arbeitsvermittlung eröffnet ihr daher den Plan, Einkünfte aus der Selbstständigkeit mit Arbeitslosengeld II aufzustocken:

> Und sie guckt so: ›Ohne einen Job zu haben?‹ Ich so: ›Ja!‹ ›Ja, ich verstehe schon ihr Gefühl, sie möchten nicht davon abhängig sein.‹ ›Genau.‹ ›Aber machen sie das doch erst mal als Aufstocker.‹ Und dann kam dieser Vorschlag mit dem Aufstocken, dann habe ich gesagt, ich verstehe auch, was sie meint, klar, macht wahrscheinlich viel mehr Sinn.

Mariana stimmt mit ihrer Beraterin überein, dass das *Aufstocker*-Modell, bei dem niedrige Einkommen mit Arbeitslosengeld II ergänzt werden können und die Einkünfte durch absetzbare Beträge über der Grundsicherung liegen, ihre Verwirklichungschancen erweitert. Ihren Plan zur Selbstständigkeit kann die Interviewte weiterverfolgen: „[M]eine Idee seit ein paar Wochen ist ja mich komplett selbstständig zu machen […] ich möchte als Social-Media-Managerin tatsächlich also nicht für eine Firma arbeiten.“ Dafür erhält Mariana nötige ergänzende Ressourcen: „Denn das bezahlt mir ja nicht meine Miete aktuell noch nicht“. *Aufstocker* tauchen indes nicht mehr in der Arbeitslosenstatistik auf, womit sie die statistischen Kennzahlen der Einrichtung verbessern. Mehr ArbeitslosengeldempfängerInnen zu *Aufstockern* zu machen, liegt somit im Eigeninteresse der Institution. Ob seitens der Einrichtung lediglich die „Funktion“ (Sen 2000) der Integration in den Arbeitsmarkt oder auch die tatsächlichen Arbeitsbedingungen und erweiterten Wahlmöglichkeiten Marianas eine Rolle spielen, kann somit nicht abschließend geklärt werden.

Interviewpartner Andrej erzählt von einem Treffen mit einer Beraterin im Rahmen seines Arbeitslosengeld-II-Bezugs:

> Und dann wurde ich zum ersten Termin zu der Arbeitsagentur geladen, eine sehr, sehr angenehme Frau […] Wir sind halt eben so verblieben, dass sie gesagt hat: ›Sie

> als Akademiker wissen es am besten. Ich kann ihnen dahingehend wirklich nur so ein paar Sachen irgendwie mitgeben, aber welchen Job sie finden, was sie dafür machen müssen, wissen sie eigentlich besser als ich, insofern verbleiben wir da eigentlich jetzt nur mit der Verabredung, dass wir einmal im Monat uns schriftlich austauschen zum Stand der Dinge.‹

Andrej bewertet das eigenverantwortliche und individuelle Arrangement als für ihn vorteilhaft. Die Vermittlerin stellt seinen Akademikerstatus heraus und möchte ihm zuerst die nach ihrer Ansicht produktivere Freiheit zugestehen, selbst nach einer geeigneten Stelle zu suchen. Als Andrej jedoch keinen Job findet, wendet er sich wieder an die Beraterin:

> Irgendwann aktiv habe ich dann diese Frau angeschrieben und gemeint, ich komme jetzt hier nicht weiter. Ich habe dann auch irgendwie fünf oder sechs Wochen letztendlich überhaupt keine Bewerbung mehr rausgeschickt und habe dann gedacht, okay, du übernimmst jetzt einen aktiven Part und du schreibst die Frau an und bittest tatsächlich mal um Hilfe. Vielleicht kann sie dir in irgendeiner Art und Weise helfen.

Die Frage nach Hilfe ordnet Andrej ausdrücklich nicht in einen Kontext von Passivität ein, sondern er charakterisiert die Kontaktaufnahme als aktives Handeln. Da prinzipiell eine Auslegung denkbar ist, bei der Hilfe in einen Zusammenhang mit Passivität oder Abhängigkeit gebracht wird, deuten sich grundlegende Schwierigkeiten bei der Interpretation von passiven und aktiven Verhaltensweisen an oder wie es Erik H. Erikson (1994, S. 86) veranschaulicht: „You can actively flee, and you can actively stay put […]". Andrejs Aussagen können aber auch beispielhaft für die seitens der politischen EntscheidungsträgerInnen gewünschte Orientierung an das im Zuge der Agenda 2010-Reformen ausgerufene Leitbild des *Forderns* und *Förderns* stehen: Einerseits wird von Andrej erwartet, sich eigenverantwortlich um eine Stelle zu kümmern, andererseits soll das Motto auf unterstützende institutionelle Maßnahmen hinweisen. Auf die Probleme der Ausweitung der Eigenverantwortung im Sozialstaat auf prinzipiell jede Person macht jedoch Klaus Günther (2002, S. 121) aufmerksam: Erzwungene Eigenverantwortung kann es nämlich nicht geben, weil gerade diese fremdbestimmt wäre und einer „Ermächtigung des Einzelnen zum Subjekt seiner Handlungen" diametral entgegenstünde. Außerdem können selbst beim Wunsch des Einzelnen eigenverantwortlich zu handeln, jene „individuellen und gesellschaftlichen Voraussetzungen zur Verantwortungsübernahme fehlen", sodass auch in jenem Fall höchstens eine fremdbestimmte Anpassung an die gestellten Anforderungen erfolgen würde (Günther 2002, S. 121). Andrej führt die Begegnung mit seiner Beraterin weiter aus:

> Dann bin ich dahin und habe ganz, ganz viele Fragen gestellt. Unter anderem, ob es den anderen Leuten genauso geht wie mir. Die Frau hat mich angeguckt nach

> dem Motto, Gott, was habe ich denn hier für ein Fall und hat tatsächlich keine einzige Frage, hat sie auch nur versucht, zu beantworten.

Die Ungewissheit über das Befinden von Menschen in einer ähnlichen Situation, lässt darauf schließen, dass der Gesprächspartner keinen Austausch mit anderen Erwerbslosen hat. Dies kann erneut als Zeichen von heutzutage stark individualisierter Erwerbslosigkeit aufgefasst werden (vgl. auch Kap. 6.1.1). Die Arbeitsberaterin verweist Andrej schlussendlich an weitere Stellen für Weiterbildungsangebote, womit sich die Wahlmöglichkeiten nach seinem Empfinden erhöhen:

> Wunderbar, war cool. Fand ich total super, dass es überhaupt, dass ich nicht wusste, dass es dieses Angebot gibt, dass das einem ohne Probleme gewährt wurde […] Und dann habe ich auch relativ schnell die Termine bekommen. Und diese Unterstützung von außen hat mich dann wiederum beflügelt oder hat mir einfach neue Kraft gegeben und eine neue Perspektive. Ah, da gibt es tatsächlich eine Lösung für mein jetziges Problem. Und das war gut.

Hinzuzufügen ist, dass TeilnehmerInnen aus Deutschland eine unterschiedliche Behandlung je nach sozialer Position vermuten. So erzählt Anne in Bezug auf die zu belegenden Kurse und weiteren Pflichten im Rahmen ihrer Erwerbslosigkeit:

> Diesen Kurs, den wir da machen, da hatte ich schon das Gefühl, dass wenn das zum Beispiel jemand von der Uni war, sogenannte Akademiker oder was auch immer, dann war das schon so, ja der kommt schneller auf den Markt, den müssen wir nicht so oder die sind disziplinierter oder was auch immer. Den müssen wir nicht so drücken und bei anderen Menschen, da haben sie tatsächlich einfach die Daumenzwinge immer enger gesetzt. Die mussten sich häufiger melden, mussten wie gesagt, mehr Bewerbungen schreiben. Also da wurde schon ein großer Unterschied gemacht. Also das hat man schon gemerkt. Ja, es war auch in unserer Gruppe tatsächlich, war das tatsächlich auch so, dass wir unterschiedliche Zahlen hatten. Das kam auch von Sachbearbeiter zu Sachbearbeiter und war da natürlich auch unterschiedlich. Ich weiß nicht, ob sie das nach Nachnamen sortiert haben, dass alle die mit K anfangen einen Sachbearbeiter zugeordnet werden. Das weiß ich jetzt nicht genau. Manche mussten zehn Bewerbungen schreiben, manche nur drei und irgendjemand sieben. Das war wirklich total individuell.

Mariana hat ähnliche Erfahrungen aufgrund ihres akademischen Abschlusses gemacht. Die Interviewte muss sich seltener bewerben, erhält aber auch weniger Stellenangebote zur Auswahl:

> Im letzten halben Jahr kannst du es an einer Hand zusammenzählen, wie viele Jobvorschläge ich bekommen habe, weil sie davon ausgehen, dass ich soweit, wie soll ich es beschreiben, soweit selber fähig bin, mir einen passenden Job zu suchen. So andere kriegen ständig Jobangebote, ›machen sie mal und bewerben sie sich, auf gar keinen Fall nicht bewerben, sonst werden sie ja runtergestuft‹. Und so ist es bei mir nicht, die droht mir nicht mit irgendwas.

Darüber hinaus erzählt Mariana von einer räumlichen Trennung der jeweils anzusprechenden Zielgruppe: „Ich bin ja in einem Jobcenter, das ist ja so, ich nenne es jetzt mal in Anführungsstriche ein Elite-Center. Da ist ja wirklich viel weniger los, weil da tatsächlich nur die Studierenden sind.“ In diesem Zusammenhang fällt Mariana zudem die Innengestaltung des Gebäudes auf: „Und im Gebäude selbst, wenn du reinkommst, denkst du, das ist noch ein Hotel, eine Luxushalle, ein Riesen-Kronleuchter, der in der Mitte hing, geht‘s da so eine Wendeltreppe hoch.“ In Übereinstimmung damit, dass Mariana die Luxus suggerierende Aufmachung eines öffentlichen Gebäudes in Verbindung mit bestimmten Gruppen bringt („Elite“), stellt Wehrheim (2012, S. 104) fest, dass die Gestaltung von Gebäuden dazu dienen kann, „soziale Gruppen wie Lebensstile räumlich zu separieren“. Denn wenn Gebäude das Gefühl erzeugen, dass die eigene soziale Position zur Umgebung passt oder nicht, fördern dies Identifikation respektive Ausgrenzung.

Andrej vermutet zumindest keine vorher abhängig vom jeweiligen Bildungsabschluss festgelegte Linie des Umgangs mit Erwerbslosen:

> Ich kenne es wiederum auch anders, dass auch Akademiker dort etwas an die kürzere Leine genommen werden. Das ist natürlich irgendwie von Fallmanager oder Jobberater, oder wie sie sich nennen, von Fall zu Fall dann unterschiedlich.

TeilnehmerInnen mit niedrigeren Bildungsabschlüssen schildern negative wie positive Erfahrungen. Tobias ist sich der gewissen Zufälligkeit bei der Zuweisung von FallmanagerInnen bewusst, sieht sich aber insbesondere nach schlechten Erlebnissen in der Vergangenheit beim Jobcenter würdevoll behandelt:

> Also ich habe überhaupt keine negativen Erlebnisse mit dem Jobcenter gehabt, muss ich sagen. Das lief bisher alles klasse. Ich habe meinen Termin da immer bekommen und die haben mich als Mensch wahrgenommen, muss ich ganz ehrlich sagen. Vielleicht habe ich auch Glück gehabt, und dass ich an einen guten Sachbearbeiter gekommen bin, weiß ich nicht. Anscheinend bin ich an einen guten Sachbearbeiter gekommen, das lief immer alles okay.

Auch Sven bewertet seine Erfahrungen positiv und hebt die individuelle Unterstützung hervor, die nicht nur darauf zielt, ihn sofort wieder in den Arbeitsmarkt einzugliedern. Vielmehr berichtet der Interviewte, dass das Hauptaugenmerk daraufgelegt wird, seine Gesundheit und sozialen Beziehungen zu stabilisieren:

> Und bis jetzt waren sie sehr kulant, also ich hatte freundliche Mitarbeiter auf jeden Fall beim Jobcenter und jetzt auch zuletzt ein Fallagent, das heißt, die Fallagenten haben weniger Leute und mehr Zeit für die Leute, die sie haben. Genau, dann geht man halt dahin und redet ein bisschen. Immer wieder mal muss man ein Formular ausfüllen, ja und dann wird das halt überwiesen. Echt eigentlich sehr positiv. Was sie sagen, ist halt, dass die Genesung und die Wiedereingliederung, also nicht nur

> die Wiedereingliederung, sondern auch die Stabilität und wieder ins soziale Netzwerk kommen, mit seinen Freunden und Bekannten und so weiter, dass das vorrangige Ziel ist. Und sie habe mich unterstützt, wenn ich ein Praktikum machen wollte, wovon ich jetzt auch zwei gemacht habe […] Das fanden die gut.

Joel F. Handler (2004, S. 15) erklärt, dass Menschen mit besseren Aussichten auf eine Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt, bevorzugt behandelt werden. Dies ist im Zusammenhang mit marktorientierten Reformen der Verwaltung und Leistungsgewährung in den Wohlfahrtsstaaten nach dem Leitbild des *New Public Managements* zu sehen. Es handelt sich hierbei um Strategien für Verwaltungsreformen, die in den westlichen Wohlfahrtsstaaten vermehrt seit Mitte der 1980er-Jahre umgesetzt werden. Ziele sind unter anderem:

> Stärkung der Marktorientierung sowie Einführung von Wettbewerbselementen; Übernahme privatwirtschaftlicher Managementmethoden; Dezentrale Führungs- und Organisationsstrukturen; Privatisierung und Deregulierung; Einführung von Kontraktmanagement; Dezentrale Ressourcen- und persönliche Ergebnisverantwortung; Ergebnisorientierte Steuerung; Mehr Bürger- bzw. Kundennähe (Oschmiansky 2010).

In der konkreten Ausgestaltung werden Anspruchsberechtigte in Gruppen eingeteilt, für die entsprechend spezifische Maßnahmen vorgesehen sind. Den BeraterInnen steht ein größerer individueller Bewertungsfreiraum bei der Gewährung weiterbildender Angebote oder auch zu erfüllender Pflichten zu (vgl. Handler 2004, S. 8f.; Oschmiansky 2010). Die Gruppenbildung führt allerdings zwangsläufig dazu, dass Vorurteile in die Ausgestaltung der Maßnahmen einfließen (vgl. Handler 2004, S. 9; Dörre 2017, S. 89). Auch wenn die InterviewteilnehmerInnen mit akademischem Abschluss eine für sie als vorteilhaft empfundene Ungleichbehandlung ausmachen, ist innerhalb des gesamten Samplings keine eindeutige Tendenz auszumachen. Von ausschließlich negativen Erfahrungen im direkten Kontakt mit staatlichen Stellen berichten allerdings die einzigen zwei TeilnehmerInnen aus Deutschland mit Kindern. Aufgrund der geringen Fallzahl und mangelnden Vergleichsmöglichkeiten kann hier jedoch nicht geklärt werden, inwieweit institutionelle Ausrichtungen dafür verantwortlich sind.

Neben Berichten von Bevormundung und Einschränkungen der Wahlmöglichkeiten im Typus *Asymmetrische Beziehungen* heben TeilnehmerInnen im zweiten Typus *Individuelle Förderung* die Vermittlung von Befähigungen seitens der Institutionen hervor. Insgesamt zeigt sich bei den ersten zwei herausgearbeiteten gegensätzlichen Typen somit die „Ambivalenz von Sozialpolitik in der Spätmoderne“ (Lessenich 2010, S. 557):

> Sozialpolitik tut, entgegen einem hartnäckigen Vorurteil auch der gängigen soziologischen Beschäftigung mit dem Gegenstand, nicht nur „Gutes“. Sie ist keineswegs allein eine öffentlich-säkularisierte Variante der christlichen Caritas, nicht nur ein Ort und Hort der Hilfe, Solidarität und Wohltätigkeit – sondern eben

> immer auch ein Instrument sozialer Steuerung, Kontrolle und Disziplinierung. (ebd.)

8.1.3 Ausschluss von Leistungen

> *I don't go to the doctor, and I don't go to the dentist, and I don't go to the eye doctor, because I can't afford it, because I don't have the insurance for it.*
> *(Jennifer)*

Während in den vorangegangenen Typen Bewertungen und Erfahrungen mit Institutionen behandelt werden, stehen in diesem Typus Aussagen über sozialstaatliche Lücken im Vordergrund. Thematisiert wird der versperrte Zugang zu sozialen Chancen, „die sich auf die substantielle Freiheit des einzelnen auswirken, ein besseres Leben zu führen zu können" (Sen 2000, S. 53). Die TeilnehmerInnen nennen zudem kompensatorische Strategien, um mit fehlender institutioneller Unterstützung temporär, teilweise aber auch dauerhaft, zurechtzukommen. Während keine InterviewteilnehmerInnen aus Deutschland dem Typus zugeordnet werden, sind aus den USA drei GesprächspartnerInnen, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht haben und vier NiedriglohnbezieherInnen von wohlfahrtsstaatlichen Lücken betroffen.

Tabelle 28: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Ausschluss von Leistungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	3 von 6	0 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	4 von 5	0 von 5
Gesamt	7 von 11	0 von 11

In Janices Ausführungen zur Suche einer Krankenversicherung lassen sich einige spezifische Kennzeichen und Probleme der US-amerikanischen Sozialstaatspolitik ausmachen:

> I am 28, I can't be on my parents' health insurance, like I am too old. When I tried to apply for Obamacare that was unaffordable [...] I cannot afford an extra 230 dollars a month for health insurance. Absoluty not […] So, that was frustrating.

Janice kann die Aufwendungen für eine Krankenversicherung nicht stemmen und erhält keine Unterstützung vom Bundesstaat. Die Interviewpartnerin befindet sich mit ihrem Einkommen wie etwa drei Millionen andere US-AmerikanerInnen im „coverage gap" zwischen armen Haushalten, die durch das Programm *Medicaid* abgesichert sind, und Personen, die genügend

Einkommen verdienen oder durch ihren Arbeitgeber Versicherungen abschließen können (vgl. Garfield und Damico 2015). Überdies deutet die Interviewte die Fragmentierung der Regelungen aufgrund bundesstaatlicher Hoheiten an (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 238). Janice überlegt, eine Versicherung im Nachbarstaat abzuschließen, wo die Einkommensgrenze für finanzielle Hilfen von Personen mit geringen Einkünften niedriger angesetzt ist:

> Here is two things: If you make over 16,500 a year, you can't be on the state's health insurance, like you make too much money for it […] I inquired about New Hampshire because my mum was close enough to the border, and I previously lived in New Hampshire, so I wonder what New Hampshire's is. And, New Hampshire expanded their like state health insurance and stuff. And so, if I lived in New Hampshire, based on my income I can be on New Hampshire health insurance. But because I make too much money according to my state, then I can't be on health insurance. That's just ridiculous. So, I literally almost did this, but I thought about opening up a PO Box in New Hampshire and just using that as my address. Because I got penalized two years in a row for not having health insurance, I mean, this is stupid, for five hundred dollars each time. Why am I paying five hundred dollars penalty for not having health insurance? This is stupid. So, I was annoyed. And then, this year I won't get penalized, because I filled for an exemption and luckily got it. So, this year I won't get penalized which is great, and I'll have it for a half a year.

Schließlich spricht Janice die Fokussierung der US-amerikanischen Sozialpolitik auf Familien mit Kindern[54] an (vgl. ebd., S. 130), wodurch sich die Gesprächspartnerin außen vorgelassen fühlt:

> It's better when you are …, since like I am a single person, I am not married, I don't have children technically, so if you have children, I can tell you it is a lot easier if you have dependence. I think, they do pay you more for that. And they are a little bit more easier with helping you find assistance and stuff through their state programs, but since I didn't have children, I feel like left in the wind almost like we have to support other people. You are doing better than other people, I guess, so they see it. But in my opinion I am not.

Auch Interviewpartnerin Jennifer ist für ernährungssichernde Hilfen nicht anspruchsberechtigt, da sie wie Janice kinderlos ist:

> I applied for food stamps, but I was told by department of human service if I didn't have a child that I wasn't gonna get it at all. Because I am a single person, they don't do that anymore. You know, my state governor has cut the program funding so much that students can't get food stamps.

Jennifer geht außerdem davon aus, aufgrund ihres Studierendenstatus generell keine Chancen auf Unterstützung durch derartige Programme zu haben, obwohl sie wie viele ihrer

[54] Die Programme sind im internationalen Vergleich dennoch unterentwickelt, häufig stigmatisierend und zunehmend restriktiver ausgestaltet (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 129-138).

Kommilitonen nicht einmal ihre Nahrungsmittelversorgung sicherstellen kann und Einkünfte deutlich unter dem offiziellen am absoluten Existenzminimum orientierten US-amerikanischen Armutsniveau bezieht:

> And I also believe that if you are a student, you are not applicable for financial aid from the state which I find so bizarre because there a so many hungry kids here. So, yeah, I am not eligible for any of those programs even though I'm, I think, the last time I checked, I was 225 percent below the poverty level in America. So, I am living in extreme poverty. I don't qualify.

Edin und Shaefer (2015) zufolge konnten auch in ihrer US-Studie untersuchte Anspruchsberechtigte für Sozialhilfe schon in den 1990er-Jahren nur etwa drei Fünftel ihrer Ausgaben decken. Mittlerweile beziehen selbst viele anspruchsberechtigte Menschen in Armut überhaupt keine Leistungen mehr. Die AutorInnen begründen dies durch Unwissen über die Existenz bestimmter Programme, durch Scham, nicht zu den Menschen gehören zu wollen, die auf Programme staatlicher Mindestsicherung angewiesen sind und durch Angst vor wiederholter Ablehnung.

Unabhängig vom Erwerbsstatus haben einige TeilnehmerInnen aus den USA keine Krankenversicherung oder laufen Gefahr, den entsprechenden Versicherungsschutz zu verlieren. So berichtet Jennifer, dass sie trotz erheblicher gesundheitlicher Probleme jegliche Arztbesuche vermeidet, weil sie die Kosten dafür nicht tragen kann. Trotz Ausweitung des Krankenversicherungsschutzes durch den 2010 beschlossenen *Patient Protection and Affordable Care Act*, umgangssprachlich Obamacare genannt, bleiben Lücken in der Gesundheitsversorgung für kinderlose Erwachsene bestehen (vgl. Garfield und Damico 2015), wie an Jennifers Beispiel deutlich wird. Aufgrund chronischer Beschwerden muss die Interviewte daher ständig zwischen Ernährungssicherheit und medizinisch erforderlichen Leistungen finanziell abwägen:

> I don't go to the doctor, and I don't go to the dentist, and I don't go to the eye doctor, because I can't afford it, because I don't have the insurance for it. And I've got friends who even with insurance are still paying thousands of dollars out of pocket. I have asthma, I can't breathe very well, my inhaler costs me eighty dollars, and I need it probably every three or four months which means every three or four months I need to make a choice as whether not I am gonna be able to breathe or if I'm gonna buy groceries because I use my medicine money to buy food. So, it's pretty depressing. I know a lot of people, I have friends who have teeth that are broken and infected, and they can't go to the dentist to get them replaced or pulled, so they just live with the pain, just constant pain. I have been so sick in the past that I couldn't breathe at all, and I kept saying I can't go to the doctor, because I really can't afford the bill. So, it's the first thing that comes into mind when I am sick or get hurt, I can't afford this, so I'll avoid, I just won't go which is not good [lacht]. Yeah, I know a lot of people who just don't go, you don't go to the doctor, because

> we can't. That's one of the privileges of being somebody who can make fifty grand a year is that hopefully your workplace is also providing you insurance.

Gesprächspartner Rodger geht auf die Übergangszeiträume zwischen zwei Arbeitsverhältnissen ein. Der Interviewte schildert einen Kreislauf der Inanspruchnahme und dem Fehlen von Gesundheitsleistungen abhängig vom jeweiligen Erwerbsstatus:

> So, while I was there, I got my teeth cleaned, I got all my cavities filled, I went in for a checkup, I got all my health care done. And, when I left my job, there was no more health insurance. So, I didn't do anything until I got another job with the state or the federal government and then I got everything done again and that's the way most people would do it because no one could afford health insurance.

Interviewpartner Howard schätzt sich zwar glücklich, seine Krebserkrankung überlebt zu haben. Die für ihn früher fehlende institutionelle Einbindung in das Gesundheitssystem hat aber zu unabsehbaren weiteren Folgen geführt. Howard weist auf die verbreitete Strategie des Verschiebens von gesundheitlichen Behandlungen hin (vgl. Garfield und Damico 2015, S.5):

> But also, if there is a financial penalty for going to a doctor, there is a tendency to put it off, well, I probably heal. It'll probably be alright, it's probably nothing big. My prostate cancer, you know, I was having trouble, you know, pissing in the morning, but I didn't have to get up during the night. When the docs ask me about whether what was going on with the urinary tract and all that stuff. I would tell her, I don't think there is any problem. Guys I hang around with, when we go out for beers, I can hold the beer longer than they can before I got to run to the pissoir. I didn't think there was any big deal […] So, I mean, it's quite likely that even if they had caught it earlier that I still would have probably had to have the surgery, but I wouldn't had to have the radiation, right? Because as it grows, as the cancer gets more advanced it begins to invade the whole prostate.

Howard ist mittlerweile durch *Medicare* pflichtversichert, einer Krankenversicherung für alle US-BürgerInnen ab dem 65. Lebensjahr. Dennoch stellt sich der Interviewte weiterhin auf negative Folgen ein, weil er vorher nicht ausreichend Versorge- und Vorsorgeleistungen in Anspruch hat nehmen können, durch welche die schwere Krankheit vermutlich früher erkannt worden wäre.

Die 21-jährige Sarah erzählt, dass sie gegenwärtig keinen Krankenversicherungsschutz mehr besitzt:

> And then health insurance. Oh, I have to apply for health insurance. Oh my god, I just remembered […] So, the insurance was cut from me a few weeks ago, so that's why I am still working on it […] I am just gonna do my best, you know, hopefully, I'm really hoping nothing will happen, of course. We'll see.

Auch wenn Sarah den Umstand nicht verharmlost, fällt ihr dieser Sachverhalt fast beiläufig auf. Für junge Erwachsene, die für sich weniger Krankheitsrisiken wahrnehmen und in den USA

häufiger unversichert sind, hat sich der Begriff „young invincibles“ eingebürgert (Bibbins-Domingo und Burroughs 2010, S. 642; Baicker, Congdon und Mullainathan 2012, S. 117). Sarahs Fall zeigt exemplarisch die Problematiken der Gesundheitsversorgung für diese Altersgruppe auf. Junge Erwachsene weisen die niedrigsten Versicherungsquoten auf, dennoch existieren kaum politische Strategien, um diese Unzulänglichkeit zu überwinden (vgl. Park, et al. 2006, S. 314). Nur ein Teil der jungen Erwachsenen wird über College-Programme versichert, es existiert somit kein gängiger Zeitpunkt für den Eintritt in das Gesundheitssystem mit einer eigenen Versicherung (vgl. ebd.).

Mit niedrigem Einkommen sind nachteilige Effekte von Arbeitsbedingungen, Ernährung, Wohnbedingungen, allgemeine die Gesundheit betreffende Verhaltensweisen, Zugang und Inanspruchnahme der Vorsorge sowie Versorgung medizinischer Leistungen auf die Lebenserwartung wahrscheinlich (vgl. Klein und Unger 2001, S. 96 f.). Klein und Unger untersuchten in ihrer Studie (2001), wie sehr das Mortalitätsrisiko von Menschen bei Gesundheit respektive Krankheit vom Einkommen abhängt. Die Autoren stellen fest, dass das Mortalitätsrisiko in Deutschland im Krankheitsfall in Abhängigkeit zum Einkommen sinkt, weil die Qualität der medizinischen Versorgung für die gesamte Bevölkerung ähnlich hoch ist. In den USA konstatieren die Forscher hingegen, dass das Mortalitätsrisiko auch bei Krankheit sehr stark mit dem Einkommen korreliert, weil bei einem großen Teil der Bevölkerung kein oder nur unzureichender Versicherungsschutz besteht. Das Mortalitätsrisiko bei Menschen in den Vereinigten Staaten ist demnach sowohl bei Krankheit als auch im gesunden Zustand stark vom Einkommen abhängig.

In Deutschland sind 98 Prozent der Bevölkerung krankenversichert (vgl. ebd., S. 99). In den USA besitzen hingegen 9 Prozent der EinwohnerInnen keine Krankenversicherung, obwohl dort das teuerste Gesundheitssystem der Welt beheimatet ist (vgl. Hajen 2017, S. 41). Hajen (2017) erläutert, dass durch den unter Präsident Obama erlassenen *Patient Protection and Affordable Care Act* die Zahl der Nichtversicherten von 46 auf 29 Millionen Menschen gesunken ist. Seit Einführung von *Obamacare* ist der Abschluss einer Krankenversicherung verpflichtend. Bei nicht erfolgtem Nachweis muss mit Strafzahlungen gerechnet werden. Da die Versicherungsprämien oft über den Strafzahlungen liegen, verzichten vorwiegend jüngere Menschen auf eine Krankenversicherung. Lücken bestehen ferner unter anderem bei *Medicaid* – auch wenn hier aufgrund der Ausweitung der Anspruchsberechtigten 14 Millionen Neu-Versicherte gezählt werden konnten. Das Programm ist an die ärmsten Einkommensschichten gerichtet, die Regeln zur Anspruchsberechtigung fallen aber von Bundesstaat zu Bundesstaat unterschiedlich aus. Trotz einiger Verbesserungen und Erfolge ist *Obamacare* nach wie vor

umstritten. Seit Beginn der Reform hat die republikanische Partei wiederholt angekündigt, das System abzuschaffen – bisher allerdings erfolglos.

8.2 Liberales und konservatives Wohlfahrtsregime

Interviewte aus Deutschland sind in den ersten zwei Typen, in denen sich hauptsächlich mit der Bewertung von Institutionen auseinandergesetzt wird, überrepräsentiert. Insgesamt bemängeln die InterviewteilnehmerInnen deutlich stärker verschiedene Aspekte von sozialstaatlichen Einrichtungen und deren Leistungen, als hilfreiche institutionelle Unterstützung hervorzuheben. Mehr als die Hälfte der TeilnehmerInnen aus den USA ist in unterschiedlichen Maßen von politisch-institutioneller Teilhabe ausgeschlossen und kommt mit entsprechenden Einrichtungen gar nicht erst in Kontakt. So berichten ausschließlich GesprächspartnerInnen aus den USA vom Ausschluss von sozialstaatlichen Leistungen. Kronauer (2010a, S. 175) unterscheidet zwischen der Vorenthaltung und Einschränkung der Reichweite von politisch-institutionellen Rechten. In Übereinstimmung damit, dass in den europäischen Ländern diese Rechte seltener gänzlich vorenthalten werden, beschäftigen sich die InterviewteilnehmerInnen aus Deutschland stärker mit deren Qualität. Dies gilt nicht gleichermaßen für die USA, so sind die dortigen GesprächspartnerInnen auch mit versperrten Zugängen zu sozialstaatlichen Leistungen konfrontiert.

Die Vereinigten Staaten wenden denn auch deutlich weniger Mittel für sozialpolitische Leistungen als andere westliche Industriestaaten auf (vgl. Wagschal 2000, S. 97; Schild 2003, S. 43; Ullrich 2005, S. 92; Grell und Lammert 2013, S. 14). Die Sozialleistungsquote beträgt lediglich 18,7 Prozent, während sie in Deutschland bei 25,1 Prozent liegt (vgl. OECD 2019a). Allerdings ist die private Wohltätigkeit ungleich höher als in Deutschland und allen anderen OECD-Staaten (vgl. Murswieck 2008, S. 654; Grell und Lammert 2013, S. 63). Ehrenamtliches Engagement ist zudem verbreiteter (vgl. Strasser und Nollmann 2005, S. 18, Münch 2009, S. 218; Grell und Lammert 2013, S. 63). Private Formen der Unterstützung sind jedoch nicht garantiert und damit keine einklagbaren Staatsbürgerrechte. Bei Betrachtung von Wohlfahrt als einer vorrangig staatlichen Aufgabe kann die Sozialpolitik der USA also als „rückständig, fragmentiert und unvollständig“ beschrieben werden (Grell und Lammert 2013, S. 14).

Allein die Höhe der Sozialausgaben sagt darüber hinaus aber immer noch relativ wenig über die tatsächliche Ausgestaltung eines Wohlfahrtsstaates aus. Niedrige Sozialausgaben können nämlich auch das Ergebnis von Vollbeschäftigung und hoher Löhne sein, weshalb Sozialleistungen kaum in Anspruch genommen werden. Umgekehrt deuten hohe

Sozialausgaben nicht zwangsläufig auf ein umfangreicheres Netz sozialer Sicherungen, sondern können auch das Ergebnis konjunktureller Krisen sein (Esping-Andersen 1998, S. 33 f.).

Gøsta Esping-Andersen hat die bisher einflussreichste und geläufigste Typologie der westlichen Wohlfahrtsstaaten konzipiert (vgl. Hanesch 2012, S. 22). Die Höhe der Sozialausgaben eines Staates fasst Esping-Andersen (1998) nur als Begleiterscheinungen auf. Das Hauptaugenmerk liegt daher auf der Wohlfahrtsproduktion auf den verschiedenen Ebenen des Staates, des Marktes und der Familie. Ausgangspunkt Esping-Andersens Analyse ist der von Thomas H. Marshall 1950 ausformulierte Staatsbürgerstatus, der als Kern der Idee eines Wohlfahrtstaates gelten kann: „Staatsbürgerrechte verleihen einen Status, mit dem all jene ausgestattet sind, die volle Mitglieder einer Gemeinschaft sind. Alle, die diesen Status innehaben, sind hinsichtlich der Rechte und Pflichten, mit denen der Status verknüpft ist, gleich.“ (Marshall 1992, S. 53). Staatsbürgerrechte beinhalten bürgerliche Freiheitsrechte, politische Beteiligungsrechte und soziale Teilhaberechte für alle Bürger des Staates. Trotzdem existiert ein spannungsreiches Verhältnis zwischen dem demokratischen Gleichheitsideal Marshalls und sozialer Ungleichheit. Esping-Andersen spezifiziert dies durch die Prinzipien der Dekommodifizierung und Stratifizierung. Die Positionierung der jeweiligen Wohlfahrtsstaaten zu diesen Prinzipien zeigen sich in unterschiedlichen „Arrangements zwischen Staat, Markt und Familie“ (Esping-Andersen 1998, S. 43).

Dekommodifizierung ist ein Prinzip, das der Eigenschaft von Arbeit als Ware entgegengewirkt. Das Maß der Dekommodifizierung hängt davon ab, in welchem Umfang „Verteilungsfragen vom Marktmechanismus entkoppelt sind“ und alternative, nicht vom Markt abhängige wohlfahrtsstaatliche Leistungen bereitgestellt werden (ebd., S. 36). Bei hoher Dekommodifizierung können BürgerInnen ohne Angst vor „Verlust des Arbeitsplatzes, des Einkommens oder überhaupt ihres Wohlergehens“ immer frei entscheiden, ob sie ihr Arbeitsverhältnis aus „gesundheitlichen, familiären oder altersbedingten oder auch solchen der eigenen Weiterbildung“ bezogenen Gründen verlassen wollen (ebd., S. 38). Als Indikatoren hierfür gelten die Höhe der Einkommensersatzleistungen, der Zeitraum des maximal möglichen Bezuges und die Anspruchsbedingungen (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 20).

Beim Prinzip der Stratifizierung steht das Verhältnis von Wohlfahrtsstaat und sozialen Klassen im Mittelpunkt. Das Maß der Stratifizierung hängt davon ab, inwieweit ein Regime zur Verringerung sozialer Ungleichheit beiträgt oder staatliche Eingriffe Statusunterschiede erst festschreiben oder sogar vergrößern (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 39 f.). Aus den beiden Prinzipien der Dekommodifizierung und Stratifizierung ergeben sich schließlich

unterschiedliche Verhältnisse zwischen Staat, Markt und Familie, woraus Esping-Andersen die Typen der liberalen, konservativen und sozialdemokratischen wohlfahrtsstaatlichen Regime ableitet.

Die USA zählen zu den liberalen Wohlfahrtstaaten, „in denen bedarfsgeprüfte Sozialfürsorge, niedrige universelle Transferleistungen und ebenso bescheidene Sozialversicherungsprogramme vorherrschen“ (ebd., S. 43). Ein Kennzeichen ist die sehr niedrige Dekommodifizierung. Die Sozialfürsorge ist zwar nicht an vorherige Arbeitsleistungen gekoppelt, aber die Leistungen sind bedürftigkeitsgeprüft und fallen niedrig aus. Berechtigungsregeln sind streng und häufig stigmatisierend (vgl. ebd.). Im Falle von Erwerbslosigkeit wird in den USA in der Regel für bis zu 26 Wochen ein je nach Bundesstaat unterschiedlich hoher Teil des Einkommensausfalls – im Durchschnitt aber nur 35 Prozent – durch die Arbeitslosenversicherung ausgezahlt (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 116). Die Anspruchsberechtigung für Sozialhilfe gilt nur 24 Monate hintereinander sowie höchstens 60 Monate im gesamten Leben und deckt meist nicht – trotz unterschiedlicher bundesstaatlicher Regelungen – erwerbsfähige Alleinstehende ab (vgl. ebd., S. 120). Die Höhe der Leistungen, die seit der Sozialstaatsreform von 1996 deutlich gesunken sind, liegt im Bundesdurchschnitt 30 Prozent unter der offiziellen Armutsgrenze (vgl. Floyd und Schott 2013, S. 1). Staatliche Unterstützung nehmen in liberalen Wohlfahrtsregimen daher zumeist einkommensschwache Personen in Anspruch. Besser Gestellte greifen je nach Einkommen auf die sehr vielfältigen privaten Angebote zurück (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 43). Ergebnis dieser wohlfahrtsstaatlichen Ausrichtung sind sehr große soziale Gegensätze (vgl. ebd., S. 39). In den USA gilt der Markt als primäre Quelle für soziale Teilhabe, weshalb der Niedriglohnsektor entsprechend groß ausfällt (vgl. Beck 2007, S. 150 f.). Aufgrund geringer staatlicher Leistungen besteht ein größerer Druck, ein Erwerbseinkommen zu generieren, jedoch sind selbst Armutsquoten Erwerbstätiger in den Vereinigten Staaten beträchtlich – und deutlich höher als in Deutschland (vgl. Rhein 2009, S. 5).

Liberale Wohlfahrtsregime stärken den Markt entweder durch wenig attraktive staatliche Programme passiv oder durch Subventionierung privater Absicherungsprogramme aktiv (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 43). In den USA spielen die Ehe und Kleinfamilie in den politischen Diskursen zwar eine entscheidende Rolle, dennoch fallen sozialpolitische Leistungen und Programme für Familien bescheiden aus, da familiäre Angelegenheiten in der Regel als Privatsache begriffen werden (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 59). So wird keine bezahlte Elternzeit gewährt und die Betreuung von Klein- und Vorschulkindern erfolgt privat (vgl. ebd., S. 136; Manow 2018, S. 208). Das dem Zweiernährer-Modell zugeordnete „Gender Regime“

der USA mit entsprechend höheren Erwerbsquoten von Frauen geht daher weniger auf emanzipatorische Gründe zurück, als vielmehr auf die existenzielle Notwendigkeit ein zweites Einkommen zu generieren (Adler und Brayfield 2006).

Deutschland gehört den konservativen Wohlfahrtsregimen an, welche Statusunterschiede weitestgehend aufrechterhalten. Konservative Wohlfahrtsstaaten nehmen eine Position zwischen den liberalen sehr schwach und den sozialdemokratischen stark dekommodifizierenden Regimen ein (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 39). Trotz gesetzlicher Sozialversicherungen ist auch in der Bundesrepublik die Dekommodifizierung gering einzuschätzen, da der Zugang zu sozialen Leistungen oft von vorherigen Beiträgen abhängig ist (vgl. ebd.). Arbeitslosengeld I wird in der Regel bis zu zwölf Monate und in Höhe von 60 Prozent des letzten Einkommens gewährt. Die nicht an vorherige Einkommen gekoppelte Grundsicherung Arbeitslosengeld II bemisst sich am Existenzminimum. Anspruchsberechtigte Erwerbsfähige müssen sich bemühen, eine Arbeitsstelle zu finden, da andernfalls negative finanzielle Sanktionen verhängt werden können. Die meisten wohlhabenden europäischen Gesellschaften waren im Gegensatz zu den USA lange Zeit nicht dazu bereit, den Niedriglohnsektor mit schlecht bezahlten und gering abgesicherten Jobs auszubauen und dabei Armut und Einkommensungleichheit zu erhöhen, um die Arbeitslosigkeit zu senken (vgl. Handler 2004). In Deutschland ist jedoch mittlerweile einer der größten Niedriglohnsektoren in der Europäischen Union entstanden (vgl. Kalina und Weinkopf 2018, S. 13).

Dennoch sind NiedriglohnempfängerInnen in Deutschland in ein größeres Netz sozialer Absicherung eingebunden. Etwa zwei Drittel der NiedriglohnempfängerInnen sind sozialversicherungspflichtig beschäftigt (vgl. ebd, S. 9). In Hinblick auf das Prinzip der Stratifizierung lässt sich feststellen, dass in Deutschland das Hauptaugenmerk auf den Erhalt von Statusunterschieden gerichtet ist. Beispiele dafür sind Privilegien der Beamten oder war die Arbeitslosenhilfe (vor der Zusammenlegung mit Sozialhilfe zu Arbeitslosengeld II), die sich am vorherigen Einkommen orientiert hat (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 40). Die Umverteilungseffekte fallen demnach gering aus, das Regime trägt selbst zu einer sozialen Stratifizierung bei (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 20). Außerdem ist in konservativen Regimen der Einfluss der Kirche und das damit verbundene Festhalten an traditionellen Familienformen mit einem männlichen Familienernährer zu beachten (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 44). Es existierte eine striktere Arbeitsteilung zwischen männlichem Ernährer und außerhalb von Lohnarbeit stehender weiblicher Care-Arbeit, die nur wenig durch sozialpolitische Maßnahme honoriert wurde (vgl. Kuller 2013, S. 66). Ab den 1960er-Jahren hat sich das „Ernährer-›Hausfrau‹-Modell zum Ernährer-›Zuverdienerin‹-Modell“ gewandelt

(ebd., S. 74, Hervorhebung im Original), bei dem Frauen in Teilzeitstellen einer Lohnarbeit nachgehen. Als Schritt zu Gleichberechtigung ist diese Entwicklung aber umstritten, da die daraus resultierende geringere, weil an die Arbeitsstelle gebundene, soziale Absicherung bei fortwährender gleichzeitiger Übernahme der Care-Arbeit die Abhängigkeit der Frau von einem Ernährer stabilisiert (vgl. ebd., S. 75).

Kritik an Esping-Andersens Modell gibt es mit Blick auf Deutschland unter anderen aufgrund der letzten großen Arbeitsmarktreformen, die auf eine Verschiebung des konservativen in Richtung des liberalen Wohlfahrtsstaatsmodells schließen lassen (vgl. Hanesch 2012, S. 36, Legnaro 2006, S. 514 f.). Exemplarisch dafür steht die sogenannte Hartz-IV-Reform, im Zuge derer nun marktkonforme Eigenverantwortung und Aktivität der *Kunden*[55] gefordert wird. Senkung der Leistungen, Verkürzung der Anspruchsdauer, Verschärfung der Zumutbarkeitskriterien, Streichung statussichernder Programme, strengere Bedürftigkeitsprüfungen sprechen für eine Abkehr dekommodifizierender Formen der Sozialpolitik (vgl. Fleckenstein 2008). Aber auch in den Vereinigten Staaten ist mit dem *Welfare Act* von 1996 ein Umbruch erfolgt, der die bisher deutlichste Verschiebung von einem „welfare" zu „workfare state" darstellt (Peck 2003, Peck 2001), in dem der Bezug von Sozialhilfe an die Bereitschaft einer Arbeitsaufnahme gekoppelt ist. EmpfängerInnen sind somit noch stärker von den Optionen, die der (Arbeits-)Markt bietet, abhängig.

Sowohl in Deutschland als auch in den USA konnten sich, entgegen des üblichen Rechts-Links-Schemas, Koalitionen für die Umgestaltung sozialpolitischer Programme in Richtung mehr Aktivierung und Eigenverantwortung zusammenfinden (vgl. Handler 2004, S. 7). In Deutschland sind die Hartz-IV-Reformen unter einer rot-grünen Bundesregierung, in den Vereinigten Staaten der *Welfare Reform Act* unter einer demokratischen Administration durchgesetzt worden. Das spricht dafür, dass zuletzt ein größerer Konsens bestand, speziell mit Kommodifizierung mehr Menschen in den Arbeitsmarkt zu integrieren.[56] Die Reformen deuten auf den wachsenden Einfluss neoliberaler Sichtweisen in beiden Staaten hin, nach denen der Markt am besten dafür geeignet sei, Wohlfahrt zu gewährleisten und Klassenstrukturen aufzulösen (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 19 f.).

Der liberale Kapitalismus hat sich denn auch zunehmend als vorherrschendes Gesellschaftsmodell in den westlichen Industriestaaten durchgesetzt (vgl. Münch 2009, S. 9; Streeck und Thelen 2005, S. 2). Richard Münch (2009) zufolge hat die „kollektivistische

[55] Vgl. auch Legnaro (2006) für die an eine Vermarktlichung angelehnte „narrative Struktur" der Hartz-Reformen.
[56] Vgl. auch I. W. Martin (2009), Lessenich (2012, S. 48 f.), Deeming (2017, S. 414) für die entsprechenden parteipolitischen Positionen in den Vereinigten Staaten und Deutschland

Inklusion“ gesellschaftlicher Institutionen wie „Verbände, Kirchen und Parteien“ abgenommen und gleichzeitig die „individualisierte Inklusion“ durch Bildung und Markterfolg an Bedeutung gewonnen (Münch 2009, S. 9). Demnach vermitteln nun weniger Staatsbürgerrechte gesellschaftliche Inklusion, sondern die Verantwortung für Inklusion ist stärker beim Individuum verortet. In den westlichen Industrieländern hat sich vor dem Hintergrund der Globalisierung ein ethischer Umbruch von Kollektivismus zum Individualismus vollzogen. Laut Münch orientieren sich Gesellschaftsmitglieder bei diesem Wandel immer weniger an nationalen Maßstäben, sondern Individualismus wird durch rechtliche Ordnungen und Gerechtigkeitsideen des Leistungsprinzips und der Chancengleichheit legitimiert. Teilhabe am gemeinsamen, nationalen Wohlstand wird im Gegensatz dazu zurückgedrängt (vgl. Mackert und Müller 2007, S. 9 f.). Die Vereinigten Staaten gelten als Paradebeispiel für ein liberales Gesellschaftsmodell, das auf Individualismus und zivilgesellschaftliches Engagement für die Inklusion der Bevölkerungsgruppen vertraut (vgl. Münch 2009, S. 186-226). So wie in den USA vorwiegend die untersten Bevölkerungsschichten von Desintegrationstendenzen erschüttert werden, die auf unzureichende auf Inklusion abzielende Maßnahmen des Staates zurückzuführen sind, sieht Münch (2009) auch in anderen westlichen Industrieländern die sozioökonomisch am schlechtesten gestellten Menschen am stärksten von diesem Wandel betroffen, weil sie im transnationalen Rahmen nicht mehr auf nationalstaatliche Solidarität hoffen können. Ob es eine umfassende transnationale oder sogar globale kollektive Solidarität geben wird, bleibt eine offene Frage (vgl. Reich 1993, S. 347; Mau 2007; Münch 2009, S. 64 f.).[57]

Um trotz gewisser Angleichungen die Ursachen für die weiterhin überwiegenden Unterschiede zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland erklären zu können, ist ein Blick auf die historischen Entwicklungen, die politischen Verhältnisse, die Zusammensetzung der Bevölkerung (Kap. 8.3) und die vorherrschenden Wertevorstellungen (Kap 8.4 und 8.5) notwendig (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 27 f.).

[57] Als ein Beispiel für die Ausweitung sozialer Rechte auf transnationaler Ebene kann die europäische Integration gelten (vgl. Kronauer 2010a, S. 88). Soziale Regulierungen, die entgegen den Befürchtungen zu keinem „race to the bottom“ niedrigster Standards geführt haben, sind allerdings leichter durchzusetzen, wenn damit keine umverteilenden Maßnahmen einhergehen (Münch 2009, S. 15).

8.3 Historische Konstellationen

Deutschland gilt durch die bismarcksche Sozialgesetzgebung von 1883 als ein Vorreiter wohlfahrtsstaatlicher Maßnahmen, während die USA erst mit dem New Deal unter Präsident Roosevelt ab 1933 umfassende Sozialprogramme auf Bundesebene einführten.

Vereinigte Staaten

Dezentrale Programme für bestimmte Gruppen wie Kriegsinvaliden und -veteranen sowie bedürftige alleinstehende Frauen mit Kindern, die einem größeren Teil der Bevölkerung Hilfen boten, sowie private Organisationen, die sich Hilfesuchenden annahmen, gab es in den Vereinigten Staaten jedoch schon vor den New-Deal-Reformen (Grell und Lammert 2013, S. 104). Bedeutende Arbeiterbewegungen oder -parteien, die große Bevölkerungsteile anzogen und wohlfahrtsstaatliche Entwicklungen wie in anderen Industriestaaten anstießen, konnten in den USA allerdings nie Fuß fassen (vgl. Sombart 1906; Lipset und Marks 2000, F.-X. Kaufmann 2003b, S. 92):

Im politischen System der Vereinigten Staaten sind nicht zuletzt durch das Mehrheitswahlrecht kleinere Parteien benachteiligt (Lipset und Marks 2000, S. 81 f.). Stattdessen begünstigt das US-amerikanische System eine „two-party duopoly“, in der ausschließlich zwei Parteien ein notwendigerweise sehr breites Spektrum von Positionen vertreten (ebd., S. 82). Zudem waren Gewerkschaften in den USA, die geringeren Einfluss als in anderen Industriestaaten besaßen (vgl. ebd., S. 19) in viel stärkerem Maße an partikularen Lohnfragen und weniger an Änderungen des wirtschaftlichen Systems interessiert, das nie ernsthaft infrage gestellt wurde (vgl. Schild 2003, S. 69). Der bis in die 1930er-Jahre bedeutendste US-amerikanische Gewerkschaftsverband sprach sich gegen jegliche sozialistischen und staatsinterventionistischen Bestrebungen aus (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 80). Da die „traditionelle Arbeiterklasse“ nirgends zu einem Zeitpunkt die Mehrheit in der Wahlbevölkerung stellte (vgl. Esping-Andersen 1998, S. 49), ist außerdem die Bildung von Klassenkoalitionen in den Blick zu nehmen. Während sich in Skandinavien Koalitionen zwischen Bauern- und Arbeiterschaft entwickeln konnten, waren die Interessengegensätze in den USA zu stark: Durch die arbeitsintensive Landwirtschaft im Süden des Landes waren die dortigen Farmer, die von billigen Arbeitskräften profitierten, nicht an Veränderungen der Verhältnisse interessiert (vgl. ebd., S. 50). Stattdessen artikulierten VertreterInnen von

Kriegsveteranen, alleinstehenden Müttern[58], Staatsbediensteten sowie Hauseigentümern separate Interessen (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 79; Schild 2003, S. 32).

Das Selbstverständnis der USA als Einwanderungsland verstärkte diesen Effekt durch die heterogene Bevölkerungszusammensetzung und die daraus resultierende Segmentation der Arbeiterschaft in ethnische Gruppen (vgl. Schild 2003, S. 35; Münch 2009, S. 17; Grell und Lammert 2013, S. 26 f.). In diesem Zusammenhang sind außerdem die Größe des Landes und die Bereitschaft zur Mobilität zu nennen – Faktoren, die ebenfalls nicht zu engeren solidarischen Beziehungen führten (vgl. Prisching 2003, S. 17; Münch 2009, S. 17). Schließlich gilt Rassismus als entscheidend für die Ablehnung von Sozialhilfeprogrammen, die vornehmlich mit der schwarzen Bevölkerung in Verbindung gebracht werden (vgl. Gilens 2003; Liebermann 2003).[59] Ein Klassenbewusstsein in der Arbeiterschaft konnte sich somit kaum entfalten (vgl. Lipset und Marks 2000, S. 272), große Reformen waren außerhalb von Krisenzeiten nicht zu erwarten (vgl. Schild 2003, S. 69, Grell und Lammert 2013, S. 78).

Da mit den bestehenden Programmen die Folgen der Weltwirtschaftskrise von 1929 aber nicht bewältigt werden konnten, wurden durch die New Deal-Reformen ein Rentensystem, eine Arbeitslosenversicherung auf bundesstaatlicher Ebene sowie Programme für bedürftige alte und blinde Menschen sowie für Kinder in Familien ohne männlichen Ernährer eingeführt (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 86). Der New Deal weitete außerdem Aufgaben der Bundesregierung auch auf die Sozialpolitik aus (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 99; Grell und Lammert 2013, S. 83), da im dezentral angelegten politischen System der USA die einzelnen Bundesstaaten hauptsächlich für Bildung, Arbeitsmarkt, Gesundheit und Wohlfahrt zuständig waren.[60]

Nach dem Ende der Weltwirtschaftskrise und obwohl in der Nachkriegszeit enormes Wirtschaftswachstum zu verzeichnen war – das Bruttoinlandsprodukt stieg von 1947 bis 1962

[58] Der arbeitsrechtliche Schutz und die spätere sozialpolitische Absicherung von Frauen und Kindern ist dem Einsatz von Frauenverbänden zu verdanken. Gleichzeitig führte die bis heute andauernde Konzentration der Sozialpolitik auf diese Gruppe zu Vorurteilen über vermeintlich die Allgemeinheit ausnutzende alleinerziehende Frauen, für die zudem der moralische Rechtfertigungsdruck besteht, ohne männlichen Ernährer zu leben (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 81 f.).

[59] Zudem wird auch auf den vergleichsweise hohen Lebensstandard der USA in der wirtschaftlichen Blütezeit zwischen 1865 und 1900 verwiesen, sodass die Ausformulierung gemeinsamer Interessen hinsichtlich staatlicher Interventionen, die einen umfangreicheren Wohlfahrtsstaat hätten entstehen lassen können, weniger notwendig erschien (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 92). Schon Werner Sombart (1906, S. 126) konstatierte: „An Roastbeef und Apple Pie wurden alle sozialistischen Utopien zuschanden." Grell und Lammert (2013, S. 80) geben jedoch zu bedenken, dass sich den ArbeiterInnen in den USA selbst zu jener Zeit des „Gilded Age" keine viel besseren Lebensbedingungen als in Europa geboten hätten. Vielmehr wurden Proteste wegen zu geringer Löhne oder schlechter Arbeitsbedingungen oftmals besonders gewalttätig niedergeschlagen (vgl. Nipperdey 1994, S. 365; Lipset und Marks 2000 S. 272 f.).

[60] Die Bundesstaaten der USA genießen jedoch weiterhin größere Kompetenzen als zum Beispiel die Bundesländer in Deutschland (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 84) und konnten diese im Rahmen der Wohlfahrtsstaatsreform von 1996 wieder ausbauen.

um 80 Prozent (vgl. Schild 2003, S. 203), konnte Armut speziell bei ethnischen Minderheiten nicht überwunden werden. In den 1960er-Jahren rief Präsident Lyndon B. Johnson deshalb im Rahmen der *Great Society*-Reformen den *War on Poverty* aus: Zahlreiche neue Programme sollten die Lebensbedingungen benachteiligter Menschen verbessern und die Armut derer beenden, die bisher nicht vom wirtschaftlichen Boom der Nachkriegszeit profitierten (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 89 f.). Die Einführung von *Medicare* und *Medicaid* zielte auf die Gesundheitsversorgung von Älteren und Bedürftigen, das *Supplemental Nutrition Assistance Program*, umgangssprachlich *Food Stamps* genannt, richtete sich an die Ärmsten der Bevölkerung (vgl. ebd., S. 91). Aber auch im Zeitraum der *Great Society*-Reformen von 1963 bis 1969, in der die Befürwortung sozialstaatlicher Programme einen Höchststand in der Bevölkerung erreichte (vgl. Feldman und Zaller 1992, S. 294), führten die USA keine neuen allgemeinen Sozialleistungen ein, die weder nach Bedürftigkeit noch nach der Höhe der vorher geleisteten Einzahlungen ausgerichtet waren. Deshalb blieben die Vereinigten Staaten laut Michael Katz (2013, S. 15) ein „semi-welfare state“. Im Kampf gegen Diskriminierung kam den USA durch die Gleichstellungspolitik *Affirmative Action* aber eine Pionierrolle zu, wodurch größere Bevölkerungsteile Zugang zu Studium, Ausbildung und mehr Berufspositionen erhielten (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 92).

Die Kosten und Ineffektivität sozialstaatliche Programme brachten Ende der 1970er-Jahre jedoch zunehmend Kritik ein und die Meinung wurde populärer, dass Armut nicht durch Regierungsprogramme überwunden werden könne. Das Ende der Reformen ist mit der Wahl des US-Präsidenten Ronald Reagan verbunden (vgl. Schild 2003, S. 208 f.). Da der Wohlfahrtsstaat für die Reagan-Regierung als wirtschaftliche Belastung galt, veranlasste sie ab Anfang der 1980er-Jahre Einschnitte in der Sozialpolitik, die besonders die von Armut betroffenen Bevölkerungsteile traf (vgl. ebd., S. 272). *Medicaid, Medicare* und das Rentensystem blieben trotz steigender Ausgaben unangetastet, sodass die gesamten öffentlichen Sozialausgaben trotzdem nicht sanken (vgl. Grell und Lammert 2013, S. 97).

In Bill Clintons Amtszeit fiel die maßgeblich von den Republikanern mit beeinflusste *Welfare-to-Work*-Reform, die die Lebensbedingungen von gering entlohnten Beschäftigten verbessern sollte. Strikte Leistungskürzungen und zeitliche Begrenzung der Anspruchsdauer zielten auf die Eingliederung von EmpfängerInnen staatlicher Unterstützungsleistungen in den Arbeitsmarkt (vgl. ebd.). Die Durchsetzung einer Krankenversicherungsreform, die mehr Menschen den Abschluss einer Versicherung garantieren sollte, scheiterte 1994 im damals republikanisch dominierten Kongress. Erst 2009 konnte unter Barack Obama nach heftigem

Widerstand eine Reform erfolgreich durchsetzt werden, die auf konservativer Seite bis heute höchst umstritten ist.

Deutschland

Mit der Einführung einer ersten umfassenden Sozialversicherung, der Krankenversicherung 1883, sowie der Unfallversicherung 1884 und der Invaliditäts- und Altersversicherung 1889, gilt Deutschland als „Mutterland des Sozialstaates“ (Butterwegge 2006, S. 37). Vorläufer der allgemeinen Sozialversicherungen in Deutschland waren Hilfskassen von und für die Arbeiterschaft, die nur begrenzten Umfang und Reichweite hatten (vgl. ebd. 2006, S. 39), andererseits den Grundstein für die weitere Sozialstaatspolitik legten (vgl. Boeckh, Huster und Benz 2011, S. 53). Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates war in Deutschland im Gegensatz zu den USA eng mit der *Arbeiterfrage* verknüpft, die sich darum drehte, eine Lösung für die problematischen Lebensbedingungen der IndustriearbeiterInnen im 19. Jahrhundert zu finden. Durch die Wahlerfolge der Arbeiterpartei SPD wurde die Arbeiterfrage „zum Politikum“ (F.-X. Kaufmann 2003a, S. 261). Bei der Implementierung der Bismarck’schen Sozialversicherungsgesetzgebung ist schließlich von einem Kompromiss zwischen mehreren Akteuren auszugehen. Franz-Xaver Kaufmann (2003a, S. 272) spricht von einer sozialpolitischen „Pattsituation“ vor dem Ersten Weltkrieg: Auf der einen Seite führte eine „halbfeudale[n] Obrigkeit“ mit protestantischen Wurzeln Sozialversicherungen ein (Butterwegge 2006, S. 111), um das revolutionäre Potenzial der Sozialdemokratie zu schwächen und zu kontrollieren (vgl. Schmid 2010, S. 129; Boeckh, Huster und Benz 2011, S. 55; Grell und Lammert 2013, S. 56) und damit die eigene Herrschaft zu sichern (vgl. Butterwegge 2006, S. 40). Auf der anderen Seite war die Absicherung der Arbeiterschaft für das aufstrebende Bürgertum der Großindustrie von Interesse, das um seine Gewinne bangte, „wenn die Konkurrenz – ohne staatliche Eingriffe – weiter forciert würde“ (ebd. S. 43). Gabriel (2018, S. 224) fügt hinzu, dass auch der Katholizismus von Beginn an bedeutenden Einfluss auf die Ausgestaltung des Wohlfahrtsstaates hatte, weil Bismarck zur Umsetzung seiner Sozialversicherungspläne auf die Stimmen der katholisch geprägten Zentrumspartei angewiesen war.

In der Weimarer Republik wurde die Arbeitslosenversicherung 1927 als vierte Säule des Versicherungssystems einführt. Die faktische Trennung von der kommunalen Armenfürsorge bedeutete einen weiterreichenden rechtlichen Schutz auf nationalstaatlicher Ebene (vgl. Boeckh, Huster und Benz 2011, S. 68). Allerdings übertraf die durch die Weltwirtschaftskrise

ausgelöste hohe Arbeitslosigkeit die Aufnahmefähigkeit der Versicherung. Anstatt wie in den USA auf keynesianische Wirtschaftspolitik zu setzen, führten Sparmaßnahmen zu einer weiteren Verschärfung der Lage und letztlich mit zum Ende der Weimarer Republik (vgl. ebd., S. 70). Die Nationalsozialisten verfolgten ein „rechts keynesianisches Ausgabenprogramm" (ebd., S. 71), das den sozialdarwinistischen Zielen der vollkommenen Ausgrenzung ganzer Bevölkerungsteile und den Kriegsvorbereitungen des NS-Regimes untergeordnet war: „Das Dritte Reich war folglich nicht Sozialstaat, es hat diesem vielmehr die Grundlagen entzogen." (ebd., S. 74).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Sozialstaatsprinzip in das Grundgesetz Westdeutschlands[61] aufgenommen. Hans Friedrich Zacher (1977, S. 153) bezeichnet dies als „Durchbruch des Sozialstaats", in dem die Ablehnung gegenüber einem bloß als *Nachtwächter* agierenden liberalen Staates, die „›Gesellschaftszugewandtheit‹ und ›Gesellschaftsgebundenheit‹ des einzelnen" (Hervorhebungen im Original) und das Leitbild sozialer Gerechtigkeit zum Ausdruck gebracht wurde. Als Ziele des Sozialstaates benennt Zacher (ebd., S. 154) „jedermann ein menschenwürdiges Dasein zu gewährleisten, Wohlstandsunterschiede zu verringern und Abhängigkeitsverhältnisse zu beseitigen oder zu kontrollieren".

Bei der Neuformierung einflussreicher Interessensvertretungen wurde durch die Gründung der Partei der christlichen Union die parteiliche Trennung von Protestantismus und Katholizismus in der Christdemokratie aufgehoben. Neben der Formierung der FDP als konfessionell ungebundene bürgerlich-liberale Partei gründete sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands wieder, die wegen unvereinbarer Interessen aber keine Koalition mit der anderen Arbeiterpartei, der kommunistischen KPD, bilden konnte (vgl. Boeckh, Huster und Benz 2011, S. 76). Der Sozialstaat wurde in der Bundesrepublik indes aufgrund der sehr günstigen wirtschaftlichen Bedingungen mit hohen Wachstumsraten ab Anfang der 1950er-Jahre massiv ausgebaut (vgl. Butterwegge 2006, S. 67 f.). Bedeutende Reformen waren das 1957 auf das Umlageverfahren umgestellte Rentensystem und das Bundessozialhilfegesetz von 1961, das die Gewährung des Existenzminimums rechtlich einklagbar machte (vgl. ebd., S. 68). Die Ausweitung wohlfahrtsstaatlicher Leistungen zu jener Zeit diente zudem dazu, die

[61] Die Ausführungen nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Wiedervereinigung beziehen sich weitestgehend auf die Bundesrepublik, da die Entwicklung in der DDR einen vollkommen anderen Verlauf nahm (vgl. Butterwegge 2006, S. 65). Wie an anderer Stelle bereits darauf hingewiesen, sind im empirischen Material keine Hinweise auf eine gesonderte Relevanz der ostdeutschen Geschichte für die TeilnehmerInnen zu finden.

Überlegenheit des westlich-kapitalistischen Systems gegenüber dem Kommunismus auch in sozialstaatlicher Hinsicht zu demonstrieren (vgl. ebd., S. 69).

Die Zeit der expansiven Sozialpolitik endete ab Mitte der 1970er-Jahre aufgrund krisenhafter wirtschaftlicher Entwicklungen, in deren Folge sowohl die sozial-liberale wie auch ab 1982 konservativ-liberale Koalition Einschnitte am Wohlfahrtsstaat vornahm (vgl. Boeckh, Huster und Benz 2011, S. 113). Die jeweiligen in der Opposition stehenden Parteien kritisierten dabei öffentlichkeitswirksam Kürzungen (vgl. ebd., S. 114): Heiner Geißler (1975) von der CDU warf Ende der 1970er-Jahre „Die Neue Soziale Frage“ auf, die SPD verwies Mitte der 80er-Jahre auf *die Neue Armut*. Unter der Regierung Kohl gab es neben Einschnitten aber auch sozialstaatliche Erweiterungen, wie die 1995 als fünfte Säule der Sozialversicherungen eingeführte Pflegeversicherung, sodass von keinem grundlegenden Abbau des Wohlfahrtsstaates auszugehen ist (vgl. Boeckh, Huster und Benz 2011, S.114 f.; Butterwegge 2006, S. 125, 156).

Die deutsche Wiedervereinigung stellte ein Sonderfall dar. Enorme Summen flossen in den Aufbau Ost, die Sozialpolitik der Bundesrepublik wurde auf die fünf neuen Bundesländer übertragen. Die in der rot-grünen Regierungszeit durchgesetzten Hartz-IV-Reformen gelten laut Butterwegge (2006, S. 192) schließlich als eine „historische Zäsur“ des deutschen Wohlfahrtsstaates, mit dem die Individualisierung sozialer Risiken einherging. Sozialleistungen wurden gesenkt und stärker an die Bereitschaft zur Aufnahme einer Arbeit gekoppelt.

8.4 Werte und Einstellungen zum Wohlfahrtsstaat

Der Wohlfahrtsstaat bedarf eines „moralischen Fundaments, das permanent, erneuert werden muss“ (Mau 1997a, S. 34). Um die sozialstaatlichen Entwicklungen einer Gesellschaft verstehen zu können, müssen sie deshalb in die jeweiligen kulturellen Kontexte eingebettet werden (vgl. Ullrich 2003, S. 2). Denn auch kulturelle Leitbilder und Ideen haben erheblichen Einfluss auf wohlfahrtsstaatliche Weichenstellungen (vgl. Lessenich 2008, S. 491-493).

In den USA präferiert die Mehrheit der Bevölkerung einen durch Marktmechanismen gesteuerten „Verteilungsindividualismus“ (Liebig und Wegener 1995; vgl. Grell und Lammert 2013, S. 15 f.). Die resultierende soziale Ungleichheit gilt als gerecht, da davon ausgegangen wird, dass jede Person Chancen auf einen Aufstieg durch umfangreiche soziale Mobilität hat (vgl. Phillips 1991, S. 33). Gleichzeitig steht die Bevölkerungsmehrheit staatlicher Umverteilung kritisch gegenüber (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 89 f.). Auch bei

sozioökonomisch schlechter Gestellten herrscht die Meinung vor, dass es unter der Voraussetzung hart zu arbeiten genügend Möglichkeiten gäbe, Erfolg im Leben zu haben (vgl. Kluegel und Smith 1986, S. 5). Leistung ist stärker als in anderen Ländern das bestimmende Gerechtigkeitprinzip (vgl. ebd.; Münch 2009, S. 13). Bei Misserfolg stellen US-AmerikanerInnen nicht das System infrage, sondern verorten die Verantwortung dafür beim Individuum (vgl. Prisching 2003, S. 19).

In Deutschland herrscht hingegen „egalitärer Etatismus“ vor, nach dem staatliche Maßnahmen zur Reduzierung sozialer Ungleichheit erwartet werden, da das Gleichheitsideal der Güterverteilung das primäre Gerechtigkeitsprinzip darstellt (Liebig und Wegener 1995). Forderungen nach Umverteilung sind allerdings auf einen angemessenen Lebensstandard begrenzt, der Staat hat in erster Linie für sozialen Frieden und soziale Gerechtigkeit zu sorgen (vgl. van Kersbergen und Manow 2009, S. vii). Außerdem ist eine fatalistischere Haltung in Hinblick auf die Beeinflussbarkeit der eigenen Stellung, die Unwägbarkeit als Faktor miteinbezieht, verbreiteter (vgl. Beerman und Stengel 1992, S. 383). Als Grund nennen Beerman und Stengel (ebd.) die in kurzer Zeit erfolgten fundamentalen Umbrüche der deutschen Geschichte.

Armut interpretieren US-AmerikanerInnen meist als durch falsche Entscheidungen oder mangelnden Einsatz selbst verschuldet (vgl. Alesina und Angeletos 2005, S. 960). Weniger Erfolgreiche oder von Armut Betroffene werden laut Doob (2019, S. 2) kritisiert oder sogar dämonisiert.[62] Aus in der Bundesrepublik durchgeführten Befragungen geht hingegen hervor, dass Deutsche in größerem Maße strukturelle oder gesundheitliche Faktoren als mögliche Armutsursachen einbeziehen (vgl. Süß 2013, S. 38).

In den Vereinigten Staaten herrscht ein generelles Misstrauen gegenüber staatlichen Eingriffen vor (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 85). Die Hauptaufgabe des Staates wird darin gesehen, die Freiheit des Individuums nicht einzuschränken, denn der Markt gilt als ausreichende Inklusionsinstanz (vgl. Beck 2007, S. 149 f.). Reformen wie die des *New Deals* oder der *Great Society*, die auf eine Ausweitung sozialer Sicherheit zielten, wurden immer auch als Freiheitsverlust betrachtet, da jene sozialpolitischen Umgestaltungen zu mehr Befugnissen

[62] Die Einstellungen zu sozialer Ungleichheit können entlang der Parteizughörigkeit und -selbstzuordnung differenziert werden und die so häufig vorgebrachte Polarisierung der US-amerikanischen Gesellschaft aufzeigen. Nach Dunn (2018) gaben auf die Frage, wieso eine Person reich ist, 71 Prozent der RepublikanerInnen härterer Arbeit als Grund an, während 18 Prozent auf vorherige Privilegien verweisen. Die Werte der Befragten DemokratInnen fallen mit 22 zu 62 Prozent entgegensetzt dazu aus. Auf die Frage, wieso eine Person arm ist, antworten 48 Prozent der RepublikanerInnen, dass diese Person zu wenig Anstrengungen unternommen habe. 31 Prozent erkennen Umstände an, die außerhalb der Kontrolle der eigenen Person liegen. Wieder zeigt sich bei Befragten der demokratischen Partei ein fast umgekehrtes Bild mit Werten von 18 zu 69 Prozent.

des Staates oder Steuererhöhungen führten (vgl. Schild 2003, S. 40).[63] In den USA besteht somit ein ständiger Legitimationsdruck der Sozialpolitik (vgl. ebd., S. 24), die für die Identität des Landes eine geringere Bedeutung als in Europa hat (vgl. F.-X. Kaufmann 2003b, S. 82).

Unterschiedliche Haltungen offenbaren sich auch in Begriffsverwendungen. Während in Deutschland meist vom Sozialstaat die Rede ist, der auf den allgemeinen Charakter der Leistungen verweist, sprechen US-AmerikanerInnen vom *Welfare State*, bei dem tendenziell Bedürftige als Zielgruppe in den Mittelpunkt gerückt werden (vgl. Schild 2003, S. 24). Der Begriff ist den Vereinigten Staaten äußerst negativ konnotiert (vgl. Fraser und Gordon 1993, S. 307; Edin und Shaefer 2015, S. 14; Halpern-Meekin, et al. 2015, S. 16). Deutschland ist hingegen viel stärker vom „Staatsgedanken" geprägt (F.-X. Kaufmann 2003a, S. 250): „Die Staatlichkeit bildet bis heute den gedanklichen Rahmen der Gesellschaftsentwicklung in Deutschland." (ebd., S. 257) Der Staat hat nach Ansicht der Deutschen außerdem die Verantwortung, für das Wohl seine BürgerInnen zu sorgen (vgl. Wegener 2005, S. 127 f.). In der institutionellen Ausgestaltung zeigt sich dies an den Wohlfahrtsverbänden, die in einem in Europa fast einzigartigem Kooperationsmodell selbstverwaltet öffentliche Aufgaben übernehmen: „[I]n keinem anderen Land ist eine so intensive Privilegierung, Verflechtung und Finanzierung durch den Staat erreicht worden" (Schmid 2010, S. 360).

8.5 Der Einfluss von Religion

Die beschriebenen Einstellungen und Werte zu den verschiedenen Aspekten von Sozialpolitik haben wiederum Ursachen, die sich zu nicht unwesentlichen Teilen aus den religiösen Hintergründen der untersuchten Gesellschaften herleiten lassen. Die Ausgestaltungen der westlichen Wohlfahrtsstaaten sind somit nur anhand der jeweiligen religiösen Einflüsse angemessen zu verstehen (vgl. Manow 2018, S. 215 f.).

In den USA herrscht eine auf die Abgrenzung der Puritaner gegen die englische Kirchenhierarchie zurückgehende strikte Trennung von Staat und Kirche (vgl. Morone 2003, S. 37). Im *First Amendment* der Verfassung der Vereinigten Staaten ist festgehalten, dass besondere Rechte und Zuständigkeiten nicht an religiöse Gemeinschaften vergeben werden. Hermann Lübbe (2018, S. 99, 101) spricht von einer religionsfreundlichen Trennung von Staat und Kirche, die in der Einwanderungsgesellschaft der USA die „Koexistenz faktischer

[63] Allerdings existiert ein Widerspruch zwischen einer allgemeinen ablehnenden Haltung gegenüber dem Wohlfahrtsstaat und der Befürwortung einzelner Leistungen, wenn diese selbst bezogen werden (vgl. Schild 2003, S. 41; Ullrich 2000).

Unvereinbarkeiten“ ermöglichte, da nicht von oben religiöse Ausrichtungen oktroyiert wurden. Als Folge existieren vielfältige politische Bewegungen, die religiöse Ursprünge haben (vgl. Quadagno und Rohlinger 2009, S. 238).

In den vom Protestantismus puritanischer bzw. calvinistischer Ausrichtung geprägten Vereinigten Staaten wurde Armut als Sünde betrachtet. In dieser Auffassung untergraben nicht durch Arbeit verdiente Leistungen, den Anreiz arbeiten zu gehen (vgl. Kahl 2009, S. 274 f.). Angelehnt an die englische Armengesetzgebung erhielten deshalb nur sogenannte würdige Arme, das heißt diejenigen, die unverschuldet arbeitsunfähig waren, Unterstützung der Gemeinschaft (vgl. Quadagno und Rohlinger 2009, S. 240). Die Betonung des Konzepts der Selbsthilfe und die Abneigung gegenüber staatlichen Eingriffen führte zur Bildung vieler privater Hilfsorganisationen ohne öffentliche Finanzierung (vgl. ebd.) und hat schließlich im Vergleich zu anderen westlichen Wohlfahrtsstaaten zu einem späteren und weniger umfassenden Ausbau des Wohlfahrtsstaates beigetragen (vgl. Kahl 2009, S. 284).

Eine Partei, die explizit auf einer religiösen Glaubensrichtung gründet, existiert in den Vereinigten Staaten nicht. Laut Quadagno und Rohlinger (2009) gab es jedoch in den 1930er-Jahren im Zuge der Weltwirtschaftskrise eine weitestgehende Übereinkunft von Vertretern des liberalen Protestantismus und Katholizismus über die Notwendigkeit der *New Deal*-Programme. Seit den 1970er-Jahren gewann die evangelische Rechte an Bedeutung und ging eine Allianz mit den Republikanern ein, infolgedessen moralische Überlegungen des Calvinismus wieder an Einfluss gewannen, wohlfahrtsstaatliche Leistungen zunehmend unter Beschuss gerieten und sonach Anspruchsberechtigungen verschärft wurden. Quadagno und Rohlinger kommen zu dem Schluss, dass der US-amerikanische Wohlfahrtstaat nicht nur von einer einzigen religiösen Tradition geprägt ist, sondern die sozialen Programme viel mehr Elemente sowohl calvinistischer Überzeugungen eines Arbeitszwangs für *unwürdige Arme* als auch katholische Anliegen zu sozialer Gerechtigkeit widerspiegeln.

In Deutschland, wo der lutherische Protestantismus großen Einfluss hatte, zweifelte der überwiegende Teil der Bevölkerung die staatliche Hoheit in der Sozial- und Bildungspolitik nicht an (vgl. van Kersbergen und Manow 2009, S. 4). Die Kirche war eng mit der staatlichen Autorität verbunden, eine paternalistische Sozialpolitik wurde weitestgehend akzeptiert (vgl. ebd., S. 12). Im Lutherismus war das Verhältnis zum Staat durch ein Autoritätsverhältnis charakterisiert, die Gesellschaftsordnung bestand aus einer klaren Trennung zwischen Herrschern und Untertanen (vgl. Prisching 2003, S. 8). Auch wenn protestantische Eliten die Entstehung des Sozialstaates forcierten, ist dennoch von einem bi-konfessionellen Einfluss aus Protestantismus und Katholizismus auszugehen (vgl. Gabriel 2018, S. 223 f.). Die katholische

Bewegung hegte etatistische Bestrebungen Bismarcks nämlich schon bei der Entstehung des Wohlfahrtsstaates ein (vgl. ebd., S. 224). Im Katholizismus wurde zwar eine Korrektur der schlimmsten sozialen Auswüchse des Kapitalismus gefordert. Das Prinzip der Subsidiarität sollte aber gewährleisten, dass in letzter Instanz der Staat für einen existenzsichernden Lebensstandard sorgen muss, wenn von allen kleineren Einheiten, angefangen von der Familie, keine ausreichende Unterstützung zu erwarten war. Folglich standen nicht die Emanzipation der Arbeiterschaft oder deren soziale Rechte, sondern christliche Werte wie von Armut Betroffenen zu helfen und die soziale Ordnung aufrechtzuerhalten, im Vordergrund (vgl. van Kersbergen und Manow 2009, S. 2). Aus den konfessionellen Einflüssen ergab sich, dass trotz großzügiger Ausgaben für Sozialprogramme, Umverteilung nur ein nachgeordnetes Ziel war (vgl. Gabriel 2018, S. 224). Die deutsche Gesellschaft ist somit von traditionalen, patriarchalen und statusorientierten Elementen der Wohlfahrtspolitik geprägt worden (vgl. ebd.). Dies zeigt sich insbesondere an den durch vorherige Beiträge finanzierten, nur zu geringer Umverteilung führenden verpflichtenden Sozialversicherungen (vgl. Manow 2007, S. 424).

Da laut Manow (2018, S. 214 f.) speziell die politischen Vertreter der Sozialdemokratie und des Katholizismus vom Wohlfahrtsstaat profitierten, positionierte sich die protestantische Bewegung gegenüber dem Wohlfahrtsstaat zunehmend kritischer. Nach dem Zweiten Weltkrieg spiegelte sich dieses Verhältnis in der Bundesrepublik im Kompromiss der sozialen Marktwirtschaft wider: Das protestantische Lager war für die ordoliberale Wirtschaftspolitik[64], die katholische Bewegung und die Sozialdemokratie für die Sozialpolitik zuständig. Die in der Bundesrepublik Deutschland die meiste Zeit die Regierung stellende Partei der christlich-demokratischen Union weist hinsichtlich sozialer Anliegen große Einflüsse des Katholizismus auf, konnte aber auch viele ProtestantInnen an sich binden (vgl. van Kersbergen und Manow 2009, S. 13. f.; Großbölting 2018, S. 83).[65] Die sozialdemokratische Partei brachte zwar ebenfalls viele Anliegen in die Entwicklung des Wohlfahrstaates ein, blieb jedoch häufig „Juniorpartner“ und somit weniger zentral für die sozialpolitische Ausrichtung der Bundesrepublik (Manow 2018, S. 208 f.).

Religiöse Einflüsse auf den Wohlfahrtsstaat lassen sich nicht unmittelbar, sondern nur indirekt an institutionellen Gegebenheiten ablesen (vgl. ebd., S. 216). Dennoch zeigen sich religiöse Einstellungen in den USA auch heute noch an Wahlpräferenzen, Parteizugehörigkeit und sozialer Klasse (vgl. Manza und Brooks 1997). Auch in Deutschland, wo 69 Prozent

[64] VertreterInnen des Ordoliberalismus befürworten trotz Ablehnung umverteilender Maßnahmen im Unterschied zum klassischen Liberalismus der USA massive staatliche Eingriffe, um für soziale Gerechtigkeit zu sorgen und den gesellschaftlichen Frieden zu erhalten (vgl. van Kersbergen und Manow 2009, S. vii f.).

[65] Thomas Großbölting (2018, S. 75) leitet diese bi-konfessionelle „Welle der Zustimmung“ aus der allgemeinen Orientierungslosigkeit nach der Nazi-Herrschaft ab.

angeben, an Gott zu glauben – im Gegensatz zu 94 Prozent in der Vereinigten Staaten (vgl. Norris und Inglhart 2004, S. 90), sind religiöse Einstellungen bei politischen Wahlen immer noch bedeutsam. Insbesondere die Christlich Demokratische Union kann trotz fortschreitender Säkularisierung überdurchschnittlich häufig katholische als auch protestantischen Wählergruppen an sich binden (vgl. Roßteutscher 2011).

9 Kulturelle Teilhabe

Die Möglichkeiten allgemein anerkannte Lebensziele einer Gesellschaft zu verwirklichen, sind der Maßstab für kulturelle Teilhabe (vgl. Kronauer 2010a, S. 184 f.).[66] Nach Kronauer (ebd., S. 147) sind in kultureller Partizipation die Erfahrungen aller Dimensionen gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe gebündelt.

Im Falle von nicht ausreichenden Zugängen zu gesellschaftlich anerkannten Lebenszielen bietet Robert K. Mertons Typologie abweichenden Verhaltens (1968) einen Erklärungsansatz für potenzielle Anpassungsweisen Betroffener. Abweichendes Verhalten umfasst dabei mehr als delinquente Handlungen, denn auch Apathie bzw. Rückzug sind Abweichungen von den Normen einer Gesellschaft (Merton 1968, S. 243). „Retreatism" ist jedoch weniger sichtbar und wird in der öffentlichen Wahrnehmung daher häufig vernachlässigt (ebd.).

Mertons Typologie basiert auf zwei Elementen: Das erste Element stellt die „culturally defined goals, purposes and interests" dar, die als Ziele für alle Mitglieder einer Gesellschaft ausgegeben sind (ebd., S. 186). Das zweite Element entspricht den in den Institutionen und Verhaltensnormen einer Gesellschaft festgeschriebenen und gemeinhin akzeptierten Mitteln zur Erreichung dieser Ziele (vgl. ebd., S. 187 f.). Je weniger diese Elemente im Gleichgewicht zueinanderstehen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit für abweichendes Verhalten, das Merton (ebd., S. 188) folglich als ein „symptom of dissociation between culturally prescribed aspirations and socially structured avenues for realizing these aspirations" definiert.

Mertons Theorie fußt auf Ausführungen Émile Durkheims (1973). In der klassischen Studie "Der Selbstmord" von 1897 erklärt Durkheim, dass Mittel und Bedürfnisse, die „einigermaßen im Einklang stehen", die Voraussetzung für physisches Wohlergehen des Einzelnen sind (Durkheim 1973, S. 279). Obwohl die Bedürfnisse des Menschen sich stets weiterentwickelt haben und prinzipiell grenzenlos sind, wirkt die Gesellschaft als „dem einzelnen übergeordnete moralische Kraft" mäßigend auf das Individuum ein, indem sie ihm als gerecht empfundene und erreichbare Grenzen setzt (ebd., S. 283). Im Krisenfall, in der die „öffentliche Meinung keine Orientierung" mehr bietet, spricht Durkheim von Anomie (ebd., S. 289). In diesem

[66] In einer alternativen Auslegung wird kulturelle Ausgrenzung als eine Orientierung an Werten bestimmt, welche von denen der Allgemeinheit abweichten und Ursache von Armutslagen seien (vgl. Kronauer 2010a, S. 185). Laut Kronauer (ebd., S. 186) ist diese Annahme allerdings wissenschaftlich weitestgehend widerlegt, sodass es sich lediglich um eine „(fragwürdige) theoretische Hilfskonstruktion" handelt. Die Postulierung einer Gruppe, die aufgrund abweichender Verhaltensweisen selbst für ihre Armut verantwortlich sei, ist der Ausgangspunkt des von überwiegend konservativen Autoren vertretenen Konzepts der *Underclass* (vgl. auch Kap. 2.1).

Zustand begrenzt die Gesellschaft die Ansprüche ihrer Mitglieder nicht mehr. Wenn den Gesellschaftsmitgliedern dann die Vergeblichkeit ihrer Bestrebungen bewusst wird, entsteht große Unzufriedenheit.

Merton (1968, S. 194-211) entwickelt aus diesen Annahmen fünf Typen der Anpassung bei versperrten Chancen zur Verwirklichung der in einer Gesellschaft ausgerufenen Lebensziele. Die Anpassungstypen beziehen sich dabei ausdrücklich nicht auf Eigenschaften des persönlichen Charakters eines Individuums, sondern illustrieren ein durch gesellschaftlichen Druck erzeugtes Rollenverhalten in bestimmten Situationen.

Der erste Typ verhält sich sowohl konform zu den gesellschaftlichen Zielen als auch zu den Mitteln der Zielerreichung, die sich außer bei Revolutionen nur auf lange Sicht ändern. Dieser von den allgemeinen kollektiven Erwartungen nicht abweichende Typ ist am weitesten verbreitet, da sonst die Stabilität einer Gesellschaft nicht gewährleistet werden könnte. Der zweite, innovative Typ stimmt mit den in einer Gesellschaft vorgegebenen Zielen zwar überein, wendet jedoch aufgrund nicht internalisierter Normen der Zielerreichung auch nicht erlaubte Mittel an, um Erfolg zu haben. Dieser Fall trifft vielfach ein, wenn eine Gesellschaft keine ausreichenden Wege für den Zugang zu erstrebenswerten Gütern bietet. Typ drei, der ritualistische Verhaltenstyp, passt sich hingegen an, indem er den Anspruch, die kulturell geteilten Ziele zu erreichen, senkt. Die institutionalisierten Mittel zur Zielerreichung werden weiterhin akzeptiert, jedoch fehlt der Glaube an den eigenen Erfolg. Obwohl dieser Typ empirisch kaum sichtbar ist, die Verhaltensweisen institutionell nicht verboten sind und nicht als sozial problematisch gelten, kommt Merton zu dem Schluss, dass es sich ebenfalls um abweichendes, weil gesellschaftlich nicht wünschenswertes, Verhalten handelt. Am seltensten, vermutet Merton, kommt es zu der dem vierten Typ zugeordneten Anpassungsweise des Rückzuges. Weder die kulturell vorgegebenen Ziele noch die Mittel zur Zielerreichung teilen die „in the society but not of it“ stehenden „true aliens“ (Merton 1968, S. 207). Rebellieren ist die fünfte Anpassungsmöglichkeit, auf nicht erreichbare gesellschaftliche Ziele zu reagieren. Dieser Typ strebt an, nicht vorhandene Möglichkeiten zur Zielerreichung durch eine andere Sozialstruktur dahingehend zu verändern, dass mehr Chancen eröffnet werden, neu formulierte Ziele erreichen zu können.

9.1 Generelle Zukunftsaussichten

Um etwas über die Möglichkeiten zur Verwirklichung von Lebenszielen zu erfahren, wurden die TeilnehmerInnen einleitend zum Thema um eine Einschätzung ihrer allgemeinen

Zukunftsaussichten gebeten. Durch die Offenheit der Frage sind im Gegensatz zu Mertons (1968, S. 211) theoretischen Reflexionen nicht nur ökonomische Zielsetzungen, sondern prinzipiell alle Lebensbereiche einbezogen. Den TeilnehmerInnen wurde indes ein Zeitpunkt binnen fünf Jahren vorgeschlagen, um einen Anhaltspunkt zur Orientierung zu geben und für eine bessere Vergleichbarkeit der Aussagen zu sorgen.

In den westlichen Industriegesellschaften ist Arbeit das anerkannte institutionalisierte Mittel, um kulturelle Teilhabe zu erfahren (vgl. Engbersen, et al. 1993, S. 154). Das Suchen, Wechseln und Ausüben einer Arbeitstätigkeit sowie Bildungs- bzw. Qualifizierungsmaßnahmen sind angewandte Mittel der Interviewten, die ausführlich in der Kategorie *Positionierung am Arbeitsmarkt* beschrieben werden (vgl. Kap. 5.1). Gesundheitliche Beeinträchtigungen, Diskriminierung und andere Benachteiligungen, die zu Einschränkungen bis zum Ausschluss bei der Arbeitsplatzsuche führen, werden dabei als sich der Einflussnahme der GesprächspartnerInnen weitestgehend oder gänzlich entziehende Faktoren bewertet – und nicht als Aufgabe der institutionalisierten anerkannten Mittel.

In Hinblick auf eine Anpassung von Lebenszielen der Interviewten aufgrund von Erwerbslosigkeit oder geringem Einkommen sind vier eigene Typen herausgearbeitet worden, die zwar Ähnlichkeiten zu Mertons Klassifizierung aufweisen, deren Bildung jedoch unabhängig davon erfolgt ist.[67] Neben nicht existenten Fällen, die Mertons Anpassungstyp der Innovation ähneln, ergeben sich Unterschiede zwischen Mertons Idealtypen und den aus empirischem Material entwickelten Typen, da bei letzteren fließende Übergange zwischen und graduelle Unterschiede innerhalb der Typen kennzeichnend sind.

Schließlich sind vier Typen gebildet worden. Im Typus *Beständige Zukunftsaussichten* werden Aussagen zusammengefasst, in denen die Interviewten von keinen grundlegend revidierten Lebenszielen berichten. Eine Senkung der Ansprüche aufgrund der Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug erfolgt in den dem zweiten Typus zugeordneten Passagen der TeilnehmerInnen. Im dritten Typus offenbart ein Teilnehmer wegen schwerwiegender Vorerkrankungen eine teilweise resignierte Haltung. Im letzten

[67] Vgl. auch Engbersen, et al. (1993), die in ihrer Studie über niederländische Langzeiterwerbslose ebenfalls unabhängig von Mertons Adaptionstypen eine sich ausschließlich auf die erhobenen empirischen Daten stützende Typologie erstellt haben. Inhaltliche Übereinstimmungen in den Aussagen der InterviewteilnehmerInnen lassen sich ferner zu den Haltungstypen „ungebrochen“, „resigniert“, „verzweifelt“ und „apathisch“ der klassischen Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von 1933 finden (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975, S. 70-73). Neben heute kritisch zu hinterfragenden Punkten wie die von den ForscherInnen vorgenommenen Bewertungen der „Haushaltsführung“ oder „Pflege der Kinder“ (ebd., S. 70) liegt die Betonung in der klassischen Studie dezidiert auf Haltungen bei Erwerbslosigkeit und nicht auf Zukunftsaussichten der Probanden. Außerdem sind die individuellen und gesellschaftlichen sozioökonomischen Lagen bzw. Bedingungen deutlich von denen vorliegender Studie zu unterscheiden.

herausgearbeiteten Typus üben GesprächspartnerInnen Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen zur Erreichung der ausgegebenen Lebensziele.

9.1.1 Beständige Zukunftsaussichten

Ich weiß, dass es jetzt eine Übergangsphase ist, dass ich danach letztendlich genauso weitermachen kann, wie vorher auch.
(Andrej)

Der überwiegende Teil der InterviewteilnehmerInnen arrangiert sich mit den durch Erwerbslosigkeit bzw. Niedriglohnbezug beeinflussten Lebensumständen oder betrachtet diese als vorübergehend, ohne bedeutende Anpassungen der Lebensziele für notwendig zu erachten. Zwar sind negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden der GesprächspartnerInnen auszumachen, dennoch stehen diesbezügliche Aussagen im Typus *Beständige Zukunftsaussichten* nicht im Vordergrund. Die GesprächspartnerInnen wollen sich stattdessen von der Situation der Erwerbslosigkeit oder des Niedriglohnbezuges nicht dauerhaft beeinflussen lassen. Aus den Vereinigten Staaten werden vier von Erwerbslosigkeit Betroffene, allerdings keine NiedriglohnbezieherInnen, diesem Typus zugeordnet. Jeweils vier TeilnehmerInnen der zwei unterschiedlichen Erwerbsstatusgruppen aus Deutschland heben weitestgehend unbeeinträchtigte Lebensziele hervor.

Tabelle 29: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Beständige Aussichten* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	4 von 6	4 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	0 von 5	4 von 5
Gesamt	4 von 11	8 von 11

Die erwerbslose Gesprächspartnerin Rhea aus den USA hält es zwar für geboten, temporär materielle Ansprüche zu senken, um wieder einen Job zu finden:

> If you are in a position where you are making 50.000 dollars a year, and you lose your job, and you are offered a job for 35.000 dollars a year, many people don't want to take that unless they are really desperate because it's a step down for them, but I still think, it can keep you employed.

Rhea glaubt aber an die Möglichkeit eines erneuten beruflichen Aufstiegs (vgl. auch Kap. 5.1.5). Die Interviewte lässt sich nicht beunruhigen, hält Ausschau nach Stellen, die ihr zusagen und hat die Option in naher Zukunft ihr eigenes Unternehmen zu gründen: „I still don't know

what I want to do […] If I choose to go back to work part-time or to go into this business, I'm going to have to continue to watch, so it's easing me into what I may do in my future." Rhea beschreibt ihr subjektives und gesundheitliches Wohlbefinden daher letztlich als positiv: „Yeah, and I'm still happy and I'm healthy."

Auch Andrej aus Deutschland fasst seine Situation der Erwerbslosigkeit als einen nur zeitweiligen und demnach überwindbaren Zustand auf:

> Ich weiß, dass es jetzt nur eine Phase ist. Ich settel mich jetzt nicht mit diesem Gedanken, oh mein Gott, so wird mein ganzes Leben sein. Ich weiß, dass es jetzt eine Übergangsphase ist, dass ich danach letztendlich genauso weitermachen kann, wie vorher auch.

Entschieden betont Andrej seine Zuversicht, einen neuen Job zu finden und seinen bereits erreichten sozialen Status wiederzuerlangen. Der Interviewpartner reflektiert ausführlich und in bildreicher Sprache, wie er sich an die Umstände der Erwerbslosigkeit angepasst hat. Andrej teilt diese Anpassung in „Phasen" ein und beginnt seine Ausführungen mit dem Verlust seines Jobs:

> Du brauchst erst mal eine gewisse Zeit, um überhaupt zu realisieren, was du jetzt in dieser Situation bist und hinzukam jetzt ein bisschen die Verarbeitung des Schocks, dass man sich jetzt irgendwie eineinhalb Jahre den Arsch aufgerissen hat, komplett sein Privatleben hinten angestellt hat und das Ganze jetzt in der Insolvenz endet und man da jetzt nicht unbedingt den Erfolg hatte, den man so nachgeeifert ist.

Obwohl Andrej sehr ehrgeizig an seinen Zielen gearbeitet hat, konnte er diese bisher nicht erreichen. Der Gesprächspartner spricht die Diskrepanz zwischen Wunschvorstellungen und den schlussendlich nicht wirksamen Mitteln an, die bei ihm zu großer Enttäuschung geführt haben:

> Dann so die typische Phase des Change-Managements: Erst mal der Schock, dann geht die Stimmung nach unten. Wenn du da nicht irgendwie gegensteuern kannst, dann kommst du irgendwann ins Tal der Tränen und alles ist scheiße und das passiert bei mir halt.

Mittlerweile versucht Andrej, die Erfahrungen ins Positive zu wenden und entsprechende Schlüsse zu ziehen:

> Aber das ist ja auch gerade das Schöne. Jedes Ende bedeutet ja quasi auch automatisch ein Neuanfang. Auch wenn man irgendwie das so nicht sehen möchte. Und ein anderer Spruch von wegen, die Nacht ist am dunkelsten, bevor es Tag wird, dass letztendlich das alles, was aufhört auch bedeutet, dass es irgendwo, in irgendeine Richtung weiter geht. Deswegen habe ich auch das Bild des Kompasses benutzt. Wenn der Kompass kaputt ist und du einfach nicht weißt, ob ich links oder rechts gehen soll oder überhaupt.

Auch Andrej sieht weiterhin genügend Chancen, um wieder Erfolg zu haben und hält somit an seinen Zielen fest. Der Interviewteilnehmer erwähnt zudem Geduld, die erforderlich sei, wenn keine sofortigen Mittel zur Überwindung von Problemlagen bereitstehen:

> Alle Möglichkeiten stehen irgendwie offen. Das ist so eine Zeit, die muss man aushalten. Aushalten im Sinne von okay, wenn ich heute keine Lösung habe, dann ist es so. Wenn es morgen nicht so ist, dann ist es halt auch so. Dann ist es halt in einer Woche.

Als Selbstversicherung dient Andrej sein „institutionalisiertes Kulturkapital“ (Bourdieu 1983) eines Universitätsabschlusses:

> Nichtsdestotrotz, ich glaube die Sicherheit und ich glaube, das macht auch so ein bisschen den Unterschied, ob man arbeitslos ist und weiß, dass man noch ein Diplom irgendwo in der Tasche liegen hat, das quasi als Eintrittspapier zu werten ist.

Im abschließenden Teil betont Andrej noch einmal, sich nur in einer Übergangsphase zu befinden:

> Aber, was auf jeden Fall sehr wichtig ist diese Gewissheit, dass man im Sommer auf jeden Fall wieder was Cooles machen wird und dass das tatsächlich nur eine Phase im Leben ist und diese nicht endgültig ist. Insofern machen mir diese Gedanken nicht nur Mut, sondern ja, mein Gott, das gehört halt zum Leben dazu. Es ist halt nicht immer nur Sicherheit und Bekanntes und es wird sich schon eh nichts verändern. Nee. Das ist glaube ich so ein Punkt, der wichtig ist auch für die Zukunft.

Da der Interviewte keine unbegrenzten Ziele verfolgt und plausible Mittel zur Zielerreichung nennt, muss nicht von einer problematischen, weil unbegründeten Hoffnung ausgegangen werden (vgl. Durkheim 1973, S. 282). Dennoch sticht die Bestimmtheit der vorgebrachten Selbstvergewisserung („auf jeden Fall“) zusammen mit einem relativ klar definierten Zeitpunkt („im Sommer“) hervor. Assoziationen zu Ehrenreichs (2010) und Scheichs (2001) Ausführungen zu den möglichen nachteiligen Seiten positiven Denkens deuten sich an, da Andrej nicht wirklich sicher sein kann, dass sich die Lage, wie von ihm gewünscht, entwickelt. Im Falle eines von seinen Vorstellungen abweichenden Fortgangs der Dinge sind negative Auswirkungen auf sein Gemüt denkbar.[68]

Die Arbeitslosengeld II beziehende Mariana verweist bei der Darlegung ihrer Lebensziele auf die Gegenwart und unterstreicht ihre vorrangig an hedonistischer Selbstverwirklichung

[68] Gegen eine Zuordnung Andrejs Aussagen zum Typus *Optimismus* (vgl. Kap. 5.1.5) wird sich dennoch entschieden, weil dafür eine entsprechend dauerhafte Haltung bei der Positionierung am Arbeitsmarkt Voraussetzung wäre. Andrej beschreibt hier aber eine spezifischere Momentaufnahme in Hinblick auf weiter gefasste Zukunftsaussichten.

ausgerichtete Haltung. Die genannten Optionen zeigen auf, dass die Interviewte nach wie vor an uneingeschränkte Wahlmöglichkeiten glaubt:

> Wir leben im fucking Jetzt und Hier […] Vielleicht bin ich in fünf Jahren gar nicht mehr in Deutschland, weil ich vielleicht wieder so eine Reise gemacht habe wie nach Indonesien 2015 oder in ein anderes Land und lerne da den Traummann kennen und sage, fuck off, ich bleib hier. Kann ja passieren, ich weiß es nicht […] Vielleicht bin ich dann gar nicht mehr hier, ich weiß es nicht. Der Gedanke nach Berlin zu gehen war vor einem Jahr ziemlich akut, also ich hätte Bock gehabt, weil ich die Stadt auch mag und mich da auch wohl gefühlt hätte. Ich finde, da ist man so frei, das ist so riesig und so voll. Aber da ist irgendwie so …, ich finde die interessant die Stadt. Ja, ich finde es nicht nur als Touri, sondern auch zum Leben – sagen ja viele, dass es zum Leben etwas anderes ist.

Mariana bezieht außerdem Erfolg bei der Arbeit in ihre Überlegungen erstrebenswerter Ziele ein: „Oder ich mache immer noch Hummus – vielleicht ein bisschen erfolgreicher und ich habe mir nebenbei tatsächlich schon so ein Business aufgebaut, dass ich so Kunden für Social Media an der Hand habe. Vielleicht ist es so." In der anschließenden Passage appelliert Mariana daran, Lebensziele nicht aufzugeben: „Eventuell, dass man auf gar keinen Fall irgendwie – das klingt jetzt so ein bisschen pathetisch, aber das ist wirklich so – aber man sollte nicht aufgeben in so einer Situation. An sich sollte man im Leben nicht aufgeben."

Auch Sven lässt sich durch seine derzeitige Lage nicht von seinen Lebenszielen abbringen: „Entweder habe ich es mit der Band geschafft und kann mir irgendwo aussuchen, wo ich hingehe – wobei, kann ich natürlich auch so." Der Gesprächspartner setzt seine zukünftigen Vorstellungen in den Zusammenhang mit seinen an Selbstverwirklichung und Idealismus orientierten Lebensstil:

> Aber letztendlich möchte ich, ja schon in fünf Jahren, das wäre ganz gut, irgendwo in einem Öko-Dorf sein oder in einer anderen Gemeinschaft oder Kommune, wo ein bisschen mehr auch auf Nachhaltigkeit Wert gelegt wird, oder wo man im weitesten Sinne, angefangen von einem Ort, wo nicht unbedingt mit Öl geheizt wird, bis zu selber Gemüse anbauen, gemeinsam irgendwie Musik machen und so. Also einfach ein Ort, wo, der nicht ganz so groß ist, wie eine Stadt, wo aber kulturell auch was passiert.

Sven verweist auch auf seine bisherigen und gegenwärtigen Tätigkeiten, die er im angestrebten Lebensumfeld weiterverfolgen möchte:

> Und was ich da machen würde, ist auf jeden Fall auch wieder ein bisschen mehr Gärtnern, und wenn das möglich ist, weiterhin Musik machen, Fotos machen. Ja und einfach versuchen, ein gutes Leben zu leben.

Marianas und Svens Beschreibungen vielfältiger Zukunftsoptionen zeigen Verbindungen zu Peter Gross' Ansatz der Multioptionsgesellschaft (1995) auf, in der aufgrund allgemeinen

Wohlstands, technologischen Fortschritts und Individualisierung schier unendliche Wahlmöglichkeiten zu bestehen scheinen. Gross (ebd., S. 174-185) weist aber auch auf den Realisierungsdruck und die belastenden Folgen hin, wenn sich die zu wählenden Optionen für den Einzelnen als falsch oder nicht zu verwirklichen herausstellen.

Trotz der, hinsichtlich ihrer Lebensziele unterschiedlichen, Fokussetzungen der InterviewteilnehmerInnen, die sich nicht nur auf materielle Aspekte beziehen und den allgemeinen Wertewandel in Richtung Postmaterialismus anzeigen (vgl. Inglehart 1977), weisen die Aussagen des Typus *Beständige Zukunftsaussichten* darüber hinaus kaum Unterschiede zu Mertons Idealtyp der Konformität auf, bei dem weder die gesellschaftlich anerkannten Lebensziele noch die Mittel zur Erreichung aufgegeben werden. Übereinstimmungen gibt es auch zum Haltungstypen „ungebrochen" aus der Pionierstudie „Die Arbeitslosen von Marienthal", der sich unter anderem durch „Aktivität, Pläne und Hoffnungen für die Zukunft aufrechterhaltene Lebenslust, immer wieder Versuche zur Arbeitsbeschaffung" auszeichnet (Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel 1975, S. 71). Trotzdem gehen die Erfahrungen nicht spurlos an den TeilnehmerInnen vorüber. In den meisten Fällen dieses Typus ist ein starkes Bemühen erkennbar, das Erleben von Erwerbslosigkeit oder niedrigem Einkommen als zeitweilige und nicht dauerhafte Phase einzuordnen.

9.1.2 Anpassung der Ansprüche

That's what I see myself in five years achieving – not everything, but mostly everything I want.
(Sarah)

Wegen der nicht oder nur schwer zu erfüllenden gesellschaftlichen Erwartung Erfolg zu haben, nehmen einige TeilnehmerInnen eine Anpassung ihrer Lebensziele vor, ohne dass sie aber die Ziele gänzlich aufgeben. In Anbetracht prekärer Einkommensverhältnisse, Ungewissheit und schlechter persönlicher Erfahrungen aus der Vergangenheit senken vier NiedriglohnbezieherInnen und zwei von Erwerbslosigkeit Betroffene in den USA ihre Ansprüche. Als vorrangig zu erreichendes Ziel nennen die Interviewten finanzielle Sicherheit. In Deutschland ist jeweils ein Interviewteilnehmer der zwei Erwerbsstatusgruppen diesen Typus zugeordnet.

Tabelle 30: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Anpassung der Ansprüche* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	2 von 6	1 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	4 von 5	1 von 5
Gesamt	6 von 11	2 von 11

Niedriglohnbezieherin Sarah aus den USA zeigt hinsichtlich ihrer zukünftigen Bestrebungen eine betont bescheidene Haltung: „Hopefully, I will achieve some of my simple dreams." Sarah nennt freizeitbezogene und berufliche Ziele:

> I want to travel. So hopefully, I will be able to do that. At least travel, not the world but at least some territory, and that's what I'm hoping too. I'm hoping, I'll be able to get a good job. I hopefully will be done with my Graduate School. I would be a guidance counselor. I want to be a counselor.

Schon in obiger Passage mit „hopefully" und „I'm hoping" einschränkend, erklärt Sarah, nicht alles erreichen zu müssen: „That's what I see myself in five years achieving – not everything, but mostly everything I want. Hopefully, it will happen." Sarahs übergeordnetes Ziel ist Glücklichsein – unabhängig von den äußeren Umständen: „And, of course, I just wanna be happy whatever happens. Even when what I want it's not going to happen, if something else happens, I just want to be happy with my life and happy whatever situation I am in." Abschließend kommt Sarah auf materielle Aspekte zu sprechen: „I hope, my job would provide me to be more financially stable to the point that I can enough help out my parents and not be broke again." Abweichend von den Vorstellungen des *American Dreams,* bei dem zu Reichtum zu kommen ein integrales Ziel ist, möchte Sarah im Vergleich mit früheren Lebenssituationen durch einen entsprechenden Bildungsabschluss und Beruf lediglich finanzielle Stabilität erreichen.

Für Diane steht die Arbeitsstelle im Mittelpunkt der Aussagen über ihre Zukunftsaussichten. Durch die Erfahrung der Erwerbslosigkeit erzählt die Interviewte von großer Ungewissheit. Zwar konnte Diane wieder einen Job finden, jedoch fühlt sie sich bei ihrer neuen Arbeit nicht in der gleichen Weise wohl:

> I don't know, I don't know, because when the university laid me off, it broke my heart. I don't actually want to be here. I feel I'm so lucky to have this job looking at my benefits. But at the same time, it's really an unknown […] I don't know it's hard to know but they really broke my heart. You live and breathe these careers. They are like in the pore of your skin. And then, they just say, well, goodbye.

Die vorangegangene Entlassung hat Diane emotional schwer getroffen. Im Gegensatz zur damaligen großen Identifikation mit der Arbeitsstelle ist deshalb nun die erforderliche Anspruchsberechtigung für eine Frühverrentung ein angepasstes Ziel, um finanzielle Sicherheit zu erlangen: „Right now, I'm just sort of staying the course. But I would actually like to retire if possible. I don't know if it's possible. Five years from now I'll be 62. And then I can draw 75 percent of my social security, my retirement pension." Diane fasst ihre ungewisse Lage abschließend zusammen: Obwohl mit ausgezeichneten universitären Berufs- und Bildungsqualifikationen ausgestattet, führt ihr die Möglichkeit Verkäuferin in einem Bekleidungsgeschäft zu sein, einen beruflichen Abstieg vor Augen:

> It's quite conceivable that I'm a short termer here where I'll do five years, or maybe even three years and then work at a clothing store. I don't know. It's hard to know. I could be here, or I could be selling clothes. Technically, I should stay until I'm 67, and I would be able to build up the strongest pension that way. But I am just not sure, if I gonna make it. So, it's unclear. And I don't know. That may be what you find in a lot of the unemployed, you know, it puts more of a question mark in your life.

Auch Jennifer bezieht ihre Ziele auf die Arbeitsstelle. Die Interviewte ist momentan an der Universität als studentische Hilfskraft angestellt und möchte dort im Idealfall weiter tätig sein. Außerdem erwähnt Jennifer Aspekte finanzieller Sicherheit. Für die Zukunft geht die Gesprächspartnerin nicht davon aus, die Chance zu haben, kostspielige materielle Güter zu erwerben. Vorrangiges Ziel ist daher die Rückzahlung ihrer Studienkredite:

> I am really hoping that I'll be in a good job, I wanna work here because I wanna work with the students. Because as an all-traditional student working with folks just like me, I just wanna help them to give them the thing I didn't have when I started here. Hopefully, I will be working here. That would be amazing. But if not, I mean, I still see myself in this area, I think I'll be working probably just as hard as I do at school, but I don't really have any huge goals. I wouldn't be able to buy a house or a car. Maybe I'll be able to start paying back my student loans. Hopefully, I'll be done with my masters by then. So yeah, the next five years look a lot like these last three.

Der folgende Abschnitt zeigt Jennifers niedrige Anspruchshaltung, nicht Erfolg haben zu müssen, sondern vor allem sorgenfrei zu sein: „But hopefully with a bit more money and security. It would be great if I didn't have to worry about where I was gonna live." Jennifer möchte nur „a bit more" und einen Beitrag für eine Verbesserung für andere Menschen in einer ähnlichen Lage leisten: „So basically, I want to become someone who works with students one on one at the University. So, a staff member here basically. I am giving my education so I can stay here. And I am one of their poster children. Hopefully, it works for me."

Der momentan erwerblose John erzählt von der Anpassung seiner Lebensziele: „I don't have the career I want or have all these things I want lined up." Jedoch sagt der Interviewpartner in selbiger Passage: „It's great, my life is amazing." Denn John erhält das Sorgerecht für seine Tochter: „I'm doing well. I have custody for my daughter which is really a big deal for me because I fought for it over a year to get it." Die unternommenen Anstrengungen und der Erfolg im Sorgerechtsstreit stellt John dem vergeblichen Streben nach beruflichem und materiellem Erfolg gegenüber. Defizite in der Sphäre der Wertschätzung kann der Gesprächspartner durch emotionale familiäre Bindungen kompensieren.[69] Um auf die Ungewissheit der Zukunft vorbereitet zu sein, verzichtet John auf zu optimistische Erwartungen: „The one thing I learnt in life, expectations fucking kill you. I don't have expectations. Hope for the best, expect for the worst. That makes life a lot easier." John vergleicht eine zu positive Haltung mit einem von ihm genauso wenig als wünschenswert erachteten pessimistischem Ausblick: „I am realist, because I know, I can always be optimistic, but I set myself up for failure if I am. I'd be a pessimist but then be some prick. So, I meet in the middle, you know?" John hat nämlich schlechte Erfahrungen in der Vergangenheit gemacht: "I remember, five years ago I was in a wet shelter." Daher zieht der Interviewte die Schlussfolgerung: "In five years, maybe I am dead or rich. Who knows? My life has taken so many twists and turns."

Der Typus *Anpassung der Ansprüche* ist Mertons Haltungstyp des Ritualismus ähnlich. Es stellt sich allerdings die Frage, ob sich der ritualistische Typ wie von Merton postuliert, tatsächlich von den in einer Gesellschaft ausgegebenen Zielen abwendet. Dem Individuum wird ein Zurückbleiben hinter den Erwartungen stets bewusst sein, da es immer wieder hiermit als Mitglied einer modernen westlichen Konsumgesellschaft und durch Massenmedien konfrontiert wird (vgl. Groh-Samberg 2009, S. 59 f.). Außerdem ist es kaum möglich, bereits internalisierte Ziele einfach aufzugeben. Die Senkung der Ansprüche dient demnach zumeist als Schutz vor Enttäuschungen, den gesellschaftlichen Anforderungen nicht genügen zu können (vgl. Kronauer 2010a, S. 191).

9.1.3 Partielle Resignation

Die Aussagen des US-Amerikaners Howard, die sich auf seinen Gesundheitszustand beziehen, werden im Sampling als einzige als partielle Resignation gedeutet.

[69] Vgl. auch Honneth (2013) zur Aktualität Talcott Parsons' Ausführungen über Kompensationsmöglichkeiten bei Anerkennungsverlusten in der wirtschaftlichen Sphäre durch familiäre Bindungen sowie ausgeweiteten Rechten.

Tabelle 31: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Partielle Resignation* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	0 von 6	0 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	1 von 5	0 von 5
Gesamt	1 von 11	0 von 11

Die Wahrscheinlichkeit die elementare Verwirklichungschance „ein reifes Lebensalter zu erreichen und nicht eines vorzeitigen Todes zu sterben“ (Sen 2000, S. 121) ist für den Interviewten verringert. Durch fehlenden Krankenversicherungsschutz erfolgte Howards Krebsbehandlung zu spät, folglich blickt er pessimistisch in die Zukunft. Auf die Frage, wo er sich in fünf Jahren sieht, antwortet Howard zunächst lakonisch: „Probably dead. I don’t know.“ Der Gesprächspartner erläutert anschließend die Gründe:

> Like as I said, I am 71, when I got the cancer diagnosis, the urologist, one of the things he said was, I can cure you. Before the surgery he backed that off. Well, there is a possibility that I can cure you [lacht]. And, as is turned out, he couldn’t. […] It came back, it was too far along. And so, ultimately, I had to have radiation. And so, who knows what may happen. 7000 rads of radiation that is a lot.

Hätte Howard vor seiner Verrentung die Kosten für eine Krankenversicherung aufbringen können, wäre eine ärztliche Diagnose früher möglich gewesen. Seine weiteren Lebensaussichten aufgrund der späten und dadurch intensiveren Behandlung sind ungewiss:

> Likely, I wouldn’t have to have the radiation if I had health care and if they have caught this early, but they didn’t, because I didn’t. So, I could be dead, I don’t really know. I mean right now, when he gave the diagnosis. He said, you are a really healthy guy, a guy your age, 66-67 years old, you are not taking any medication. He said, you know how rare that is? So, he says, you’re doing healthy stuff, you’re outside, you’re getting a lot of exercise, he said, you oughta be able to live until, you know, your mid-eighties anyway, ordinarily speaking. But major surgery, 7000 rads, I don’t know. So, five years? I don’t know.

Aufgrund Howards Ungewissheit über seine Lebensaussichten wird nicht von vollkommener, sondern teilweiser Resignation ausgegangen. Der Teilnehmer gibt ein – in diesem Fall buchstäblich und essenziell gewordenes – Lebensziel selbstredend nicht gänzlich auf. Der äußerst negative Ausblick rechtfertigt aber einen eigenen Typus, da sich Howards Aussagen im Gegensatz zum vorherigen Typus nicht auf alternative oder angepasste Ziele richten.

9.1.4 Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen

> *I really think that there is this element of American Exceptionalism that is if you can't do it yourself than, you know, if you can't pull yourself up your bootstraps, it's your own problem and it's not. And we know that it's not. We know that this a systemic issue and it been legislated that way and the class divide is growing.*
> *(Jennifer)*

Dem letzten Typus sind Aussagen zugeteilt, in denen InterviewteilnehmerInnen die gesellschaftlichen Bedingungen für die Verwirklichung von Lebenszielen kritisieren. Die GesprächspartnerInnen behandeln vielfältige Themenkomplexe wie eine zu große Verbreitung von Armut, eine zu starke Fokussierung auf Eigenverantwortung bei unzureichender bis ausbleibender öffentlicher Unterstützung, Illusionen hoher sozialer Mobilität, in allen Lebensbereichen vorherrschendes Profitdenken und vereinzelt Demokratiedefizite sowie Lösungsvorschläge in Form eines Grundeinkommens. Mit vier von Erwerbslosigkeit Betroffenen und drei TeilnehmerInnen im Niedriglohnbezug üben deutlich mehr GesprächspartnerInnen aus den Vereinigten Staaten Kritik und fordern Verbesserungen am gesellschaftlichen System. Aus Deutschland werden zwei von Erwerbslosigkeit Betroffene dem Typus zugeordnet.

Tabelle 32: Zuordnung der Aussagen von TeilnehmerInnen zum Typus *Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen* nach Erwerbsstatus und Land

	Vereinigte Staaten	Deutschland
Von Erwerbslosigkeit Betroffene	4 von 6	2 von 6
NiedriglohnbezieherInnen	3 von 5	0 von 5
Gesamt	7 von 11	2 von 11

Niedriglohnbezieherin Jennifer aus den Vereinigten Staaten kritisiert die geringe Unterstützung, die Studierenden an öffentlichen Universitäten zuteil wird, hat aber wenig Hoffnung auf Änderung der Situation, weil auch an Bildungseinrichtungen Profitdenken vorherrscht:

> I think, one of the things I would be interested in seeing is the state taking responsibility for educating its students. Especially at the state-run universities. But college in America is business, so that's not gonna happen.

Die Problematik von Armut unter Studierenden wird Jennifer zufolge verharmlost und vernachlässigt:

> Acknowledging that a good majority of the students we're trying to educate in the state are poor and hungry, and I know that this is sort of the trope like, oh, you're in college, you must be poor and hungry.

Die Gesprächspartnerin formuliert daher Forderungen, damit zumindest die Ernährungssicherheit gewährleistet wird:

> But I mean, it would be really amazing if we had things like discounted lunch programs for students who can't eat, who can't afford it. Assistance to the college themselves, assistance from the governor's office.

Jennifer setzt sich für die Gruppe der Studierenden ein, der sie selbst angehört und veranschaulicht ihre Lage mit persönlichen Erfahrungen, die die grundlegende Verwirklichung von Lebenszielen einschränken:

> But it's reality. I can't concentrate in class if I haven't eaten at all. Today, it would be really amazing, if it could be just even like talked about because I think people kind of ignore it a lot and pretend that it is gonna be okay.

Als Folge fehlender Unterstützung sieht Jennifer große Benachteiligungen und daraus resultierende Chancenlosigkeit für Menschen abhängig von ihrer sozialen Herkunft:

> And I am older than a lot of the students here. So, I know some of them are gonna be okay, but the one like me who grew up poor, we are like gonna stay poor because nobody wants us to give us that boost or that edge. So yeah, it can be really frustrating, I think […] I think poverty is in way more places than people want to accept. I don't think, I don't think my society takes care of people the way that they should.

Höchstens einen minimalen Lebensstandard anzustreben, weil höhere Einkommensziele wie in Jennifers Fall nur mit unverhältnismäßigen Belastungen zu erreichen sind, sind für sie zu bescheidene Ziele im Leben – auch im Vergleich zur Elterngeneration:

> All of these things are designed to continue to keep us in this position to the point where I left a lucrative career because I couldn't keep up with the physicality of it to go school to maybe eke by on 35.000 dollars a year. And that's my goal. The generation before didn't have this goal, there goal was way bigger. All I really want is somewhere where I can, you know, roof over my head, some Netflix maybe, insurance [lacht]. So, I will definitely say that the goals for my generation are not as big or grant as people think that they are. And I think, a lot of us are just looking for the same thing which is to have what our parents have and we are not getting that. And we are not really set up for it either. It's fun being a millennium. [lacht]

Einen Universitätsabschluss zu machen, ist schließlich Jennifers Ziel, um wenigstens ihre Grundbedürfnisse abdecken zu können:

> I just really hope that my college degree gets me the kind of job where I don't have to worry about going to the doctor's office or how am I gonna eat the next day. That'll be really amazing.

Auch Farmer Howard bringt Kritik wegen der versperrten Zugänge zu den gesellschaftlich geteilten Lebenszielen vor. Ausgehend von seiner prekären Einkommenssituation – „Agriculture in the United States famously doesn't pay very well. So, we have been low income for decades" – stellt Howard die für die USA gerühmte große soziale Mobilität infrage:

> I am pissed, okay, I am pissed, as I said we have a barbaric country here, that basically throws millions of people over the side, economically and socially. I am lucky, but it's totally an accident of birth that I've had whatever advantages I've had.

Einen sozialen Aufstieg aufgrund des Freiheitsversprechens zu erreichen, sei Howards Meinung nach, schon seit Jahrzenten kaum mehr möglich:

> Ordinary people, up until the early seventies were kind of able to come out of school if they graduated from high school and move into positions where they got livable wages and health care benefits and stuff. They were able to pretend they lived in a civilized country. It's gone […] In term of upward mobility and all that shit. The stuff that they like to talk about. We have so much freedom in the United States. No. It's logically an accident of birth.''

In Hinblick auf das Gesundheitssystem bemängelt Howard außerdem die Unterordnung aller Güter unter marktwirtschaftliche Gesichtspunkte:

> You are basically out of thousands of dollars a year for a defective product. We like to call them products here. Okay, everything is a product, everything is a fricking commodity, even things like your health, it's a commodity, its bought and sold, it's a market, people have no right to civilized health care, they have to purchase it.

Betty kritisiert in erster Linie die soziale Ungleichheit und die hohen Armutszahlen in den Vereinigten Staaten, die auf die verbreitete Vorstellung zurückzuführen sind, dass jeder für sich selbst sorgen könne:

> I think from what I understand that compared to other advanced economies or however we put it that we have a greater poverty prevalence and it's just terrible inequity. But then, when you are following the news there are a lot of people who say, too bad, that they need to care of themselves and so we've got that problem between Mrs. Clinton and Mr. Trump who are looking at things differently and Trump supporters who are saying, this is America, we are built on a market driven economy, and you take care of yourself. And then, those of us in that room think otherwise. Well, I think, you can't have a couple of individuals at the top who make all those billions. I think a lot of folks who think that everybody can take of themselves don't appreciate the fact the people just cannot. There are folks who don't have the ability, intellectually or whatever it is, and it's gone back generations, I guess.

Sam bezieht seine Kritik ebenfalls auf die in den Vereinigten Staaten in allen Lebensbereichen geforderte Eigenverantwortung:

> Let me just say my opinion of what is required of a citizen of the United States of America is a great amount of personal responsibility about everything. About one's health, about one's welfare, about one's contributions to society when those three categories are defined to each citizen as their personal responsibility.

Daraus folgend macht Sam demokratische Defizite aus:

> That leaves the state of the hook for assisting in the provision of that. That is not a social democracy, that's very much: If you don't have a job, it's your own fault. If you can't make the rent, it's your own fault. If you are sad, that's your own fault. If you have a disability, that's your own fault. That's not true in my world.

Demnach könne nur von einer sozialen Demokratie die Rede sein, wenn ein Mindestmaß an sozialer Teilhabe gewährleistet wird. Sam sieht diese Bedingungen in den Vereinigten Staaten als nicht erfüllt an.[70] Vor allem finanzielle Ausgaben der USA flößen in falsche Bereiche:

> In America […] and enormous amount of individual tax dollars is taken by the federal government to support the military industrial complex. If that money was liberated from that lone item, untold billions of dollars could be available for citizens assistance.

Außerdem kritisiert Sam die allgegenwärtigen Forderungen, dass Unternehmen, egal welches Ziel sie verfolgen, profitabel zu sein hätten, da dies zu Lasten der Allgemeinheit gehe:

> In a sense the way current polices have been outlined to support businesses – both profit, not for profit, and non-profit – if those were reconsidered in a non-higher actual fashion, there could be many more dollars available to not for profit and non-profit organizations and agencies. The very notion of having to attend to bottom line profit is diametral to health and well-being of citizens.

In den in Deutschland geführten Interviews wird Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen deutlich seltener geäußert. Ausführlich erläutert indes Max seine Position zur Vorenthaltung ausreichender finanzieller Teilhabe, die die Chancen auf angemessene Selbstverwirklichung negativ beeinflusst:

[70] Eine empirische Studie von Lew Hinchman (2006) kommt zu dem gleichen Ergebnis. Während der Anspruch einer sozialen Demokratie ein hohes Maß an sozialer und politischer Integration aller Gesellschaftsmitglieder ist (Meyer 2006, S. 12), wird der kollektiven Verantwortung für die Gesundheit und das Wohlbefinden der BürgerInnen in den Vereinigten Staaten nur wenig Beachtung geschenkt. Stattdessen stehen deregulierte Märkte und individuelle Absicherung gegen Risiken im Vordergrund, sodass die Verwundbarkeit gegenüber selbst nicht zu beeinflussenden Faktoren groß ist (vgl. Hinchman 2006, S. 328). Bis in die 1970er-Jahre sind auch die USA, wenn auch mit Verzögerung, den Weg einer sozialen Demokratie gefolgt. Eine Umkehr ist jedoch seitdem durch „evangelical religion, neoliberal orthodoxy, and traditional right-wing suspicion of ›big government‹ and internationalism" angetrieben worden (ebd., Hervorhebung im Original). Die Vereinigten Staaten werden daher als liberale bzw. libertäre Demokratie bezeichnet (vgl. ebd. S. 370; Meyer 2006, S. 12).

> Ich habe damals einen Artikel gelesen. Der ging um das Finanzielle – das hat mich natürlich im Speziellen angesprochen. Ich finde es sehr interessant und da es gab wohl irgendwann eine Studie, wo die gezeigt haben, dass wenn ein Mensch sich, wenn ein Mensch in Armut sich permanent darüber Gedanken machen muss, jeden Cent umzudrehen, dass dafür so viel geistige Leistung verwendet werden muss, dass er gar keine Kapazitäten mehr hat sich kreativ noch irgendwie zu verwirklichen.

Max zufolge wirkten sich staatliche Absicherungsmaßnahmen in der jetzigen Form gegenteilig aus, sodass eine Überwindung einer schwierigen Lage kaum möglich sei:

> Der Sinn der ganzen Sache ist doch, du sollst aus diesem System rauskommen. Der Sinn ist ja dabei, der Vater Staat möchte eben nicht für dich bezahlen müssen, aber indem er dich zuscheißt mit Papierkram und Paragrafen und Fettnäpfchen und Fallen und gerade so das Nötigste gibt, um dir deine JA!-Wurst kaufen zu können, wird dir jegliche Möglichkeit genommen überhaupt da rauszukommen […] Man weiß, wieso diese Menschen auf RTL2 so sind wie sie sind, weil ihnen einfach jegliche Möglichkeit genommen wird, sich überhaupt Gedanken zu machen über etwas Anderes außer irgendwie zu überleben.

Als Konsequenz sieht Max im Grundeinkommen ein Mittel, um diesen Problemlagen entgegenzuwirken:

> Deswegen bin ich auch eigentlich so ein Verfechter dieses Grundeinkommen-Gedankens. Ich glaube nicht daran, dass die Leute an sich faul sind und sich auf der Couch hinsetzen und nichts machen wollen. Das macht keiner und der, der es macht, der muss, glaube ich, eine Therapie machen, weil der wirklich einfach kaputt ist, weil der therapiebedürftig ist. Aber ich glaube, die Menschen, die meisten Menschen haben schon Spaß daran irgendwas zu tun. Das Problem ist nur, dass die meisten Menschen mit dem, was sie tun möchten oder mit dem, was sie Spaß haben, vielleicht nicht das Geld verdienen können, um über die Runden zu kommen. Das ist halt eine andere Geschichte, da muss man ansetzen, deswegen wäre für mich dieser Grundeinkommens-Gedanke sehr viel gewinnbringender. Für alle – muss ja nicht viel sein. Wurde mal gesagt tausend Euro […] Das finde ich schon viel zu viel eigentlich, aber dass du halt einigermaßen gut über die Runden kommen kannst. Klar brauchst jetzt keinen Lamborghini, aber dass du jetzt nicht so in dieser so krass prekären Situation hängst, Angst zu haben, nicht überleben zu können. Das macht vieles kaputt, das macht viel Potenzial der Menschen einfach kaputt.

Der Typus *Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen* ist dem Idealtyp der Rebellion von Robert K. Merton am ähnlichsten. Allerdings stellen die GesprächspartnerInnen nicht die gesamte Sozialstruktur infrage, sondern bringen Kritik vor und fordern gezielte Maßnahmen zur Überwindung der Probleme. Eine Abkehr von den jeweiligen gesellschaftlichen Lebenszielen ist bei den InterviewteilnehmerInnen erneut nicht festzustellen.

9.2 Lebenszielvorstellungen

Bei der Verteilung bzw. Zuordnung der Aussagen zu den herausgearbeiteten Typen sind einige Auffälligkeiten zwischen den untersuchten Gesellschaften zu konstatieren. Deutlich mehr InterviewteilnehmerInnen aus Deutschland nehmen an, dass sich die von den durch Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug beeinflussten Lebensumständen nicht nachhaltig negativ auf ihre Zukunftsaussichten auswirken. Nur drei GesprächspartnerInnen aus Deutschland werden nicht dem ersten Typus *Beständige Zukunftsaussichten* zugeordnet. In den USA stellt sich dieses Verhältnis fast umgekehrt dar. Nur vier GesprächspartnerInnen, die von Erwerbslosigkeit betroffen sind, wobei hier zwei TeilnehmerInnen durch private Unterstützungsleistungen weniger finanzielle Ausfälle verkraften müssen, blicken überwiegend positiv und unbeeinflusst von ihrer momentanen Lage in die Zukunft. Keine der in den Vereinigten Staaten interviewten NiedriglohnbezieherInnen äußert sich zu Zukunftsaussichten, ohne deutliche Einschränkungen bei der Verwirklichung der Lebensziele zu befürchten.

Die Hälfte aller GesprächspartnerInnen aus den USA hat die Ansprüche gesellschaftlich verbreitete Lebensziele zu erreichen gesenkt, während in Deutschland nur zwei TeilnehmerInnen dem Typus *Anpassung der Ansprüche* zugeordnet sind. Eine von partieller Resignation gekennzeichnete Haltung wegen einer schweren Krankheit, deren Ursache bzw. Verlauf nicht in geringem Maße auf mangelnde politisch-institutionellen Teilhabe zurückzuführen ist, offenbart ein Interviewteilnehmer aus den USA. In Anbetracht dieser Verteilung überrascht nicht, dass GesprächspartnerInnen aus den Vereinigten Staaten häufiger und ausführlicher Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen vorbringen, die die Verwirklichung von Lebenszielen behindern. Insgesamt zeigt sich in den Interviews, dass TeilnehmerInnen aus Deutschland, wenn auch alles andere als unbeeinflusst von der Lage der Erwerbslosigkeit oder des Niedriglohnbezugs Lebensziele seltener aufgeben, während bei den GesprächspartnerInnen in den USA eindeutig Aussagen zu negativen Auswirkungen auf die Zukunftsaussichten dominieren.

Um die von einer Gesellschaft ausgegebenen Lebensziele zu erreichen, gibt es Merton (1968, S. 187) zufolge abhängig von der jeweiligen Kultur anerkannte Mittel. In den Vereinigten Staaten bestehen diese Mittel aus persönlichen Stärken, die sich aus harter Arbeit und einem starken Willen zusammensetzen (vgl. Merton 1968, S. 222). Diese Fokussierung auf individuelle Dispositionen führt jedoch dazu, dass bei ausbleibendem Erfolg auch nur der Einzelne zur Rechenschaft gezogen wird. Anstatt strukturelle Bedingungen einzubeziehen, wird Misserfolg als persönliches Versagen interpretiert (vgl. ebd.). Darüber hinaus bleibt die

tatsächliche Bestimmung von Erfolg vage und ein potenziell unabschließbares Ziel (vgl. Durkheim 1973, S. 281; Passas 2000, S. 19). Der Maßstab von Erfolg ist relational und damit vom Vergleich mit anderen Menschen abhängig. Außerdem existiert kein erreichbarer Zielzustand, denn sobald andere Gesellschaftsmitglieder mehr finanzielle Mittel besitzen, entsteht das Bedürfnis ebenfalls danach zu streben (vgl. Merton 1968, S. 190 f.).

Merton (ebd., S. 199 f.) führt aus, dass sich die USA explizit nicht als Klassengesellschaft verstehen, daher glauben AmerikanerInnen überwiegend an Chancengleichheit bei der Erreichung von Lebenszielen und ignorieren unterschiedliche Voraussetzungen hierfür in größerem Maße. Im Unterschied zu Gesellschaften, die deutlicher durch Klassenschranken gekennzeichnet sind, existieren diese Grenzen in den USA in der Ideologie einer klassenfreien Gesellschaft nicht. Dies erhöht den Druck erfolgreich zu sein, speziell für bildungsferne und mit wenig ökonomischen Ressourcen ausgestattete Gruppen. In Klassengesellschaften gibt es hingegen unterschiedliche Lebenszielvorstellungen, die sich von Klasse zu Klasse unterscheiden (vgl. Durkheim 1973, S. 283 f.; Passas 2000, S. 26 f.). Das Zusammenspiel von Armut, begrenzten Möglichkeiten bei gleichzeitigem Druck in einer vermeintlich klassenlosen Gesellschaft Erfolg zu haben, führen in den USA zu einem erhöhten Maß abweichenden Verhaltens, um diese Ziele auch auf anderen Wegen zu erreichen (vgl. Merton 1968, S. 199-201). Die Ansicht ein tatsächlicher Misserfolg erfolge erst bei Aufgabe und somit immer wieder neu zu versuchen, monetären Erfolg zu haben, ist zusätzlich bedenklich, weil alternative oder an die eigene Lage angepasste Lebenszielvorstellungen abgewertet werden (vgl. ebd., S. 192 f.).

Neoliberale Gesellschaften versprechen insbesondere die Verwirklichung materieller Ziele. Die Marktgesellschaft kann ohne „lofty promises“ nicht auskommen (Passas 2000, S. 19). Tatsächlich erfüllen sich diese Versprechen nur für die Wenigsten (vgl. ebd., S. 17). Neoliberale Werte sind vor allem in den USA populär, verbreiten sich aber zunehmend weltweit (vgl. ebd., S. 20 f.). Ein hohes Wohlstandsniveau verstärkt das schmerzhafte Empfinden des eigenen Zurückbleibens, weil Reichtum im Gegensatz zu Gesellschaften, in denen nur eine kleine Elite wohlhabend ist, in Reichweite erscheint (vgl. Münch 2009, S. 228). In den westlichen Industriestaaten ist das „Aspirationsniveaus“ bei fast allen Menschen hoch, da „ein hohes Niveau des Konsums zu einem allgemein geteilten Leitbild der Lebensführung geworden ist“ (ebd.).

Die europäischen Wohlfahrtsstaaten haben sich im Gegensatz zu den USA, wo Teilhabe stärker über den individuellen Erfolg am Markt hergestellt wird, länger als Klassengesellschaften begriffen. Parteien und Gewerkschaften zusammen mit

Arbeitgeberschaft und Staat haben eine weitestgehend kollektive Teilhabe am Wohlstand gewährleistet (vgl. ebd., S. 231). Das sorgt immer noch für eine geringere Diskrepanz zwischen Lebensstandard und Aspirationsniveau als in den USA (vgl. ebd., S. 235 f.). Dennoch konstatiert Münch (2009, S. 227) auch in Europa Desintegrationstendenzen. Der Autor geht von einer Konvergenz aus, die sich in der Zunahme krimineller Delikte, politischem Extremismus, politischer Entfremdung, Rückzug aus der Gesellschaft und mangelndem gesellschaftlichen Engagement zeige.

9.3 Soziale Mobilität

Weitestgehend besteht Übereinkunft, dass unabhängig von den Startbedingungen bei Geburt alle Gesellschaftsmitglieder die gleichen Chancen auf Verwirklichung allgemeiner Lebensziele haben sollen (vgl. OECD 2018c, S. 20). Die Chancen eines sozialen Aufstiegs lassen sich mit Indikatoren der sozialen Mobilität innerhalb einer Gesellschaft messen: Die Wahrscheinlichkeit, dass Söhne von Vätern mit niedrigen Einkünften ebenfalls ein nur niedriges Einkommen erreichen werden, ist in den USA größer als im OECD-Durchschnitt (vgl. OECD 2018b). Umgekehrt haben Kinder von Eltern mit hohem Einkommen eine 6 Prozentpunkte größere Chance ebenfalls hohe Einkünfte zu erzielen als im Mittel der OECD-Staaten (vgl. ebd.). Die intergenerationale Bildungsmobilität ist geringfügig höher als im OECD-Durchschnitt (vgl. ebd.). Zudem sticht die geringe Mobilität von einer Generation zur nächsten bei der Gesundheit hervor. Kinder von Eltern mit schlechter Gesundheit haben ein größeres Risiko ebenfalls mit Gesundheitsprobleme konfrontiert zu sein (vgl. ebd.). Die intergenerationale Mobilität ist bei ethnischen Minoritäten in benachteiligten Stadtteilen besonders schwach ausgeprägt (vgl. ebd.).

Die intergenerationale Mobilität des Einkommens ist in Deutschland in etwa auf dem Niveau der Vereinigten Staaten: Söhne von Vätern, die ein geringes Einkommen aufweisen, werden in 48 Prozent der Fälle ebenso ein niedriges Einkommen erreichen (vgl. OECD 2018a). Die in Deutschland unterdurchschnittliche intergenerationale Bildungsmobilität wird auf geringere Inanspruchnahme von Kinderbetreuung, die spärlichere Verbreitung von Ganztagsschulen und die frühe Aufgliederung des Schulsystems, das ein Aufholen von Bildungsrückständen für benachteiligte SchülerInnen deutlich erschwert, zurückgeführt (vgl. ebd.).

Aufgrund niedriger Löhne und großer Einkommensungleichheiten ist die in einem Leben gemessene, intragenerationale Einkommensmobilität in den USA gering – schon allein, weil

die zu überwindenden Einkommensabstände größer als in anderen Industriestaaten sind (vgl. OECD 2018b). Für das Fünftel der Bevölkerung mit den niedrigsten Einkünften in der US-amerikanischen Gesellschaft beträgt die Wahrscheinlichkeit in einem Zeitraum über vier Jahre nicht mehr zu verdienen 55 Prozent. Die reichsten 20 Prozent haben im gleichen Zeitraum eine 70-prozentige Chance nicht weniger zu verdienen (vgl. ebd.).

In Deutschland sind die Chancen auf einen intragenerationalen sozialen Aufstieg besonders bei Menschen mit niedrigem sozioökonomischen Status im OECD-Vergleich schlecht (vgl. OECD 2018a). Ein Grund hierfür ist die, trotz wirtschaftlich günstiger Bedingungen, immer noch große Zahl an Langzeitarbeitslosen (vgl. ebd.). Der große Niedriglohnsektor, verbreitete Teilzeitarbeit und Zeitarbeitsverträge führen dazu, dass Einkommenszuwächse auch für viele in Erwerbsarbeit stehenden Menschen nicht zu erzielen sind (vgl. ebd.). Das Fünftel der Bevölkerung mit den niedrigsten Einkünften der deutschen Gesellschaft kann innerhalb eines Vier-Jahres-Zeitraums in 58 Prozent der Fälle keine Einkommenszuwächse verzeichnen. Die Wahrscheinlichkeit der reichsten 20 Prozent innerhalb von vier Jahren nicht weniger zu verdienen, beträgt 74 Prozent (vgl. ebd.). Die Werte der sozialen Mobilität fallen somit um einige einstellige Prozentpunkte niedriger als in den USA aus.

In den USA herrscht die Meinung vor, dass alle BürgerInnen mit harter Arbeit aufsteigen und zu Reichtum kommen zu können (vgl. Hertz 2006, S. 1; Rycroft 2017, S. xxi). Der Optimismus belohnt zu werden, ist in den Vereinigten Staaten größer als in anderen Ländern (vgl. Hertz 2006, S. 1). US-AmerikanerInnen betonen die Chancengleichheit, während die Bedeutung von Familienherkunft und den darauf basierenden Unterschieden in der ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitalausstattung tendenziell heruntergespielt wird (vgl. Doob 2019, S. 102, 104). Im Vergleich mit den Vereinigten Staaten gelten eigene Fähigkeiten und unternommene Anstrengungen für soziale Mobilität in Deutschland als weniger entscheidend (vgl. Linos und West 2003). In Hinblick auf einen sozialen Aufstieg hat das Leistungsprinzip eine geringere Bedeutung als die soziale Herkunft und soziale Beziehungen (vgl. Mau 1997a, S. 20; Mau 1997b, S. 39).

10 Schlussbetrachtung

In der vorliegenden Arbeit wurden mit problem-zentrierten Interviews Lebenslagen von Menschen aus den USA und Deutschland untersucht, die von Erwerbslosigkeit und Niedriglohnbezug betroffen sind. Hintergrundfolie des Forschungsvorhabens war die in den letzten Jahrzenten zunehmende Verbreitung von Prekarisierung in den westlichen Industrieländern, die fast alle Gesellschaftsgruppen betrifft, weshalb nicht lediglich der Fokus auf einen vermeintlich abgehängten Teil der Bevölkerung gerichtet war. Die Einbeziehung sowohl erwerbsloser als auch niedriglohnbeziehender Menschen würdigte dabei die Tatsache, dass auch eine Arbeitsstelle immer weniger Schutz vor Prekarisierung bietet. Ausgangspunkt war außerdem ein gesellschaftsübergreifender qualitativer Ansatz eines Vergleiches zweier westlich-kapitalistischer Demokratien, in denen jedoch strukturelle Gegebenheiten sowie Werte und Einstellungen der Bevölkerung stark voneinander abweichen. Dementsprechend stellen sich auch die Bedingungen zum Umgang und zur Bewältigung von Prekarisierung unterschiedlich dar.

Um ein umfassendes Bild der Erfahrungen der TeilnehmerInnen zu zeichnen, dienten die Lebenslagendimensionen des Konzepts der gesellschaftlichen Zugehörigkeit als Leitfaden. Unterschieden wurde dabei zwischen den zwei Modi gesellschaftliche Interdependenz und Partizipation – im ersten Modus sind die Dimensionen der Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung und in soziale Beziehungen gruppiert, im zweiten Modus die der ökonomischen, politisch-institutionellen und kulturellen Teilhabe.

Aus den Aussagen der GesprächspartnerInnen wurde schließlich eine umfangreiche Typologie mit neun Kategorien mit jeweils drei bis fünf Typen herausgearbeitet. Wenn auch eine solche Typologie im Rahmen einer qualitativen Erhebung immer fallbezogen bleibt und aufgrund der geringen Fallzahl nicht repräsentativ für eine Gesellschaft stehen kann, zeigen die gebildeten Typen gleichwohl deutlich abweichende Erfahrungen der Interviewten nach Erwerbsstatus und Staat des Wohnsitzes auf.

In der Kategorie *Positionierung am Arbeitsmarkt* berichten fast alle InterviewteilnehmerInnen von Versuchen, die eigenen Beschäftigungschancen zu erhöhen. TeilnehmerInnen aus den USA beziehen die Option der Selbstständigkeit häufiger in ihre Gedanken mit ein. Die Ausrichtung der GesprächspartnerInnen orientiert sich dabei überwiegend an neoliberalen Forderungen eines *unternehmerischen Selbst* nach Flexibilität,

Eigenverantwortung oder Selbstökonomisierung. Die Aussagen des Typus *Einschränkungen der Beschäftigungschancen* verweisen aber gleichzeitig auch auf nicht zu erfüllende Zielvorgaben des Leitbildes durch gesundheitliche und altersbedingte Beeinträchtigungen sowie einer geringeren Bereitschaft der Interviewten soziale Verwurzelungen und Beziehungen dem ökonomischen Diktat nach Mobilität zu opfern. Neben diesen konkreten Verhaltensweisen und Bedingungen offenbaren die TeilnehmerInnen außerdem konträre Haltungen zu ihrer Situation der Erwerbslosigkeit oder des Niedriglohnbezugs. Interviewte sind wegen nur weniger Anhaltspunkte, ob die eigenen Stellenprofile und verfolgten Maßnahmen wirkungsvoll sind, um eine angemessene Einbindung in die gesellschaftliche Arbeitsteilung zu erreichen, grundlegend verunsichert. Dennoch betonen einige GesprächspartnerInnen aus den Vereinigten Staaten auch Optimismus.

Insgesamt fällt in der Kategorie *Positionierung am Arbeitsmarkt* die größere Orientierung an neoliberalen Idealen bei InterviewteilnehmerInnen aus den Vereinigten Staaten ins Auge. Denn auf einen neoliberalen Kontext verweisende handlungsleitende Aspekte wie Kreativität, Eigenverantwortung oder Optimismus beschreiben GesprächspartnerInnen aus den USA häufiger und ausführlicher.

Entsprechend der Feststellung, dass in Deutschland ebenfalls neoliberale Ideale verbreitet sind, zeigen auch die dortigen Interviewten keine alternativen Wege auf. Unterschiede sind somit zumeist gradueller Natur. So weisen bei der Positionierung am Arbeitsmarkt weder TeilnehmerInnen aus den USA noch aus Deutschland auf strukturelle Bedingungen bei der Bewertung der eigenen Lage hin. Eine widerstandlose Unterwerfung hinsichtlich der Forderungen des *unternehmerischen Selbst* ist dennoch nicht auszumachen. Neben dem erwähnten offensiven Umgang mit Einschränkungen auf dem Arbeitsmarkt deutet die vermehrte Beschäftigung der von Erwerbslosigkeit Betroffenen mit der Erhöhung der *Employability* im Gegensatz zu NiedriglohnbezieherInnen auf Diskrepanzen zwischen Forderungen und konkretem Handeln hin. Denn durch die spezielle Situation der Erwerbslosigkeit ergibt sich für die Betroffenen die größere Notwendigkeit, sich stärker auf ökonomische Vorgaben einzustellen, um die eigene Lage zu überwinden. Bei Vorhandensein einer Arbeitsstelle setzen sich Interviewte seltener mit dem Ideal nach unablässig zu befolgenden Forderungen auseinander.

Wertvorstellungen zu Arbeit zeichnen sich bei den InterviewteilnehmerInnen in erster Linie durch ein Abwägen von Selbstverwirklichung und Sicherheit aus. Ausschließlich materielle bzw. Pflicht- oder Akzeptanz- Werte werden in keinem Fall genannt, sondern tauchen immer nur in Kombination mit Selbstentfaltungswerten auf. Weitere Werte betreffen eine idealistische

Orientierung und in nur einem Fall die ausdrückliche Hervorhebung von Fleiß. Der alleinige Fokus auf hedonistischer Selbstverwirklichung ist nur bei TeilnehmerInnen aus Deutschland zu beobachten. In beiden Gesellschaften überwiegen Aussagen, die gleichzeitig materialistische als auch postmaterialistische Wertehaltungen beinhalten.

Geringe Unterschiede zwischen Deutschland und den USA zeigen sich in der Kategorie *Zeitempfinden- und Einteilung*. Insbesondere Erwerbslosigkeit geht für Interviewte mit Strukturierungsschwierigkeiten freier Zeit einher. TeilnehmerInnen berichten meist von einer Entwicklung von anfänglichem Festhalten an vorherigen Routinen einer Erwerbstätigkeit und einer zuversichtlichen Haltung als auch umgekehrt von anfänglicher Antriebslosigkeit, die mit der Zeit überwunden werden kann. Chancen freiere Zeiteinteilung werden selten genannt. Neben berufsbezogenen positiven Erfahrungen von Flexibilität bei NiedriglohnbezieherInnen berichten nur finanziell Abgesicherte von alternativen vorteilhaften Möglichkeiten der Zeitnutzung. Der entgegengesetzte Typus Zeitknappheit betrifft NiedriglohnbezieherInnen des Samplings, deren Mangel an ökonomischen Kapital sich in Zeitmangel übersetzt. Die wenigen TeilnehmerInnen des Samplings, die Erziehungsaufgaben nachgehen, sind ebenfalls mit Zeitknappheit konfrontiert.

Im Umgang mit Stigmatisierung zeigen sich divergente Herangehensweisen, obwohl nur im Typus *Erwerbsbezogene Abwertungserfahrungen* eine Niedriglohnbezieherin überhaupt von negativen Erlebnissen in direkten sozialen Interaktionen erzählt. Stattdessen berichten von Erwerbslosigkeit Betroffene von Schamempfinden sowie Strategien des Verbergens und Distanzierens. Vor allem letztere Strategie hilft dabei, ein positives Selbstbild aufrechtzuerhalten. Die Zuordnung fast aller erwerbloser TeilnehmerInnen weist auf das wirkmächtige Stigma von Erwerbslosigkeit hin. Unterschiede zwischen den Aussagen von TeilnehmerInnen aus den USA und Deutschland sind gradueller Natur und zeugen von einer tendenziell größeren Angst vor Stigmatisierung in den Vereinigten Staaten.

Alle TeilnehmerInnen können in irgendeiner Form auf Unterstützung aus sozialen Beziehungen zählen. Familie, LebenspartnerInnen und Freunde stehen hierbei als die wichtigsten Ressourcen zur Verfügung. Hilfestellung von Menschen in ähnlicher Lage, die nicht aus dem sozialen Nahumfeld stammen, nennen die Interviewten selten, wobei diese Form der solidarischen Unterstützung unter Betroffenen teilweise vermisst wird. Darüber hinaus legen TeilnehmerInnen belastende Aspekte in sozialen Beziehungen offen – häufig auch zu den Menschen, die gleichzeitig positive Unterstützung vermitteln. Die prekäre Lage führt hierbei zu einem Ungleichgewicht in Beziehungen, durch das sich TeilnehmerInnen in einer schwächeren Position mit weniger Mitspracherecht befinden.

Im letzten Typus der Kategorie werden Überschneidungen zu anderen Kategorien materieller Teilhabe und Umgang mit Stigmatisierung deutlich, denn Einschränkungen sozialer Beziehungen werden vor allem auf fehlende finanzielle Mittel für Aktivitäten und Angst vor Stigmatisierung bei Erwerbslosigkeit zurückgeführt. Die doppelte Betroffenheit von Erwerbslosen zeigt in Richtung einer größeren Gefahr sozialer Isolation für diese Gruppe als bei NiedriglohnbezieherInnen.

Im zweiten Modus der gesellschaftlichen Teilhabe ist das Verhältnis in Abhängigkeit zum Erwerbsstatus bei der Einordnung zu Typen der verschiedenen Dimensionen und Kategorien ausgeglichen. Das *Auskommen* in der Dimension materieller Teilhabe ist von einer großen Bandbreite geprägt. GesprächspartnerInnen gelingt teilweise ein Arrangieren mit der finanziellen Situation. TeilnehmerInnen aus den USA schaffen es nur mit materieller Unterstützung aus dem privaten Umkreis, einen angemessenen Lebensstandard aufrecht zu erhalten. TeilnehmerInnen aus Deutschland berichten von weniger Schwierigkeiten mit dem Auskommen zurechtzukommen, wenn sich ihr soziales Umfeld in ähnlicher Lage befindet. Die Bezugsdauer von geringen Einkünften spielt eine wichtige Rolle, da bei einer absehbaren Überwindung der Lage temporäre Einschränkungen eher hinnehmbar sind. Das Erleben deutlicher Einschränkungen reicht von einem Unterschreiten des soziokulturellen Existenzminimums bis zur Gefährdung der Befriedigung physiologischer Grundbedürfnisse. Von letzteren sind insbesondere TeilnehmerInnen aus den USA betroffen. Sowohl von Erwerbslosigkeit Betroffene als auch NiedriglohnbezieherInnen laufen dort Gefahr, unter die absoluten Armutsgrenze zu fallen.

Neben Befriedigung der materiellen Bedürfnisse sprechen TeilnehmerInnen Fragen nach Anerkennung und Missachtung an. Beim Gefühl des Nicht-Mithalten-Könnens sind es mehr GesprächspartnerInnen aus den USA, die sich aufgrund stark abweichender Lebenswirklichkeiten von finanziell Bessergestellten, als ausgegrenzt wahrnehmen. Im Gegensatz zur Kategorie Umgang mit Stigmatisierung im Zusammenhang von Arbeit berichten TeilnehmerInnen aus beiden Gesellschaften offen von Abwertungserfahrungen. Alternative Anerkennungsformen jenseits von materiellen Einkünften, um ein positives Selbstbild aufrechterhalten zu können, bringen Interviewte nur teilweise vor.

Auch in der Dimension politisch-institutioneller Teilhabe werden deutliche Differenzen bei der Beurteilung von öffentlichen Unterstützungsleistungen in den USA und Deutschland sichtbar. Im Typus *Asymmetrische Beziehungen* berichten in größerer Anzahl von Erwerbslosigkeit Betroffene aus Deutschland von negativen Erfahrungen mit Institutionen. TeilnehmerInnen vermuten, dass Unterstützungsleistungen ökonomischen und der Prüfung der

Anspruchsberechtigung betreffenden Gesichtspunkten untergeordnet sind, und kritisieren darüber hinaus wenig sinnhafte Pflichten und Aufgaben sowie eine ausufernde Komplexität von Regeln. Ein kaum als vorhanden wahrgenommenes Mitspracherecht führt zu einer hohen Frustration der GesprächspartnerInnen.

Zusammengefasst kommen Institutionen zu wenig einer Vermittlung von Befähigungen zur Überwindung der Lage nach. Derartige Erfahrungen überwiegen, dennoch schildern die Interviewten auch positive Erlebnisse im Typ *Individuelle Förderung*, bei der sie die Vermittlung eigenverantwortlicher Befähigungen in den Vordergrund stellen. Sind in den ersten zwei Typen weniger TeilnehmerInnen aus den USA zugeordnet, weil teilweise gar kein Kontakt zu öffentlichen Einrichtungen besteht, ist im letzten Typus der Kategorie ein noch größeres Ungleichgewicht festzustellen. Denn nur TeilnehmerInnen aus den Vereinigten Staaten werden dem Typus *Ausschluss von Leistungen* zugeordnet. Neben fehlender Unterstützung in vielfältigen Bereichen ist es vor allem der unzureichende Zugang zu einer Krankenversicherung, der massive negative Auswirkungen auf die Lebensumstände von TeilnehmerInnen zur Folge hat

In der letzten Dimension der kulturellen Teilhabe gehen die teilnehmenden InterviewpartnerInnen auf ihre Zukunftsaussichten ein. Die Mehrzahl offenbart eine insgesamt unveränderte Haltung, bei der die Lebensziele nicht revidiert oder aufgegeben werden – sofern die Interviewten von einer zeitweiligen und nicht dauerhaften Lage der Erwerbslosigkeit oder des Niedriglohnbezugs ausgehen. GesprächspartnerInnen aus den USA korrigieren häufiger ihrer Lebensziele nach unten und gehen davon aus, hinter den gesellschaftlichen Erwartungen zurückzubleiben. In einem Fall erfolgt eine partielle Resignation aufgrund prekärer Lebensverhältnisse und dadurch verursachte drastische gesundheitliche Beeinträchtigungen. Die insgesamt negativeren Aussichten von TeilnehmerInnen aus den USA gehen mit einer deutlichen Artikulation mannigfaltiger Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen einher, die Interviewte aus Deutschland nur vereinzelt vorbringen. In keinem Fall geben TeilnehmerInnen jedoch die gesellschaftlichen anerkannten Mittel zur Erreichung von Lebenszielen auf.

Schließlich ist von keiner „Spiral of Precariousness“ (Paugam 1995) auszugehen, die zwangsläufig in soziale Ausgrenzung mündet. Die Interviewten sind nicht von ausschließender Exklusion betroffen, in der weder Einbindung in die Arbeitsteilung und soziale Beziehungen noch materielle, politisch-institutionelle und kulturelle Teilhabe in ausreichendem Maße gegeben ist, sondern sie befinden sich in prekären Zwischenlagen mit in verschiedenen Dimensionen weiter vorhandener Einbindung oder Teilhabe. In mehreren, weil in der Regel

wechselseitig voneinander abhängigen, Lebenslagen besteht jedoch sehr wohl die Gefahr von Ausgrenzung bzw. sind Exklusionstendenzen festzustellen. Die überwiegende Zahl der GesprächspartnerInnen müssen sich wegen Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug mit der Eventualität eines sozialen Abstiegs und einer dauerhaften Senkung der Ansprüche auf ein niedriges Niveau auseinandersetzen. Davon sind aufgrund geringerer sozialer Absicherung TeilnehmerInnen aus den USA noch stärker betroffen.

Die in den einzelnen Dimensionen gebildeten Kategorien und Typen geben Einblick in die Lebenswirklichkeiten von Menschen in den Vereinigten Staaten und Deutschland, die Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit oder Niedriglohnbezug gemacht haben. Durch das sehr heterogene Sampling und die weit gefasste Fragestellung auf alle relevanten Inklusionsbereiche ist in Bezug auf soziale Positionen, regionale Disparitäten und den einzelnen Dimensionen weitere Forschung nötig. Mit dem Vergleich werden allerdings sogleich Anknüpfungspunkte angedeutet. Wie auch in der sozialwissenschaftlichen Diskussion schon lange unstrittig, zeigt sich, dass nicht nur die materiellen Bedingungen – ohne deren hohe Relevanz in Abrede stellen zu wollen – die Lebenslagen der TeilnehmerInnen bestimmen. Anhand der eigenen Relevanzsetzung der GesprächspartnerInnen bei den geschilderten Erfahrungen lässt sich aufzeigen, dass gerade Faktoren, die sich einfachen quantifizierbaren Vergleichen weitestgehend entziehen, eine zentrale Rolle spielen. Die herausgearbeiteten Themenbereiche wie z. B. Positionierung am Arbeitsmarkt, Umgang mit Zeit, Anerkennung oder informelle und formelle soziale Beziehungen sind in internationalen Vergleichen bisher kaum beleuchtet worden. Die Erkenntnisse bieten Ansatzpunkte, um differenzierter zu bestimmen, wie sich Prekarisierung auf die Inklusion von Individuen auswirkt und ob dieser Prozess auf bestimmte kulturelle oder strukturelle Gegebenheiten der jeweiligen Gesellschaften zurückgeführt werden kann. Somit wäre es schließlich auch denkbar, Lösungsansätzen für die Bewältigung von Prekarisierung zu entwickeln.

11 Literaturverzeichnis

Abelshauser, Werner. *Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von 1945 bis zur Gegenwart.* München: Verlag C.H. Beck, 2011.

Acs, Gregory. *Downward Mobility from the Middle Class. Waking Up from the American Dream.* Washington, D.C.: Pew Charitable Trusts, 2011.

Adams, Willi Paul. *Die USA im 20. Jahrhundert.* München: De Gruyter, 2012.

Adler, Marina A., und April Brayfield. „Gender Regimes and Cultures of Care. Public Support for Maternal Employment in Germany and the United States." *Marriage & Family Review*, Jahrgang 39, Heft 3-4 2006: S. 229-253.

Ainsworth, Susan, und Cynthia Hardy. „The Enterprising Self. An Unsuitable Job for an Older Worker." *Organization*, Jahrgang 15, Heft 3 2008: S. 389-405.

Alesina, Alberto, Edward Glaeser, und Bruce Sacerdo. „Work and Leisure in the United States and Europe. Why So Different?" *NBER Macroeconomics Annual 20*, 2005: S. 1-64.

Alesina, Alberto, und George-Marios Angeletos. „Fairness and Redistribution." *The American Economic Review*, September. Jahrgang 95, Heft 4 2005: S. 960-980.

Amacker, Michèle. „›Da haben wir wenig Spielraum‹ – Familienernährerinnen in prekären Lebenslagen." *WSI-Mitteilungen*, Jahrgang 64, Heft 8 2011: S. 409-415.

Ambrosius, Gerold. „Ursachen der Deindustrialisierung Westeuropas." *Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft. Umweltgeschichte. Umweltverträgliches Wirtschaften in historischer Perspektive*, Jahrgang 15 1994: S. 191-221.

Amit, Raphael, und Eitan Muller. „›Push‹ and ›Pull‹ Entrepreneurship." *Journal of Small Business & Entrepreneurship*, Jahrgang 12, Heft 4 1995: S. 64-80.

Anderson, Elijah. *Streetwise. Race, Class, and Change in an Urban Community*. Philadelphia: University of Chicago Press, 1992.

Anderson, Nels. *The Hobo. The Sociology of the Homeless Man.* Chicago: University of Chicago Press, 1923.

Andreß, Hans-Jürgen. *Leben in Armut. Analysen der Verhaltensweisen armer Haushalte mit Umfragedaten.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1999.

Andreß, Hans-Jürgen, und Anne Krüger. *Ausstiege aus dem unteren Einkommensbereich.* Berlin: Nomos, 2006.

Appelbaum, Eileen, et al. „Introduction and Overview.“ In *Low-Wage Work in the Wealthy World*, von Jérôme Gautié und John Schmitt (Hrsg.), S. 1-32. New York: Russell Sage Foundation, 2010.

Applebaum , Herbert. *The American Work Ethic and the Changing Work Force. An Historical Perspective.* Westport, New York: Greenwood Press, 1998.

Applebaum, Herbert. *The Concept of Work. Ancient, Medieval, and Modern.* Albany: State University of New York Press, 1992.

Arendt, Hannah. *Vita activa oder Vom tätigen Leben.* Stuttgart: R. Piper & Co Verlag, 1960.

Argyle, Michael, und Monika Henderson. *Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens.* Paderborn: Junfermann Verlag, 1986.

Auletta, Ken. *The Underclass.* New York: Harper & Row, 1983.

Baethge, Martin. „Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit.“ *Soziale Welt*, Jahrgang 42, Heft 1 1991: S. 6-19.

Baicker, Katherine, William J. Congdon, und Sendhil Mullainathan. „Health Insurance Coverage and Take-Up. Lessons from Behavioral Economics.“ *The Milbank Quarterly*, S. 107-134. Jahrgang 90, Heft 1 2012.

Beck , Ulrich. „Jenseits von Stand und Klasse?“ In *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), S. 43-60. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994.

Beck, Ulrich. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.

—. *Schöne neue Arbeitswelt.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.

Beck, Ulrich, Wolfgang Bonß, und Christoph Lau. „Theorie reflexiver Modernisierung. Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme.“ In *Die Modernisierung der Moderne*, von Ulrich Beck und Wolfgang Bonß (Hrsg.), S. 11-59. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.

Becker, Jens, und Jennifer Gulyas. „Armut und Scham – über die emotionale Verarbeitung sozialer Ungleichheit.“ *Zeitschrift für Sozialreform. Journal of Social Policy Research*, Jahrgang 58, Heft 1 2012: S. 83-100.

Beerman, Lilly, und Martin Stengel. „Werthaltungen zu Arbeit, Freizeit und Organisationen bei Angestellten in den USA und der Bundesrepublik Deutschland.“ In *Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition*, von Helmut Klages, Hans-Jürgen Hippler und Willi Herber, S. 373-400. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 1992.

Bell, Daniel. *Die nachindustrielle Gesellschaft.* Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 1976.

Bell, Linda A. „The Incentive to Work Hard. Differences in Black and White Worker´s Hours and Preferences.“ In *Working Time. International Trends, Theory and Policy Perpectives*, von Lonnie Golden und Deborah M. Figart, S. 106-126. New York: Taylor & Francis, 2000.

Bell, Linda A., und Richard Freeman. *Why Do Americans and Germans Work Different Hours.* Working Paper Nr. 4808, National Bureau of Economic Research, 1994.

Berghoff, Hartmut. „Die 1990er Jahre als Epochenschwelle? Der Umbau der Deutschland AG zwischen Traditionsbruch und Kontinuitätswahrung.“ *Historische Zeitschrift*, Band 308, Heft 2 2019: S. 364-400.

Berglund, Karin. „Fighting against all Odds: Entrepreneurship Education as Employability Training.“ *Ephemera. Theory & Politics in Organization*, Jahrgang 13, Heft 4 2013: S. 717-735.

Berglund, Karin. „Social Entrepreneurs. Precious and Precarious.“ In *Critical Perspectives on Entrepreneurship. Challenging Dominant Discourses*, von Caroline Essers, Pascal Dey, Deirdre Tedmanson und Karen (Hrsg.) Verduyn, S. 17-35. New York: Routledge, 2017.

Bernoster, Indy, Cornelius A. Rietveld, A. Roy Thurik, und Olivier Torrès. „Overconfidence, Optimism and Entrepreneurship.“ *Sustainability*, Juni, 2233. Jahrgang 10, Heft 7 2018: S. 1-14.

Bethmann, Stephanie, und Debora Niermann. „Crossing Boundaries in Qualitative Research. Entwurf einer empirischen Reflexivitätder qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA.“ *FQS. Forum: Qualitative Sozialforschung*, Mai, Art. 19. Jahrgang 16, Heft 2 2015.

Bibbins-Domingo, Kirsten, und Melissa Burroughs. „Caring for the ›Young Invincibles‹.“ *Journal of General Internal Medicine*, Jahrgang 25, Heft 7 2010: S. 642-643.

Blair, Tony, und Gerhard Schröder. „Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten. Ein Vorschlag von Gerhard Schröder und Tony Blair vom 8. Juni 1999.“ *Blätter für deutsche und internationale Politik 7. Dokumente zum Zeitgeschehen*, 1999: S. 887–896.

Blancke, Susanne, Christian Roth, und Josef Schmid. *Employability (›Beschäftigungsfähigkeit‹) als Herausforderung für den Arbeitsmarkt – Auf dem Weg zur flexiblen Erwerbsgesellschaft. Eine Konzept- und Literaturstudie.* Arbeitsbericht Nr. 157 Mai, Stuttgart: Akademie für Technikfolgenabschätzung, 2000.

Block, Jörn H. „Zur Gründungskultur in Deutschland: Persönlichkeitseigenschaften als Gründungshemmnis.“ In *Gründungsförderung in Theorie und Praxis*, von Norbert Irsch und Peter Witt, S. 131-144. Frankfurt am Main: KfW Bankengruppe und Förderkreis Gründungs-Forschung eV, 2011.

Blumer, Herbert. „What is Wrong with Social Theory?“ *American Sociological Review*, Jahrgang 19, Heft 1 1954: S. 3-10.

Blustein, David Larry. *The Importance of Work in an Age of Uncertainty. The Eroding Work Experience in America.* New York: Oxford University Press, 2019.

Boeckh, Jürgen, Ernst-Ulrich Huster, und Benjamin Benz. *Sozialpolitik in Deutschland. Eine systematische Einführung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Böhle, Fritz. „Körper und Wissen. Veränderungen in der sozio-kulturellen Bedeutung körperlicher Arbeit.“ *Soziale Welt*, Jahrgang 40, Heft 4 1989: S. 497-512.

Böhnke, Petra. „Marginalisierung und Verunsicherung. Ein empirischer Beitrag zur Exklusionsdebatte.“ In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, von Heinz Bude und Andreas (Hrsg.) Willisch, S. 97-120. Hamburg: Hamburger Edition, 2006.

Böhnke, Petra. „Solidarität im Wohlfahrtsstaat – Prekäre Lebenslagen und soziale Integration.“ In *Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften*, von Jörg Lüdicke und Martin Diewald (Hrsg.), S. 235-263. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Böhnke, Petra, und Jan Delhey. „Lebensstandard und Lebensqualität.“ In *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, von Steffen Mau und Nadine M. Schöneck (Hrsg.), S. 521-537. Wiesbaden: Springer, 2013.

Bohnsack, Ralf. *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden.* Opladen, Toronto: UTB, 2014.

Bökenkamp, Gérard. *Das Ende des Wirtschaftswunders. Geschichte der Sozial-, Wirtschafts- und Finanzpolitik in der Bundesrepublik 1969-1998.* Stuttgart: Lucius & Lucius, 2010.

Boltanski, Luc, und Ève Chiapello. *Der neue Geist des Kapitalismus.* Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2003.

Bolte, Karl Martin. „Subjektorientierte Soziologie. Plädoyer für eine Forschungsperspektive.“ In *Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie*, von Karl Martin Bolte und Erhard Treutner (Hrsg.), S. 12-36. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1983.

Bonß, Wolfgang. „Zwischen Erwerbsarbeit und Eigenarbeit. Ein Beitrag zur Debatte um die Arbeitsgesellschaft.“ *Arbeit*, Jahrgang 11, Heft 1 2002: S. 5-20.

Bonß, Wolfgang. „Vergesellschaftung über Arbeit. Oder: Gegenwart und Zukunft der Arbeitsgesellschaft.“ In *Die Erwerbsgesellschaft*, von Peter A. Berger und Dirk Konietzka (Hrsg.), S. 331-356. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2001.

Bonvin, Jean-Michel. „Der Capabilitiy Ansatz und sein Beitrag für die Analyse gegenwärtiger Sozialpolitik.“ *Soziale Passagen*, Jahrgang 1, Heft 1 2009: S. 8-22.

Bosch, Aida . *Konsum und Exklusion. Eine Kultursoziologie der Dinge.* Bielefeld: Transcript Verlag, 2010.

Bosch, Gerhard. „Working Time Reductions, Employment Consequences and Lessons from Europe. Defusing a Quasi-Religious Controversy.“ In *Working Time. International Trends, Theory and Policy Perpectives*, von Lonnie Golden und Deborah M. Figart, S. 178-195. New York: Taylor & Francis, 2000.

Bosch, Gerhard, und Claudia Weinkopf. „Niedriglöhne in Deutschland – Zahlen, Fakten, Ursachen.“ In *Arbeiten für wenig Geld. Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland*, von Gerhard Bosch und Claudia Weinkopf (Hrsg.), S. 15-105. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2007.

Bourdieu, Pierre. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.

Bourdieu, Pierre. „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.“ In *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2*, von Reinhard Kreckel (Hrsg.), S. 183-198. Göttingen: Schwartz & Co, 1983.

Bourdieu, Pierre. „Prekarität ist überall.“ In *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*, von Pierre Bourdieu, S. 96-102. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 1998.

Bourdieu, Pierre. „Verstehen.“ In *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, von Pierre Bourdieu et al., S. 779-802. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 1997.

Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs.* Stuttgart: Klett, 1971.

Bourgois, Philippe. *In Search of Respect. Selling Crack in El Barrio.* Cambridge: Cambridge University Press, 2003.

Braunerhjelm, Pontus. „Entrepreneurship and Local Growth. A Comparison of the U.S. and Sweden.“ *Electronic Working Paper Series*, Cesis Working Paper 103 2007.

Breman, Jan, und Marcel van der Linden. „Informalizing the Economy. The Return of the Social Question at a Global Level.“ *Development and Change*, Jahrgang 45, Heft 5 2014: S. 920-940.

Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre, Silke Röbenack, Klaus Kraemer, und Frederic Speidel. *Prekäre Arbeit Ursachen. Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse.* Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, 2006.

Bröckling, Ulrich. *Das unternehmerische Selbst – Soziologie einer Subjektivierungsform.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.

Bruckner, Elke, Karin Knaup, und Walter Müller. *Soziale Beziehungen und Hilfeleistungen in modernen Gesellschaften.* Arbeitspapier AB I/Nr. 1, Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, 1993.

Buchmayr, Florian. „Stigma-Management von Verkäuferinnen von Straßenzeitungen.“ *Zeitschrift für Soziologie*, Jahrgang 48, Heft 2 2019: S. 158-173.

Buck-Morss, Susan. „The Flaneur, the Sandwichman and the Whore. The Politics of Loitering.“ *New German Critique*, Heft 39, Second Special Issue on Walter Benjamin 1986: S. 99-140.

Bude, Heinz. *Die Ausgeschlossenen.* München: Carl Hanser Verlag, 2008.

Bude, Heinz. „Die Kunst der Interpretation.“ In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines (Hrsg.) Steinke, S. 569-578. Hamburg: Rowohlt, 2017.

Bude, Heinz, und Andreas Willisch. „Das Problem der Exklusion.“ In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, von Heinz Bude und Andreas (Hrsg.) Willisch, S. 7-23. Hamburg: Hamburger Edition, 2006.

Buehler, Ralph, und John Pucher. „Demand for Public Transport in Germany and the USA. An Analysis of Rider Characteristics.“ *Transport Reviews*, September. Jahrgang 32, Heft 5 2012: S. 541-567.

Bührmann, Andrea D. „Das Auftauchen des unternehmerischen Selbst und seine gegenwärtige Hegemonialität. Einige grundlegende Anmerkungen zur Analyse des (Trans-) Formierungsgeschehens moderner Subjektivierungsweisen.“ *FQS. Forum: Qualitative Sozialforschung*, Januar. Jahrgang 6, Heft 1, Artikel 16 2005.

Bührmann, Andrea D., und Hans J. Pongratz. „Prekäres Unternehmertum. Einführung in ein vernachlässigtes Forschungsfeld.“ In *Prekäres Unternehmertum. Unsicherheiten von selbstständiger Erwerbstätigkeit und Unternehmensgründung*, von Andrea D.

Bührmann und Hans J. Pongratz, S. 7-25. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Bullock, Heather E. „Class Acts. Middle-Class Responses to the Poor." In *The Social Psychology of Interpersonal Discrimination*, von Bernice Lott und Diane Maluso (Hrsg.), S. 118-159. New York, London: Guilford, 1995.

Bundesagentur für Arbeit. „Arbeitslose mit Migrationshintergrund." Statistik. Methodenbericht der Statistik der BA, Nürnberg, 2012.

—. *Arbeitslosenquote & Arbeitslosenzahlen 2020.* 1. Juli 2020. https://www.arbeitsagentur.de/news/arbeitsmarkt-2020 (Zugriff am 13. Juli 2020).

Bundesagentur für Arbeit. „Die Arbeitsmarktsituation von Frauen und Männern 2018." Statistik. Blickpunkt Arbeitsmarkt, Juli, Nürnberg, 2019.

Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit. „Vorrang für die Anständigen – Gegen Missbrauch, „Abzocke" und Selbstbedienung im Sozialstaat. Ein Report vom Arbeitsmarkt im Sommer 2005." Berlin, 2005.

Burzan, Nicole. „Prekarität und verunsicherte Gesellschaftsmitte – Konsequenzen für die Ungleichheitstheorie." In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Robert Castel und Klaus Dörre (Hrsg.), S. 307-315. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009.

—. *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Burzan, Nicole, und Miriam Schad Schad. „Qualitative Ungleichheitsforschung. Zugänge zu einem Kernthema der Soziologie am Beispiel deutschsprachiger Zeitschriftenbeiträge." *ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Jahrgang 19, Heft 1+2 2018: S. 13–29.

Butterwegge, Christoph. *Die zerissene Republik. Wirtschaftliche, soziale und politische Ungleichheit in Deutschland.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 2020.

—. *Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik?* Weinheim: Beltz Juventa, 2012.

—. *Krise und Zukunft des Sozialstaates.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Caille, Alain. „Die doppelte Unbegreiflichkeit der reinen Gabe." In *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, von Frank Adloff und Steffen Mau (Hrsg.), S. 157-186. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2005.

Candeias, Mario. „Genealogie des Prekariats." In *Von ›Neuer Unterschicht‹ und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten*, von Claudio Altenhain, Anja Danilina, Erik Hildebrandt, Stefan

Kausch, Annekathrin Müller und Tobias Roscher (Hrsg.), S. 121-138. Bielefeld: Transcript Verlag, 2008b.

—. „Die neuen Solo-Selbständigen zwischen Unternehmergeist und Prekarität.“ *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Nr. 1. Jahrgang 38, Heft 150 2008a: S. 65-81.

Carstensen, Tanja, Wibke Derboven, und Gabriele Winker. *Soziale Praxen Erwerbsloser. Gesellschaftliche Teilhabe – Internetnutzung – Zeithandeln.* Berlin: Lit Verlag, 2012.

Castel, Robert. *Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums.* Hamburg: Hamburger Edition, 2011.

—. *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit.* Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2000.

Castel, Robert. „Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit.“ In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Robert Castel und Klaus Dörre (Hrsg.), S. 21-34. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009.

Chassé, Karl August. *Unterschichten in Deutschland. Materialien zu einer kritischen Debatte.* Wiesbaden, 2010.

Chertkovskaya, Ekaterina, Peter Watt, Stefan Tramer, und Sverre Spoelstra . „Giving Notice to Employability.“ *Ephemera. Theory & Politics in Organization*, Jahrgang 13, Heft 4 2013: S. 701-716.

Coleman-Jensen, Alisha, Matthew P. Rabbitt, Christian A. Gregory, und Anita Singh. *Household Food Security in the United States in 2018.* Economic Research Report Number 270, September, United States Department of Agriculture. Economic Research Service, 2019.

Commission of the European Communities. „Towards a Europe of Solidarity. Intensifying the Fight Against Social Exclusion, Fostering Integration.“ Communication From the Commission, COM(92) 542 Final, 23. Dezember, Brüssel, 1992.

Coser, Lewis A. „Soziologie der Armut. Georg Simmel zum Gedächtnis.“ In *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS). Sonderheft 32*, von Stephan Leibfried und Wolfgang Voges (Hrsg.), S. 34-47. Opladen, 1992.

Creditreform, Verband der Vereine. „SchuldnerAtlas Deutschland.“ Neuss, 2011.

Cremin, Colin. „Never Employable Enough: The (Im)possibility of Satisfying the Boss’s Desire.“ *Organization*, Jahrgang 17, Heft 2 2009: S. 131-149.

D'Alessio, Giovanni, und Stefano Iezzi. *Household Over-Indebtedness. Definition and Measurement with Italian Data.* Occasional Paper, Jahrgang 36, Heft 149: Bank of Italy, 2013.

Danziger, Sheldon H., und Peter Gottschalk. „Introduction." In *Uneven Tides. Rising Inequality in America*, von Sheldon H. Danziger und Peter Gottschalk (Hrsg.), S. 3-18. New York: Russell Sage Foundation, 1994.

de Swaan, Abram. *Der sorgende Staat. Wohlfahrt, Gesundheit und Bildung in Europa und den USA der Neuzeit.* Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 1993.

de Tocqueville, Alexis . *Über die Demokratie in Amerika.* Stuttgart: Reclam, 1994.

Deeming, Christopher. „The Lost and the New ›Liberal World‹ of Welfare Capitalism. A Critical Assessment of Gøsta Esping-Andersen's The Three Worlds of Welfare Capitalism a Quarter Century Later." *Social Policy & Society*, Jahrgang 16, Heft 3 2017: S. 405-422.

Dickerson, A. Mechele. „Over-Indebtedness, the Subprime Mortgage Crisis, and the Effect on U.S. Cities." *Fordham Urban Law Journal*, April. Jahrgang 36, Heft 2009: S. 395-426.

Diewald, Martin. *Soziale Beziehungen. Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken.* Berlin: Edition Sigma, 1991.

Diewald, Martin, und Jörg Lüdicke. „Akzentuierung oder Kompensation? Zum Zusammenhang von sozialer Ungleichheit, Sozialkapital und subjektiver Lebensqualität." In *Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften*, von Jörg Lüdicke und Martin Diewald (Hrsg.), S. 11-51. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Diewald, Martin, und Sebastian Sattler. „Soziale Unterstützungsnetzwerke." In *Handbuch Netzwerkforschung*, von Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hrsg.), S. 689-700. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Dill, Helga, und Heiner Keupp. „Der Alterskraftunternehmer – ein neues Altersbild in der flexiblen Arbeitswelt? Zur Einführung." In *Der Alterskraftunternehmer. Ambivalenzen und Potenziale eines neuen Altersbildes in der flexiblen Arbeitswelt*, von Helga Dill und Heiner Keupp (Hrsg.), S. 9-16. Bielefeld: Transcript Verlag, 2015.

Doob, Christopher B. *Social Inequality and Social Stratification in US Society.* New York, London: Routledge, 2019.

Dörre, Klaus. „Prekäre Arbeit und gesellschaftliche Integration. Empirische Befunde und integrationstheoretische Schlussfolgerungen." In *Desintegrationsdynamiken.*

Integrationsmechanismen auf dem Prüfstand, von Wilhelm Heitmeyer und Peter Imbusch (Hrsg.), S. 29-55. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.

Dörre, Klaus. „Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus." In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Robert Castel und Klaus Dörre (Hrsg.), S. 35-64. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009.

Dörre, Klaus. „Tief unten. Klassenbildung durch Abwertung." In *Arbeit, Gerechtigkeit und Inklusion. Wege zu gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe*, von Catrin Misselhorn und Hauke Behrendt (Hrsg.), S. 77-97. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag, 2017.

—. „Die strategische Wahl der Gewerkschaften. Erneuerung durch Organizing?" *WSI Mitteilungen*, Jahrgang 61, Heft 1 2008: S. 3-10.

Drewnowski, Adam. „Sustainable, Healthy Diets. Models and Measures." In *Sustainable Nutrition in a Changing World*, von Hans Konrad Biesalski, Adam Drewnowski, Johanna T. Dwyer, Peter Weber und Manfred Eggersdorfer (Hrsg.), S. 25-34. Cambridge: Springer, Cham, 2017.

Dubofsky, Melvyn, und Joseph A. McCartin. *Labor in America. A History.* Ann Arbor: Harlan Davidson Inc, 2017.

Dunn, Amina. „Pew Research Center." *Partisans are Divided over the Fairness of the U.S. Economy – and Why People are Rich or Poor.* 4. Oktober 2018. https://www.pewresearch.org/fact-tank/2018/10/04/partisans-are-divided-over-the-fairness-of-the-u-s-economy-and-why-people-are-rich-or-poor/ (Zugriff am 14. Juni 2020).

Durkheim, Émile . *Der Selbstmord.* Neuwied, Berlin: Luchterhand Literaturverlag, 1973.

Durkheim, Émile. *Die Regeln der soziologischen Methode.* Darmstadt, Neuwied: Luchterhand Literaturverlag, 1976.

—. *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Mit einer Einleitung von Niklas Luhmann.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.

Ebbinghaus, Bernhard. *Dinosaurier der Dienstleistungsgesellschaft? Der Mitgliederschwund deutscher Gewerkschaften im historischen und internationalen Vergleich.* MPIfG working paper, Nr. 02/3; http://www.mpifg.de/pu/workpap/wp02-3/wp02-3.html, Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, 2002.

Edin, Kathryn J., und H. Luke Shaefer. *$ 2.00 a Day. Living on Almost Nothing in America.* Boston, New York: Mariner Books, 2015.

Edin, Kathryn, et al. „SNAP Food Security In-Depth Interview Study." Mathematica Policy Research, 2013.

Ehrenreich, Barbara. *Smile or Die. Wie die Ideologie des positiven Denkens die Welt verdummt.* Antje Kunstmann, 2010.

Engbersen, Godfried, Kees Schuyt, Jaap Timmer, und Frans van Waarden. *Cultures of Unemployment. A Comparative Look at Long-Term Unemployment and Urban Poverty.* Amsterdam: Amsterdam University Press, 1993.

Engels, Dietrich. „Lebenslagen und Exklusion. Thesen zur Reformulierung des Lebenslagenkonzepts für die Sozialberichterstattung." *Sozialer Fortschritt*, Mai 2006: S. 109-117.

Engler, Wolfgang. *Bürger, ohne Arbeit. Für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft.* Berlin: Aufbau Verlag, 2005.

Erber, Georg, und Harald Hagemann. „Deutschlands Wachstums- und Investitionsdynamik nach der globalen Finanzkrise." *DIW-Wochenbericht, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin*, Jahrgang 79, Heft 46 2012: S. 12-22.

Erhard, Ludwig. *Wohlstand für alle.* Düsseldorf: Econ Verlag, 1957.

Erikson, Erik H. *Insight and Responsibility. Lectures on the Ethical Implications of Psychoanalytical Insight.* New York, London: W. W. Norton & Company, 1994.

Esping-Andersen, Gøsta. „Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Zur politischen Ökonomie des Wohlfahrtstaates." In *Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive,* von Stephan Lessenich und Ilona Ostner (Hrsg.), S. 19-56. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1998.

Etzioni, Amitai. „Voluntary Simplicity. Characterization, Select Psychological Implications, and Societal Consequences." *Journal of Economic Psychology*, Jahrgang 19, Heft 5 1998: S. 619-643.

Eurostat. „euroStat. Statistics Explained." *Statistiken zur Einkommensarmut.* Mai 2020. https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Income_poverty_statistics/de#Armutsgef.C3.A4hrdungsquote_und_-schwelle (Zugriff am 22.. Januar 2021).

Fairley Raney, Rebecca. *The Signs of a Cooling Market in California. The New York Times.* 19. November 2006. https://www.nytimes.com/2006/11/19/realestate/19nati.html?ex=1178 (Zugriff am 8. Juni 2020).

Federal Register. *Annual Update of the HHS Poverty.* Notices, Jahrgang 85, Heft 12: Department of Health and Human Service. Office of the Secretary, 2020.

Feldman, Stanley, und John Zaller. „The Political Culture of Ambivalence. Ideological Responses to the Welfare State.“ *American Journal of Political Science*, Februar. Jahrgang 36, Heft 1 1992: S. 268-307.

Feldmann, Klaus. *Soziologie kompakt. Eine Einführung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Fernandez, Roberto M., und David Harris. „Social Isolation and the Underclass.“ In *Drugs, Crime, and Social Isolation. Barriers to Urban Opportunity*, von Adele V. Harrell und George E. Peterson (Hrsg.), S. 257-294. Washington: Urban Institute Press, 1992.

Feser, Hans-Dieter, und Thomas Lärm. „Strukturelle Arbeitslosigkeit, technologischer Wandel und der Einfluß der Mikroelektronik.“ *Leviathan*, Jahrgang 10, Heft 4 1982: S. 531-554.

Fetzer, Dorothee. „Verfolgungsbetreuung, Schikanen und Verletzungen der Privat und Intimsphäre.“ In *Schwarzbuch Hartz IV. Sozialer Angriff und Widerstand – Eine Zwischenbilanz,*, von Agenturschluss (Hrsg.), S. 31-45. Berlin, Hamburg: Assoziation A, 2006.

Finzsch, Norbert. „Gouvernementalität, der Moynihan-Report und die Welfare Queen im Cadillac.“ In *Geschichte schreiben mit Foucault*, von Jürgen Martschukat (Hrsg.), S. 257-282. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2002.

Flèche, Sarah, und Conal Smith. *Time Use Surveys and Experienced Well-Being in France and the United States.* Working Paper Nr. 83, OECD, 2017.

Fleckenstein, Timo . „Restructuring Welfare for the Unemployed. The Hartz Legislation in Germany.“ *Journal of European Social Policy*, Jahrgang 18, Heft 2 2008: S. 177-188.

Flick, Uwe, Ernst von Kardorff, und Ines Steinke. „Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick.“ In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines (Hrsg.) Steinke, S. 13-29. Hamburg: Rowohlt, 2017.

Floyd, Ife, und Liz Schott. *TANF Cash Benefits Continued to Lose Value in 2013.* Washington: Center on Budget and Policy Priorities, 2013.

Fluck, Winfried, und Welf Werner. „Einführung.“ In *Wie viel Ungleichheit verträgt die Demokratie? Armut und Reichtum in den USA*, von Winfried Fluck (Hrsg.), S. 7-20. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2003.

Foucault, Michel. *Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004.

Fraser, Nancy, und Linda Gordon. „Dekodierung von ›Abhängigkeit‹. Zur Genealogie eines Schlüsselbegriffs des amerikanischen Wohlfahrtsstaates.“ *Kritische Justiz*, Jahrgang 26, Heft 3 1993: S. 306-323.

Fregea, Carola, und John Godardb. „Varieties of Capitalism and Job Quality. The Attainment of Civic Principles at Work in the United States and Germany.“ *American Sociological Review*, Jahrgang 79, Heft 5 2014: S. 942-965.

Fritz, Mareike, Nisreen Issa, Gesa Müller, Shirley Tuchtfeldt, Simon Fietze, und Ralph Kattenbach. *Der Arbeitskraftunternehmer. Erschöpfung und Arbeitszufriedenheit im JD-R Modell.* Bericht Nr. 21, Berlin: Berichte der Werkstatt für Organisations-und Personalforschung eV, 2011.

Fuerlinger, Georg, Ulrich Fandl, und Thomas Funke. „The Role of the State in the Entrepreneurship Ecosystem: Insights From Germany.“ *Triple Helix,* Jahrgang 2, Heft 3 2015: S. 1-26.

Gabriel, Karl. „Die religiös-kulturelle Tiefengrammatik des Wohlfahrtsstaats.“ In *Religionspolitik heute. Problemfelder und Perspektiven in Deutschland*, von Daniel Gerster, Viola Davan Melis und Ulrich Willems (Hrsg.), S. 223-228. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder, 2018.

Galbraith, John Kenneth. *The Affluent Society.* Boston: Houghton Mifflin Harcourt, 1958.

Gangl, Markus. *Unemployment Dynamics in the United States and West Germany. Economic Restructuring, Institutions and Labor Market Processes.* Heidelberg: Physica-Verlag, 2003.

Gans, Herbert J. *The War Against The Poor. The Underclass and Antipoverty Policy.* New York: Basic Books, 1995.

Garfield, Rachel, und Anthony Damico. *The Coverage Gap: Uninsured Poor Adults in States that Do Not Expand Medicaid – An Update.* Oktober, Issue Brief, The Henry J. Kaiser Family Foundation, 2015.

Gassert, Philipp. „Kapitel A: Geschichte.“ In *Länderbericht USA*, von Peter Lösche (Hrsg.), S. 25-92. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, 2008.

Geisen, Thomas. *Arbeit in der Moderne. Ein dialogue imaginaire zwischen Karl Marx und Hannah Arendt.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Geißler, Rainer. *Die neue soziale Frage. Analysen und Dokumente.* Freiburg im Breisgau u. a.: Verlag Herder, 1975.

Gerhardt, Uta. *Gesellschaft und Gesundheit. Begründung der Medizinsoziologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2015.

—. *Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.

Gerhardt, Uta. „Typenbildung.“ In *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, von Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hrsg.), S. 435- 439. Weinheim: Beltz, 1995.

Gestring, Norbert , Andrea Janßen, und Ayça Polat. *Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der zweiten Generation.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Gilens, Martin. „How the Poor Became Black. The Racialization of American Poverty in the Mass Media.“ In *Race and the Politics of Welfare Reform*, von Joe Soss, Sanford F. Schram und Richard C. Fording (Hrsg.), S. 101-130. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2003.

Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss. *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung.* Bern u. a.: Verlag Hans Huber, 1998.

Glatzer, Wolfgang, und Richard Hauser. „The Distribution of Income and Wealth in European and North-American Societies.“ Arbeitspapiere des EVS-Projekts Personelle Einkommensverteilung in der Bundesrepublik Deutschland ; Nr. 16, Frankfurt am Main, 1998.

Glyn, Andrew, Alan Hughes, Alain Lipietz, und Ajit Singh. „The Rise and Fall of the Golden Age.“ In *The Golden Age of Capitalism. Reinterpreting the Postwar Experience*, von Stephen A. Marglin und Juliet B. Schor (Hrsg.), S. 39-125. Oxford: Oxford University Press, 2011.

Goffman, Alice. *On the Run. Die Kriminalisierung der Armen in Amerika.* München: Verlag Antje Kunstmann, 2015.

Goffman, Erving. *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967.

—. *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag.* München: Piper, 2005.

Gouldner, Alvin W. „Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie.“ In *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, von Frank Adloff und Steffen Mau (Hrsg.), 109-123. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2005.

Grabka, Markus M., und Carsten Schröder. „Der Niedriglohnsektor in Deutschland ist größer als bislang angenommen.“ *DIW-Wochenbericht, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin*, Jahrgang 86, Heft 14 2019: S. 249-257.

Granovetter, Mark S. „The Strength of Weak Ties.“ *American Journal of Sociology*, Mai. Jahrgang 78, Heft 6 1973: S. 1360-1380.

Grell, Britta, und Christian Lammert. *Sozialpolitik in den USA. Eine Einführung.* Wiesbaden: Springer, 2013.

Gries, Thomas, und Angela Birk. „Die amerikanische Dienstleistungsgesellschaft – ein Modell für Deutschland?“ *Wirtschaftsdienst*, S. 300-306. Jahrgang 79, Heft 5 1999.

Groh-Samberg, Olaf. *Armut, soziale Ausgrenzung und Klassenstruktur. Zur Integration multidimensionalerund längsschnittlicher Perspektiven.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009.

Gronemeyer, Marianne. „Hilfe.“ In *Wie im Westen so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*, von Wolfgang Sachs (Hrsg.), S. 170-194. Hamburg: Rowohlt, 1993.

Groß, Melanie, Tanja Carstensen, und Gabriele Winker. *Wider das Überflüssig-Sein. Kompensationsversuche erwerbsloser Personen.* 2008. www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/ueberfluessig_2008_winkeretal2008.pdf (Zugriff am 21. Oktober 2019).

Gross, Peter. *Die Multioptionsgesellschaft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.

Großbölting, Thomas. „›Abendland‹, ›Rechristianisierung‹ und ›hinkende Trennung‹. Entstehung und Entwicklung der religionspolitischen Ordnung in der frühen Bundesrepublik.“ In *Religionspolitik heute. Problemfelder und Perspektiven in Deutschland*, von Daniel Gerster, Viola Davan Melis und Ulrich Willems (Hrsg.), S. 73-95. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder, 2018.

Grühbaum, Cathrin. „Tauschen als alternative Konsumform im urbanen Raum? Kulturelle Praxen und Perspektiven im Umgang mit Überfluss und Konsumgütern am Beispiel von Kleidertauschpartys in Regensburg.“ Bd. 2 Nr. 2: ForAP: Forschungsergebnisse von Absolventen und Promovierenden der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg, 2019.

Günther, Klaus. „Zwischen Ermächtigung und Disziplinierung. Verantwortung im gegenwärtigen Kapitalismus.“ In *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*, von Axel Honneth (Hrsg.), S. 117-139. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2002.

Güntzel, Ralph P. *The Atlantic Divide. ›Old Europe‹ and the U.S.A. Contemporary Differences and Their Historical Origins.* Berlin: NORA Verlagsgemeinschaft Dyck & Westerheide, 2008.

Haas, Anette. *Arbeitsmarktausgleich. Regionale Mobilität gestiegen. Bei einem Betriebswechsel werden immer öfter größere Entfernungen überwunden – gerade auch*

von Arbeitslosen. IAB-Kurzbericht, Nr. 4, Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), 2000.

Hacker, Jacob S., und Paul Pierson. *Winner-Take-All Politics. How Washington Made the Rich Richer - And Turned Its Back on the Middle Class.* New York: Simon & Schuster, 2010.

Hajen, Leonhard. „Bilanz ›Obamacare‹ und Gesundheitspolitik unter Trump.“ *Gesundheits- und Sozialpolitit,* Jahrgang 71, Heft 1 2017: S. 40-52.

Halpern-Meekin, Sarah, Kathryn Edin, Laura Tach, und Jennifer Sykes. *It's Not Like I'm Poor: How Working Families Make Ends Meet in a Post-Welfare World.* Oakland: University of California Press, 2015.

Hampden-Turner, Charles, und Fons Trompenaars. *The Seven Cultures of Capitalism. Value Systems for Creating Wealth in the United States, Britain, Japan, Germany, France, Sweden and the Netherlands.* London: Piatkus, 1995.

Handler, Joel F. *Social Citizenship and Workfare in the United States and Western Europe.* Cambridge: Cambridge University Press, 2004.

Hanesch, Walter . „Deutschland – Ein Modell im Übergang.“ In *Sozialpolitik und Sozialstaat. Festschrift für Gerhard Bäcker*, von Reinhard Bispinck, Gerhard Bosch, Klaus Hofemann und Gerhard Naegele (Hrsg.), S. 21-40. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.

Hardering, Friedericke. *Unsicherheiten in Arbeit und Biographie. Zur Ökonomisierung der Lebensführung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Harpaz, Itzhak, und Xuanning Fu. „Work Centrality in Germany, Israel, Japan, and the United States.“ *Cross Cultural Research,* August. Jahrgang 31, Heft 3 1997: S. 171-200.

Harrington, Michael. *The Other America. Poverty in the United States.* New York: Touchstone, 1962.

Harris, Scott R. „Social Constructionism and Social Inequality.“ *Journal of Contemporary Ethnography,* Juni. Jahrgang 35, Heft 3 2006: S. 223-235.

Harrison, Ann E., und Margaret S. McMillan. *Outsourcing Jobs? Multinationals and US Employment.* Working Paper 12372, Cambridge: National Bureau of Economic Research, 2006.

Hassler, John, José V. Rodríguez Mora, Kjetil Storesletten, und Fabrizio Zilibotti. „A Positive Theory of Geographic Mobility and Social Insurance.“ *International Economic Review,* Februar. Jahrgang 46, Heft 1 2005: S. 263-303.

Hauer, Dirk. „Umkämpfte Normalität. Prekarisierung und die Neudefintion proletarischer Reproduktionsbedingungen.“ In *Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung.*

Beiträge des »Kritischen Bewegungsdiskurses«, von Roland Klautke und Brigitte Oehrlein (Hrsg.), S. 30-42. Hamburg: VSA-Verlag, 2007.

Hauff, Sven. „Zwischen Flexibilität und Sicherheit – zur aktuellen Entwicklung von Werten in der Arbeitswelt." *Soziale Welt: Zeitschrift für Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis*, Jahrgang 59, Heft 1 2008: S. 53-74.

Häußermann, Hartmut, Martin Kronauer, und Walter Siebel. „Stadt am Rand: Armut und Ausgrenzung." In *An den Rändern der Städte*, von Hartmut Häußermann, Martin Kronauer und Walter Siebel, S. 7-40. Frankfurt am Main, 2004.

Hays, Sharon. *Flat Broke with Children. Women in the Age of Welfare Reform.* New York: Oxford University Press, 2003.

Heckathorn, Douglas D. „Respondent-Driven Sampling II. Deriving Valid Population. Estimates from Chain-Referral Samples of Hidden Populations." *Social Problems*, Februar. Jahrgang 49, Heft 1 2002: S. 11-34.

Heidenreich, Martin. „Beschäftigungsordnungen zwischen Exklusion und Inklusion. Arbeitsmarktregulierende Institutionen im internationalen Vergleich." *Zeitschrift für Soziologie*, Jahrgang 33, Heft 3 2004: S. 206-227.

Heidenreich, Martin, und Hans-Joachim Braczyk. „Chancen durch Wertewandel?" In *Neue Organisationsformen im Unternehmen : ein Handbuch für das moderne Management*, von Hans-Jörg Bullinger, Hans-Jürgen Warnecke und Engelbert Westkämpfer (Hrsg.), S. 142-156. Berlin: Springer, 2003.

Heinemann, Klaus. „Arbeitslosigkeit und Zeitbewußtsein." *Soziale Welt*, Jahrgang 33, Heft 1 1982: S. 87-101.

Heitmeyer, Wilhelm. „Anknüpfungspunkt. Hartz-IV-Empfänger." In *Deutsche Zustände. Folge 6*, von Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), S. 217. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008.

Heitmeyer, Wilhelm, und Kirsten Endrikat. „Die Ökonomisierung des Sozialen. Folgen für ›Überflüssige‹ und ›Nutzlose‹." In *Deutsche Zustände. Folge 6*, von Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), S. 55-72. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008.

Hempel, Carl G., und Paul Oppenheim. *Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie.* Leiden: Sitjhoff, 1936.

Hempelmann, Heinzpeter, und Berthold Bodo Flaig. *Aufbruch in die Lebenswelten. Die zehn Sinus-Milieus als Zielgruppen kirchlichen Handelns.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2019.

Herr, Hansjörg. „Vom regulierten Kapitalismus zur Instabilität.“ *WSI Mitteilungen*, Jahrgang 62, Heft 12 2009: S. 635-642.

Hertz, Tom. *Understanding Mobility in America.* Washington D.C.: For the Center for American Progress, 2006.

Heywood, John S., und Uwe Jirjahn. „The Hiring and Employment of Older Workers in Germany. A Comparative Perspective.“ *Journal for Labour Market Research*, Jahrgang 49, Heft 4 2016: S. 349–366.

Hien, Josef, und Christian Joerges. „Das aktuelle europäische Interesse an der ordoliberalen Tradition.“ *Leviathan*, Jahrgang 45, Heft 4 2017: S. 459-493.

Hillage, J., und E. Pollard. „Employability. Developing a Framework for Policy Analysis.“ *Research Brief Nr. 85*, 1998.

Hinchman, Lew. „7. USA. Residual Welfare Society and Libertarian Democracy.“ In *Praxis der Sozialen Demokratie*, von Thomas Meyer (Hrsg.), S. 327-373. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Hipple, Steven F., und Laurel A. Hammond. *Self-employment In the United States.* Spotlight on Statistics, U.S. Bureau of Labor Statistics, 2016.

Hirsch, Michael. *Die Überwindung der Arbeitsgesellschaft. Eine politische Philosophie der Arbeit.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2016.

Hirschman, Albert O. „Exit, Voice, and the State.“ *World Politics*, Oktober. Jahrgang 31, Heft 1 1978: S. 90-107.

Hockerts, Hans Günter. „Einführung.“ In *Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschlandund Großbritannien im Vergleich*, von Hans Günter Hockerts und Winfried Süß (Hrsg.), S. 9-18. München: Oldenbourg, 2013.

Hollederer, Alfons. *Erwerbslosigkeit, Gesundheit und Präventionspotenziale. Ergebnisse des Mikrozensus 2005.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Höllinger, Franz . „Familie und soziale Netzwerke in fortgeschrittenen Industriegesellschaften. Einevergleichende empirische Studie in sieben Nationen.“ *Soziale Welt*, Jahrgang 40, Heft 4 1989: S. 513-537.

Hollstein, Betina. „Qualitative Netzwerkanalyse.“ In *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*, von Betina Hollstein und Florian Straus (Hrsg.), S. 11-36. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Hollstein, Tina, Lena Huber, und Cornelia Schweppe. *Migration, Armut und Bewältigung. Eine fallrekonstruktive Studie.* Weinheim: Beltz Juventa, 2010.

Holtgrewe, Ursula, Stephan Voswinkel, und Gabriele Wagner. „Für eine Anerkennungssoziologie der Arbeit. Einleitende Überlegungen.“ In *Anerkennung und Arbeit*, von Ursula Holtgrewe, Stephan Voswinkel und Gabriele Wagner (Hrsg.), S. 9-26. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2000.

Honneth, Axel. „Verwilderungen. Kampf um Anerkennung im frühen 21. Jahrhundert.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Postdemokratie?* , Jahrgang 61, Heft 1-2 2011: S. 37-45.

—. *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994.

—. „Arbeit und Anerkennung. Versuch einer Neubestimmung.“ *Polar*, # 4 2008.

Honneth, Axel. „Verwilderungen des sozialen Konflikts. Anerkennungskämpfe zu Beginn des 21. Jahrhunderts.“ In *Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart*, von Axel Honneth, Ophelia Lindemann und Stephan Voswinkel (Hrsg.), S. 17-40. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2013.

Hradil, Stefan. *Soziale Ungleichheit in Deutschland.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Imbusch, Peter, und Dieter Rucht. „Dynamiken gesellschaftlicher Integration und Desintegration.“ In *Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft*, von Wilhelm Heitmeyer und Peter Imbusch (Hrsg.), S. 13-71. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Inglehart, Ronald. *The Silent Revolution. Changing Valus and Political Styles Among Western Publics.* Princeton: Princeton University Press, 1977.

Jackson, Regine O., Darrick Hamilton, und William A. Darity, Jr. *Low Wealth and Economic Insecurity Among Middle-Class Blacks in Boston.* Community Development Issue Brief 3, Boston: The Federal Reserve Bank of Boston, 2015.

Jäger, Margarete. „Diskursanalyse. Ein Verfahren zur kritischen Rekonstruktion von Machtbeziehungen.“ In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, von Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hrsg.), S. 386-391. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008.

Jahoda, Marie. *Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert* . Weinheim: Beltz, 1983.

Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld, und Hans Zeisel. *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975.

Jungmann, Annika. „Männlich, gebildet und prekär? Objektive und subjektive Prekarität geflüchteter Syrer in Deutschland.“ *Soziologiemagazin*, Jahrgang 12, Heft 1 2018: S. 37-54.

Jurczyk, Karin, und G. Günter Voß. „Entgrenzte Arbeitszeit - Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers.“ In *Reflexive Lebensführung. edition sigma: Berlin 2000*, von Eckart (Hrsg.) Hildebrandt, S. 151-205. Berlin: Edition Sigma, 2000.

Kadritzke, Ulf. „Die Krise, die längst da war – Finanzkrise und soziale Ungleichheiten.“ *WSI Mitteilungen*, Jahrgang 62, Heft 12 2009: S. 659-666.

Kädtler, Jürgen, und Hans Joachim Sperling. „Worauf beruht und wie wirkt die Herrschaft der Finanzmärkte auf der Ebene von Unternehmen? Oder: Taugt Finanzialisierung als neue Software für die Automobilindustrie?“ *Herrschaft der Finanzmärkte; SOFI-Mitteilungen*, Nr. 29 2001: S. 23-43.

Kahl, Sigrun. „Religious Doctrines and Poor Relief. A Different Causal Pathway.“ In *Religion, Class Coalitions, and Welfare States*, von Kees van Kersbergen und Philip Manow (Hrsg.), S. 267-295. Cambridge: Cambridge University Press, 2009.

Kalina, Thorsten, und Claudia Weinkopf. *Niedriglohnbeschäftigung 2016 – beachtliche Lohnzuwächse im unteren Lohnsegment, aber weiterhin hoher Anteil von Beschäftigten mit Niedriglöhnen.* IAQ-Report / Juni, Universität Duisburg-Essen, 2018.

Kalleberg, Arne, Barbara F. Reskin, und Ken Hudson. „Bad Jobs in America: Standard and Nonstandard Employment Relations and Job Quality in the United States.“ *American Sociological Review*, April. Jahrgang 65, Heft 2 2000: S. 256-278.

Karl, Ute. „Soziale Altenarbeit und Altenbildungsarbeit – vom aktiven zum profilierten, unternehmerischen Selbst?“ In *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation*, von Susanne Weber und Susanne Maurer (Hrsg.), S. 301-319. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Kasser, Tim, und Richard M. Ryan. „A Dark Side of the American Dream: Correlates of Financial Success as a Central Life Aspiration.“ *Journal of Personality and Social Psychology*, Jahrgang 65, Heft 2 1993: S. 410-422.

Katz, Michael. *The Undeserving Poor. America´s Enduring Confrontation With Poverty.* New York: Oxford University Press, 2013.

Kaufmann, Franz-Xaver. „Sicherheit. Das Leitbild beherrschbarer Komplexität.“ In *Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe. Historische und aktuelle Diskurse*, von Stephan Lessenich (Hrsg.), S. 73-104. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2003a.

—. *Varianten des Wohlfahrtsstaats. Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003b.

Kaufmann, Matthias. *Kein Recht auf Faulheit. Das Bild von Erwerbslosen in der Debatte um die Hartz-Reformen.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2013.

Kelle, Udo, und Susann Kluge. *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Keller, Carsten. *Leben im Plattenbau. Zur Dynamik sozialer Ausgrenzung.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2005.

Kemper, Andreas, und Heike Weinbach. *Klassismus. Eine Einführung.* Münster: Unrast Verlag, 2009.

Kern, Angelika, Alina Stöver, und Mônica da Silva-Bettner. „Wer sind Lebenskünstler/-innen?“ In *Psychologie der Lebenskunst. Positive Psychologie eines gelingenden Lebens. Forschungsstand und Praxishinweise*, von Bernhard Schmitz, Jessica Lang und Janina Linten (Hrsg.), S. 37-48. Berlin: Springer, 2018.

Kessl, Fabian, Christian Reutlinger, und Holger Ziegler. „Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die ›neue Unterschicht‹ – eine Einführung.“ In *Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die "neue Unterschicht"*, von Fabian Kessl, Christian Reutlinger und Holger Ziegler (Hrsg.), S. 7-15. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Keupp, Heiner. „Individualisierung. Riskante Chancen zwischen Selbstsorge und Zonen der Verwundbarkeit.“ In *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert ›jenseits von Stand und Klasse‹?*, von Peter A. Berger und Ronald Hitzler (Hrsg.), S. 245-261. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Keynes, John Maynard. *The General Theory of Employment, Interest and Money.* London: MacMillan, 1936.

Klages, Helmut. „Brauchen wir eine Rückkehr zu traditionellen Werten?“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Jahrgang 29 2001: S. 7-14.

—. *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse und Prognosen.* Frankfurt: Campus Verlag, 1984.

Klages, Helmut, und Thomas Gensicke. „Wertesynthese. Funktional oder dysfunktional?“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, Jahrgang 58, Heft 2 2006: S. 332-351.

Klauer, Thomas. „Soziale Unterstützung.“ In *Handbuch der Gesundheitspsychologie und Medizinischen Psychologie*, von Jürgen Bengel und Matthias Jerusalem (Hrsg.), S. 80-85. Göttingen u. a.: Hogrefe, 2009.

Klaus, Elisabeth, und Jutta Röser. „›Unterschichtenfernsehen‹. Beobachtungen zum Zusammenhang von Medienklassifikationen und sozialer Ungleichheit.“ In *Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz*, von Ulla Wischermann und Tanja Thomas (Hrsg.), S. 263-279. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008.

Klein, Anna, und Eva Groß. „Gerechte Abwertung? Gerechtigkeitsorientierungen und ihre Implikationen für schwache Gruppen.“ In *Gerechte Ausgrenzung? Wohlfahrtsproduktion und die neue Lust am Strafen*, von Bernd Dollinger und Henning Schmidt-Semisch (Hrsg.), S. 145-166. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Klein, Thomas, und Rainer Unger. „Einkommen, Gesundheit und Mortalität in Deutschland, Grossbritannien und den USA.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, März. Jahrgang 53, Heft 1 2001: S. 96-110.

Klenner, Christina, Katrin Menke, und Svenja Pfahl. *Flexible Familienernährerinnen. Prekarität im Lebenszusammenhang ostdeutscher Frauen?* Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung, 2011.

Kluegel, James R., und Eliot R. Smith. *Beliefs about Inequality. Americans' Views of What is and What Ough.* New York: Routledge, 1986.

Klug, Katharina. *Vom Nischentrend zum Lebensstil. Der Einfluss des Lebensgefühls auf das Konsumentenverhalten.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2018.

Kluge, Susann. *Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung.* Opladen: Leske + Budrich Verlag, 1999.

Kocka, Jürgen. „Mehr Last als Lust. Arbeit und Arbeitsgesellschaft in der europäischen Geschichte.“ *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, Dezember. Jahrgang 46, Heft 2 2005: S. 185-206.

Köhler, Christoph, Sebastian Barteczko, Stefan Schröder, und Karl-Friedrich Bohler Bohler. „Der Arbeitskraftunternehmer ist tot – es lebe der Arbeitskraftunternehmer! Anmerkungen zur Frage der Selbstvermarktung abhängig Beschäftigter.“ *AIS Studien*, Jahrgang 7, Heft 1 2014: S. 109-125.

Kraemer, Klaus. „Alles prekär? Die Prekarisierungsdebatte auf dem soziologischen Prüfstand.“ In *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik*, von Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher und Philipp Ramos Lobato (Hrsg.), S. 104-117. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008.

Kraus, Katrin. *Vom Beruf zur Employability? Zur Theorie einer Pädagogik des Erwerbs.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Kroll, Lars Eric, Stephan Müters, und Thomas Lampert. *Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigung und Gesundheit.* GBE kompakt; 1, Jahrgang 3, Robert Koch-Institut, 2012.

Kronauer, Martin. *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2010a.

Kronauer, Martin. „Inklusion – Exklusion. Eine historische und begriffliche Annäherung an die soziale Frage der Gegenwart.“ In *Inklusion und Weiterbildung. Reflexionen zur gesellschaftlichen Teilhabe in der Gegenwart*, von Martin Kronauer (Hrsg.), S. 24-58. Bielefeld: Bertelsmann, 2010b.

Kronauer, Martin, Berthold Vogel, und Frank Gerlach. *Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1993.

Kuchinke, K. Peter. „Changing Meanings of Work in Germany, Korea, and the United States in Historical Perspectives.“ *Advances in Developing Human Resources*, April. Jahrgang 11, Heft 2 2009: S. 168-188.

Kuckartz, Udo. *Computer und verbale Daten. Chancen zur Innovation sozialwissenschaftlicher Forschungstechniken.* Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, 1988.

Kuckartz, Udo. „Zwischen Singularität und Allgemeingültigkeit. Typenbildung als qualitative Strategie der Verallgemeinerung.“ In *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2*, von Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), S. 4047-4056. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2006.

Kuhn, Joseph, und Alf Trojan. „Gesundheit fördern statt kontrollieren – lessons learned, lessons to learn.“ *Gesundheitswesen*, 72 2010: S. 23-28.

Kuller, Christiane. „Ungleichheit der Geschlechter.“ In *Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschlandund Großbritannien im Vergleich*, von Hans Günter Hockerts und Winfried Süß (Hrsg.), S. 65-88. München: Oldenbourg, 2013.

Kutscha, Günter. „Entberuflichung“ und „Neue Beruflichkeit“ – Thesen und Aspekte zur Modernisierung der Berufsbildung und ihrer Theorie.“ *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, Jahrgang 88, Heft 7 1992: S. 535-548.

Laireiter, Anton Rupert, und Karin Lettner. „Soziales Netzwerk und Soziale Unterstützung lettner.“ In *Soziales Netzwerk und Soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde*, von Anton Rupert Laireiter (Hrsg.), S. 101-114. Bern u. a.: Verlag Hans Huber, 1993.

Lakatos, Imre. *Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme. Philosophische Schriften, Band 1*. Wiesbaden: Vieweg , 1982.

Lamont, Michèle. *Money, Morals, and Manners. The Culture of the French and American Upper-Middle Class.* Chicago u. a. : The University of Chicago Press, 1999.

Landorf Heatherley, Joyce. *Balcony People.* Minneapolis: Balcony Publishing, Incorporated, 2004.

Lautenschläger, Manfred. „Die Kreativität des Unternehmers.“ In *Kreativität*, von Rainer Holm-Hadulla (Hrsg.), S. 59-76. Heidelberg: Springer, 2000.

Lazarsfeld, Paul F. „Latent Structure Analysis.“ In *Psychology. A Study of a Science*, von Sigmund Koch (Hrsg.), S. 477-542. New York: McGraw Hill, 1959.

Legnaro, Aldo. „›Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt‹ – Zur politischen Ratio der Hartz-Gesetze.“ *Leviathan*, Dezember. Jahrgang 34, Heft 4 2006: S. 514-532.

Lehmann, Heiko. „Muster biographischer Verarbeitung des Transformationsprozesses von Vorruheständlern.“ In *Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch*, von Hildegard Maria Nickel, Jürgen Kühl und Sabine Schenk (Hrsg.), S. 283-312. Opladen: Leske + Budrich Verlag, 1996.

Lenz, Fulko. „Digitalisierung und Beschäftigung. Ein Ende ohne Arbeit oder Arbeit ohne Ende?“ *Argumente zu Marktwirtschaft und Politik*, Nr. 141 2018.

Lessenich, Stephan. „›Aktivierender‹ Sozialstaat. Eine politisch-soziologische Zwischenbilanz.“ In *Sozialpolitik und Sozialstaat. Festschrift für Gerhard Bäcker*, von Reinhard Bispinck, Gerhard Bosch, Klaus Hofemann und Gerhard Naegele (Hrsg.), S. 41-53. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.

Lessenich, Stephan. „Die ewige Mitte und das Gespenst der Abstiegsgesellschaft.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, von Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter (Hrsg.), S. 163-178. Bielefeld: Transcript Verlag, 2018.

—. *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus.* Bielefeld: Transcript Verlag, 2008a.

—. „Aktivierungspolitik und Anerkennungsökonomie. Der Wandel des Sozialen im Umbau des Sozialstaats.“ *Soziale Passagen*, Jahrgang 1, Heft 2 2009: S. 163–176.

Lessenich, Stephan. „Soziologie der Sozialpolitik.“ In *Handbuch Spezielle Soziologien*, von Georg Kneer und Markus Schroer (Hrsg.), S. 555-568. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Lessenich, Stephan. „Wohlfahrtsstaat.“ In *Handbuch Soziologie*, von Nina Baur, Hermann Korte, Martina Löw und Markus Schroer (Hrsg.), S. 483-498. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008b.

—. „Der Arme in der Aktivgesellschaft - zum sozialen Sinn des ›Förderns und Forderns‹.“ *WSI Mitteilungen*, Jahrgang 56, Heft 4 2003: S. 214-220.

Lessenich, Stephan. „Zwischen ›verdientem Ruhestand‹ und ›Alterskraftunternehmer‹. Das Alter in der Aktivgesellschaft – eine Skizze und offene Fragen zur Gestalt eines ›Programms‹ und seinen Widersprüchen.“ In *Partizipation und Inklusion im Alter - aktuelle Herausforderungen*, von Ulrich Otto (Hrsg.), S. 5-18. Jena: Garamond, 2005.

Levitas, Ruth. *The Inclusive Society. Social Exclusion and New Labour.* Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2005.

Liebermann, Robert C. „Race and the Limits of Solidarity. American Welfare State Development in Comparative Perspective.“ In *Race and the Politics of Welfare Reform*, von Joe Soss, Sanford F. Schram und Richard C. Fording (Hrsg.), S. 23-46. Ann Arbor: University of Michigan Press, 2003.

Liebeskind, Uta. „Komparative Verfahren und Grounded Theory.“ In *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden*, von Karin Schittenhelm (Hrsg.), S. 325-358. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.

Liebig, Stefan, und Bernd Wegener. „Primäre und sekundäre Ideologien. Ein Vergleich von Gerechtigkeitsvorstellungen in Deutschland und den USA.“ In *Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit*, von Hans-Peter Müller und Wegener (Hrsg.) Bernd, S. 265-293. Opladen: Leske + Budrich Verlag, 1995.

Lindner, Rolf. *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2004.

Linos, Katerina, und Martin West. „Self-Interest, Social Beliefs, and Attitudes to Redistribution: Re-Addressing the Issue of Cross-National Variation.“ *European Sociological Review*, September. Jahrgang 19, Heft 4 2003: S. 393-409.

Lipset, Seymour Martin. *American Exceptionalism. A Double-Edged Sword.* New York, London: W. W. Norton & Company, 1996.

Lipset, Seymour Martin, und Gary Marks. *It Didn't Happen Here. Why Socialism Failed in the United States.* New York, London: W.W. Norton & Company, 2000.

Lloyd, Carol. *Lives; Cents and Sensibility. The New York Times.* 28. Dezember 1997. https://www.nytimes.com/1997/12/28/magazine/lives-cents-and-sensibility.html (Zugriff am 26. Dezember 2020).

Lobato, Philipp Ramos. *Geförderte Beschäftigung für Langzeitarbeitslose. Integrationserleben am Rande der Arbeitsgesellschaft.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2017.

Lompe, Klaus. *Die Realität der neuen Armut. Analysen der Beziehungen zwischen Arbeitslosigkeit und Armut in einer Problemregion.* Regensburg: Transfer Verlag, 1987.

Lübbe, Hermann. „›Amerika, Du hast es besser‹. Religionspolitische Aufklärung im Vergleich.“ In *Religionspolitik heute. Problemfelder und Perspektiven in Deutschland*, von Daniel Gerster, Viola Davan Melis und Ulrich Willems (Hrsg.), S. 96-115. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder, 2018.

Luedtke, Jens. „Lebensführung in der Arbeitslosigkeit. Veränderungen und Probleme im Umgang mit der Zeit.“ In *tagaus - tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung*, von Gerd Günter Voß und Margit Weihrich, S. 87-109. München: Rainer Hampp Verlag, 2001.

Luhmann, Niklas. *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.

Lutz, Burkart. *Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1984.

Mackert, Jürgen, und Hans-Peter Müller. „Die Staatsbürgerschaft vor postnationalen Herausfoderungen.“ In *Moderne (Staats)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*, von Jürgen Mackert und Hans-Peter Müller (Hrsg.), S. 9-27. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Magnin, Chantal. „Von Exklusion bedroht. Varianten der Deutung von prekären Beschäftigungsverhältnissen.“ *Sozialer Sinn*, Jahrgang 10, Heft 1 2010: S. 29-53.

Major, Brenda, und Laurie T. O´Brien. „The Social Psychology of Stigma.“ *Annual Review of Psychology*, Jahrgang 56 2005: S. 393-421.

Maldonadoa, Laurie C., und Rense Nieuwenhuisb. „Family Policies and Single Parent Ooverty in 18 OECD Countries, 1978–2008.“ *Community, Work & Family*, Jahrgang 18, Heft 4 2015: S. 395-415.

Manow, Philip. „Die religiöse Prägung des bundesdeutschen Wohlfahrtsstaates im europäischen Vergleich.“ In *Religionspolitik heute. Problemfelder und Perspektiven in Deutschland*, von Daniel Gerster, Viola Davan Melis und Ulrich Willems (Hrsg.), S. 203-222. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder, 2018.

—. „Wahlregeln, Klassenkoalitionen und Wohlfahrtsstaatsregime. Oder: Wie man Esping-Andersen mit Stein Rokkan erklären kann.“ *Zeitschrift für Soziologie*, Dezember. Jahrgang 36, Heft 6 2007: S. 414-430.

Manske, Alexandra. *Prekarisierung auf hohem Niveau. Eine Feldstudie über Alleinunternehmer.* München: Rainer Hampp Verlag, 2007.

Manza, Jeff, und Clem Brooks. „The Religious Factor in US Presidential Elections, 1960–1992.“ *American Journal of Sociology*, Jahrgang 103, Heft 1 1997: S. 38-81.

Marchart, Oliver. *Die Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Proteste. Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung.* Bielefeld: Transcript Verlag, 2013.

Marglin, Stephen A. „Lessons of the Golden Age. An Overview.“ In *The Golden Age of Capitalism. Reinterpreting the Postwar Experience*, von Stephen A. Marglin und Juliet B. Schor (Hrsg.), S. 1-38. Oxford: Oxford University Press, 2011.

Marquardsen, Kai. *Aktivierung und soziale Netzwerke. Die Dynamik sozialer Beziehungen unter dem Druck der Erwerbslosigkeit.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.

Marshall, Thomas H. „Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates.“ In *Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates (Theorie und Gesellschaft)*, von Thomas H. Marshall und Elmar Rieger (Hrsg. und Übersetzer). Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 1992.

Martin, Claude. „French Review Article: The Debate in France over “Social Exclusion".“ *Social Policy & Administration*, Jahrgang 30, Heft 4 1996: S. 382-392.

Martin, Isaac William. „Collège de France. Books & Ideas.“ *Which Direction for the Welfare State? Legacies of Welfare Reform in the United States.* 6.. März 2009. https://booksandideas.net/Legacies-of-welfare-reform-in-the.html (Zugriff am 13.. Juni 2020).

Marx, Karl. *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie.* Berlin: Dietz Verlag, 1953.

Marx, Karl, und Friedrich Engels. *Werke. Karl Marx, Friedrich Engels. Band 2.* Berlin: Dietz Verlag, 1982.

—. *Werke. Karl Marx, Friedrich Engels. Band 7.* Berlin: Dietz Verlag, 1960.

Maslow, Abraham H. *Motivation und Persönlichkeit.* New York: Harper and Row, 1978.

Matthes, Joachim. *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen d. 21. Dt. Soziologentages in Bamberg 1982.* Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 1983.

Matthes, Joachim. „The Operation Called ›Vergleichen‹." In *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, von Joachim Matthes (Hrsg.), S. 75-99. Göttingen: Schwartz & Co, 1992.

Mau, Steffen. „Mitgliedschaftsräume, wohlfahrtsstatliche Solidarität und Migration." In *Moderne (Staats)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*, von Jürgen Mackert und Hans-Peter Müller, S. 215-233. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

—. „Ideologischer Konsens und Dissens im Wohlfahrtsstaat. Zur Binnenvariation von Einstellungen zu von Einstellungen zu sozialer Ungleichheit in Schweden, Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland." *Soziale Welt*, Jahrgang 48, Heft 1 1997a: S. 17-37.

Mau, Steffen. *Ungleichheits-und Gerechtigkeitsorientierungen in modernen Wohlfahrtsstaaten. Ein Vergleich der Länder Schweden, Großbritannien und der Bundesrepublik.* Discussion Paper FS-III 97-401, Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), 1997b, WZB Discussion Paper, No. FS III 97-401.

Mead, George Herbert. *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973.

Mead, Lawrence M. *Beyond Entitlement. The Social Obligations of Citizenship.* New York: Free Press, 1986.

Meisenbach, Rebecca J. „Stigma Management Communication. A Theory and Agenda for Applied Research on how Individuals Manage Moments of Stigmatized Identity." *Journal of Applied Communication Research*, Jahrgang 38, Heft 3 2010: S. 268-292.

Mendoza, Ronald U. „Why do the Poor Pay More? Exploring the Poverty Penalty Concept." *Journal of International Development*, Jahrgang 23, Heft 1 2011: S. 1-28.

Mertens, Daniel. *Erst sparen, dann kaufen?* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2015.

Merton, Robert K. *Social Theory and Social Structure.* New York: Macmillan USA, 1968.

Meyer, Thomas. „1. Die Theorie der Sozialen Demokratie." In *Praxis der Sozialen Demokratie*, von Thomas Meyer (Hrsg.), S. 11-30. Wiesbaden, 2006.

Meza, Anthony, Emily Altman, Suzanna Martinez, und Cindy W. Leung. „›It's a Feeling That One Is Not Worth Food‹. A Qualitative Study Exploring the Psychosocial Experience and Academic Consequences of Food Insecurity Among College Students." *Journal of the Academy of Nutrition and Dietetics*, Oktober. Jahrgang 119, Heft 10 2019: S. 1713-1721.

Mikos, Lothar. „Distinktionsgewinne – Diskurse mit und über Medien." In *Medien – Macht – Gesellschaft*, von Johannes Fromme und Burkhard Schäffer (Hrsg.), S. 45-60. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Mohr, Gisela, und Peter Richter. „Psychosoziale Folgen von Erwerbslosigkeit – Interventionsmöglichkeiten." *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Arbeitslosigkeit. Psychosoziale Folgen*, 29. September. Jahrgang 58, Heft 40-41 2008: S. 25-32.

Morduch, Jonathan, und Rachel Schneider. *The Financial Diaries. How American Families Cope in a World of Uncertainty*. Princeton: Princeton University Press, 2017.

Morone, James A. *Hellfire Nation. The Politics of Sin in American History*. New Haven, London: Yale University Press, 2003.

Morsey, Rudolf. *Die Bundesrepublik Deutschland. Entstehung und Entwicklung bis 1969.* Berlin, Boston: De Gruyter, 2014.

Moss Kanter, Rosabeth . „The New Managerial Work." *Harvard Business Review*, 1989.

Mould, Oli. *Against Creativity*. London, Brooklyn: Verso, 2018.

MOW International Research Team. *The Meaning of Working*. London u. a.: Academic Press, 1987.

Mückenberger, Ulrich. „Der Wandel des Normalarbeitsverhältnisses unter Bedingungen einer „Krise der Normalität"." *Gewerkschaftliche Monatshefte*, 4 1989: S. 211-223.

Münch, Richard. *Das Regime des liberalen Kapitalismus. Inklusion und Exklusion im neuen Wohlfahrtsstaat.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009.

Münch, Richard. „Elemente einer Theorie moderne Gesellschaften." In *Integration – Desintegration. Ein Reader zur Ordnungsproblematik moderner Gesellschaften*, von Peter Imbusch und Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), S. 51-74. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008.

Münkler, Herfried. *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung.* Berlin: Rowohlt, 2010.

Murray, Charles. *Losing Ground. American Policy, 1950-1980*. New York: Basic Books, 1984.

Murswieck, Axel. „Kapitel D: Gesellschaft und Kultur." In *Länderbericht USA*, von Peter Lösche (Hrsg.), S. 580-711. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, 2008.

Murswieck, Axel. „Soziale Unsicherheit als Entwicklungsmotor? Die Erfahrungen der USA.“ In *Standortrisiko Wohlfahrtsstaat? Jahrbuch für Europa- und Nordamerika-Studien book series (ZENS, volume 1)*, von Jens Borchert, Stephan Lessenich und Peter Lösche (Hrsg.), S. 237-255. Opladen: Leske + Budrich Verlag, 1997.

Myrdal, Gunnar. *Challenge to Affluence.* London: Pantheon Books, 1963.

Nachtwey, Oliver. *Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne.* Berlin: Suhrkamp, 2017.

Nassehi, Armin. „Die paradoxe Einheit von Inklusion und Exklusion.“ In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*, von Heinz Bude und Andreas Willisch (Hrsg.), S. 46-69. Hamburg: Hamburger Edition, 2006.

Neckel, Sighard. „"Leistung" und "Erfolg". Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft.“ In *Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland*, von Eva Barlösius, Hans-Peter Müller und Steffen Sigmund (Hrsg.), S. 245-265. Opladen: Leske + Budrich Verlag, 2001.

Neckel, Sighard. „Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft.“ In *Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft*, von Stephan Lessenich und Frank Nullmeier, S. 353-371. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 2006.

—. *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit.* Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 1991.

Nestmann, Frank. *Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen.* Berlin, New York: De Gruyter, 1988.

Neumann, Volker. *Menschenwürde und Existenzminimum. Antrittsvorlesung 19. Mai 1994.* Berlin: Humboldt-Universität, 1995.

Neumark, David, Ian Burn, und Patrick Button. *Age Discrimination and Hiring of Older Workers.* FRBSF Economic Letter, San Francisco: Research from the Federal Reserve Bank of San Francisco, 2017.

Newman, Katherine S. *Chutes and Ladders. Navigating the Low-wage Labor Market.* New York, Cambridge, London: Harvard University Press, 2006.

—. *No Shame in my Game. The Working Poor in the Inner City.* New York, Toronto: Vintage, 1999.

Newman, Katherine S., und Rebekah Peeples Massengill. „The Texture of Hardship. Qualitative Sociology of Poverty, 1995–2005.“ *Annual Review of Sociology*, Jahrgang 32 2006: S. 423-446.

Nickerson, Carol, Norbert Schwarz, und Daniel Kahnemann. „Zeroing in on the Dark Side of the American Dream: A Closer Look at the Negative Consequences of the Goal for Financial Success.“ *American Psychological Society*, November. Jahrgang 14, Heft 6 2003: S. 531-536.

Niehues, Judith. „Deutschlands Mittelschicht in Abstiegsangst? Eine Betrachtung aus ökonomischer Perspektive.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, von Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter (Hrsg.), S. 53-68. Bielefeld: Transcript Verlag, 2018.

Nipperdey, Thomas. *Deutsche Geschichte 1866-1918. Band Arbeitswelt und Bürgergeist.* München: Verlag C.H. Beck, 1994.

Noelle-Neumann, Elisabeth. „Erinnerungen an die Entdeckung des Wertewandels.“ In *Gesellschaft im Übergang. Problemaufrisse und Antizipationen*, von Volker J. Kreyher und Carl Böhret (Hrsg.), S. 23-30. Baden-Baden: Nomos, 1995.

—. *Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft.* Zürich: Edition Interfrom, 1978.

Nohl, Arnd-Michael. *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2012.

Nohl, Arnd-Michael. „Komparative Analyse. Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation.“ In *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, von Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hrsg.), S. 271-293. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2013.

Nollert, Michael. „Soziale Sicherheit und Exklusion im flexiblen Kapitalismus. Eine komparative Analyse und Evaluation von Flexicurity-Politiken.“ In *Endspiel des Kooperativen Kapitalismus? Institutioneller Wandel unter den Bedingungen des marktzentrierten Paradigmas*, von Ulrich Brinkmann, Karoline Krenn und Sebastian Schief Schief (Hrsg.), S. 196-217. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Nollmann, Gerd, und Hermann Strasser. „Endstation Amerika? Deutschland und die USA auf dem Weg in die postindustrielle Dienstleistungsgesellschaft.“ In *Endstation Amerika? Sozialwissenschaftliche Innen- und Außenansichten*, von Hermann Strasser und Gerd Nollmann (Hrsg.), S. 166-184. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Nolte, Paul. *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik.* München: Verlag C.H. Beck, 2004.

Norris, Pippa, und Ronald Inglhart. *Sacred and Secular. Religion and Politics Worldwide.* New York: Cambridge University Press, 2004.

Nullmeier, Frank. „Eigenverantwortung, Gerechtigkeit und Solidarität – Konkurrierende Prinzipien der Konstruktion moderner Wohlfahrtsstaaten?“ *WSI Mitteilungen,* Jahrgang 59, Heft 4 2006: S. 175-180.

Obinger, Herbert. „Die Finanzkrise und die Zukunft des Wohlfahrtsstaates.“ *Leviathan,* Jahrgang 40, Heft 3 2012: S. 441-461.

OECD. „A Broken Social Elevator. How to Promote Social Mobility. How Does Germany Compare?“ Paris, 2018a.

OECD. „A Broken Social Elevator. How to Promote Social Mobility. How Does the United States Compare?“ Paris, 2018b.

—. *A Broken Social Elevator? How To Promote Social Mobility.* Paris, 2018c.

—. *Aktuelle Zahlen zu öffentlichen Sozialausgaben – Januar 2019.* 2019a. www.oecd.org/berlin/presse/aktuelle-zahlen-zu-oeffentlichen-sozialausgaben-23012019.htm (Zugriff am 2. Januar 2020).

—. *Back to Work. United States. Improving the Re-employment Prospects of Displaced Workers.* Paris, 2016.

—. *Bildung auf einen Blick 2019. OECD-Indikatoren.* Paris, 2019b.

—. *Employment Outlook.* Paris, 2005.

—. *OECD Data. Hours Worked.* 2018d. https://data.oecd.org/emp/hours-worked.htm (Zugriff am 17.. Juni 2020).

—. *OECD Data. Household Debt.* 2019c. https://data.oecd.org/hha/household-debt.htm (Zugriff am 27.. Mai 2020).

—. *OECD Data. Unemployment Rate.* 2020a. https://data.oecd.org/unemp/long-term-unemployment-rate.htm (Zugriff am 13.. Juli 2020).

—. *OECD Data. Wage Levels.* 2018e. https://data.oecd.org/earnwage/wage-levels.htm (Zugriff am 9.. Juni 2020).

—. *OECD Stat. Minimum Relative to Average Wages of Full-Time Workers.* 2018f. https://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=MIN2AVE (Zugriff am 10.. Juli 2020).

—. *OECD Stat. Trade Unions and Collective Bargaining.* 2020b. https://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=TUD (Zugriff am 9.. Juni 2020).

—. *Under Pressure. The Squeezed Middle Class.* Paris, 2019d.

Oppolzer, Alfred. „Wertewandel und Arbeitswelt.“ *Gewerkschaftliche Monatshefte,* 6 1994: S. 349-357.

Oschmiansky, Frank. *Neues Steuerungsmodell und Verwaltungsmodernisierung.* 2010. https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/55048/steuerung-modernisierung (Zugriff am 16. April 2020).

Palley, Thomas. „Die wirtschaftliche Logik des Outsourcings und die Handlungsoptionen der Politik." *WSI Mitteilungen*, Jahrgang 59, Heft 12 2006: S. 665-673.

Park, M. Jane, Tina Paul Mulye, Sally H. Adams, Claire D. Brindis, und Charles E. Irwin. „The Health Status of Young Adults in the United States." *Journal of Adolescent Health*, Jahrgang 39, Heft 3 2006: S. 305-317.

Parsons, Talcott. *Essays in Sociological Theory.* Glencoe: Free Press, 1954.

—. *Sozialstruktur und Persönlichkeit.* Frankfurt am Main: Fachbuchhandlung für Psychologie, 1977.

Passas, Nikos. „Global Anomie, Dysnomie, and Economic Crime. Hidden Consequences of Neoliberalism and Globalization in Russia and Around the World." *Social Justice*, Jahrgang 27, Heft 2 2000: S. 16-44.

Paugam, Serge. *Die elementaren Formen der Arbeit.* Hamburg: Hamburger Edition, 2008.

Paugam, Serge. „The Spiral of Precariousness. A Multidimensional Approach to the Process of Social Disqualification in France." In *Beyond the Threshold. The Measurement and Analysis of Social Exclusion*, von Graham Room (Hrsg.), S. 49-79. Bristol: The Policy Press, 1995.

Peck, Jamie. „The Rise of the Workfare State." *Kurswechsel. Zeitschrift des Beirat für Gesellschafts-, Wirtschafts-und Umweltpolitische Alternativen*, Jahrgang 18, Heft 3 2003: S. 75-87.

—. *Workfare States.* New York: Guilford, 2001.

Peck, Jamie, und Nikolas Theodore. „Beyond ›Employability‹." *Cambridge Journal of Economics*, November. Jahrgang 24 Heft 6, Sonderausgabe 2000: S. 729-749.

Pelizzari, Alessandro. *Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung.* Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2009.

Pfeiffer, Sabine, Tobias Ritter, und Elke Oestreicher. „Food Insecurity and Poverty in Germany." In *Sustainable Nutrition in a Changing World*, von Hans Konrad Biesalski, Adam Drewnowski, Johanna T. Dwyer, Peter Weber und Manfred Eggersdorfer (Hrsg.), S. 99-109. Cambridge: Springer, 2017.

Phillips, Kevin P. *The Politics of Rich and Poor. Wealth and the American Electorate in the Reagan Aftermath.* New York: Harper Perennial, 1991.

Pierenkemper, Toni. „Kurze Geschichte der „Vollbeschäftigung“ in Deutschland.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Vollbeschäftigung?* , 2. April. Jahrgang 62, Heft 14-15 2012: S. 38-45.

—. *Wirtschaftsgeschichte. Die Entstehung der modernen Volkswirtschaft.* Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2015.

Polanyi, Karl. *The Great Transformation. Politische und Ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978.

Politis, Diamanto, und Jonas Gabrielsson. „Entrepreneurs' Attitudes towards Failure. An Experiential Learning Approach.“ *International Journal of Entrepreneurial Behaviour & Research*, Jahrgang 15, Heft 4 2009: S. 364-383.

Pongratz, Hans J. „Eine Gesellschaft von Unternehmern. Expansion und Profanierung ›schöpferischer Zerstörung‹ in kapitalistischen Ökonomien.“ *Berliner Journal für Soziologie*, Jahrgang 18 2008: S. 457-475.

Pongratz, Hans J., und Gerd Günter Voß. „Erwerbstätige als ›Arbeitskraftunternehmer‹. Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft?“ *SOWI – Sozialwissenschaftliche Informationen*, Jahrgang 30, Heft 4 2001: S. 42-52.

Pongratz, Hans J., und Stefanie Simon. „Prekaritätsrisiken unternehmerischen Handelns.“ In *Prekäres Unternehmertum. Unsicherheiten von selbstständiger Erwerbstätigkeit und Unternehmensgründung*, von Andrea D. Bührmann und Hans J. Pongratz, S. 27-61. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Prisching, Manfred. „Europa und die USA. Clash of Cultures? Staat versus Privat – Zwischen Sicherheit, Flexibilität und Flexicurity.“ *Kontinuitäten und Brüche. Wirtschaftsgespräche.* Alpbach: Europäisches Forum Alpbach, 2003.

Promberger, Markus. „Arbeit, Arbeitslosigkeit und soziale Integration.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Arbeitslosigkeit: Psychosoziale Folgen*, 29. September. Jahrgang 58, Heft 40-41 2008: S. 7-15.

—. „Mythos der Vollbeschäftigung und Arbeitsmarkt der Zukunft.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Vollbeschäftigung?*, 2. April. Jahrgang 62, Heft 14-15 2012: S. 30-38.

Putnam, Robert D. *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community.* New York: Simon & Schuster, 2000.

Quadagno, Jill, und Deana Rohlinger. „The Religious Factor in U.S. Welfare State Politics.“ In *Religion, Class Coalitions, and Welfare States*, von Kees van Kersbergen und Philip Manow (Hrsg.), S. 236-266. Cambridge: Cambridge University Press, 2009.

Raible, Stephanie E. „Entrepreneurship Ecosystems. A Comparison of the United States and Germany.“ Bosch Paper, 2016.

Rainwater, Lee. „Ökonomische versus soziale Armut in den USA (1950-1990).“ In *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS). Sonderheft 32*, von Stephan Leibfried und Wolfgang Voges (Hrsg.), S. 195-220. Opladen, 1992.

Rau, Matthias, Anika Hoffmann, und Michael Bock. „Private Schulden im Spiegel der Postmoderne – eine heuristische Betrachtung.“ In *Schulden und ihre Bewältigung. Individuelle Belastungen und gesellschaftliche Herausforderungen*, von Curt Wolfgang Hergenröder (Hrsg.), S. 155-200. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2013.

Reagan, Ronald. „Why this is an Entrepreneurial Age.“ *Journal of Business Venturing*, Jahrgang 1, Heft 1 1985: S. 1-4.

Reckwitz, Andreas. *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin: Suhrkamp, 2012.

Rehberg, Karl-Siegbert. „›Neue Bürgerlichkeit‹ zwischen Kanonsehnsucht und Unterschichten-Abwehr.“ In *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*, von Heinz Bude, Joachim Fischer und Bernd Kauffmann (Hrsg.), S. 56-70. München u. a.: Wilhelm Fink Verlag, 2010.

Rehder, Britta. „Revitalisierung der Gewerkschaften? Die Grundlagen amerikanischer Organisierungserfolge und ihre Übertragbarkeit auf deutsche Verhältnisse.“ *Berliner Journal für Soziologie*, Jahrgang 18, Heft 3 2008: S. 432-456.

Reich, Robert B. *Die neue Weltwirtschaft, Das Ende der nationalen Ökonomie.* Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg, 1993.

—. *Superkapitalismus. Wie die Wirtschaft unsere Demokratie untergräbt.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2008.

Reiner, M. „Generation Praktikum. Billige Arbeitskräfte ohne Zukunft?“ *GENIOS. WirtschaftsWissen*, 12 2005.

Resch, Christine, und Heinz Steinert. „Statuskämpfe der Wissengesellschaft. Die Nutznießer und die Ausgeschlossenen.“ In *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2*, von Karl-Siegbert Rehberg, S. 229-241. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2006.

Reuter, Enrico. „Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik.“ In *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik*, von Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher und Philipp Ramos Lobato (Hrsg.), S. 171-190. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008.

Rhein, Thomas. *Working poor in Deutschland und den USA: Arbeit und Armut im transatlantischen Vergleich.* IAB-Kurzbericht, Nr. 1, Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), 2009.

Ricoeur, Paul. *Wege der Anerkennung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004.

Rippl, Susanne, und Christian Seipel. *Methoden kulturvergleichender Sozialforschung. Eine Einführung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2015.

Robinson, Oliver C. „Sampling in Interview-Based Qualitative Research. A Theoretical and Practical Guide.“ *Qualitative Research in Psychology*, Jahrgang 11, Heft 1 2014: S. 25-41.

Rojecki, Andrew. *America and the Politics of Insecurity.* Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2016.

Room, Graham. „Social Exclusion, Solidarity and the Challenge of Globalization.“ *International Journal of Social Welfare*, Jahrgang 8, Heft 3 1999: S. 166-174.

Rosanvallon, Pierre. *The New Social Question. Rethinking the Welfare State.* Princeton, Chichester: Princeton University Press, 2000.

Roßteutscher, Sigrid. „Die konfessionell-religiöse Konfliktlinie zwischen Säkularisierung und Mobilisierung.“ In *Politische Vierteljahresschrift. Sonderheft 45. Wählen in Deutschland*, von Rüdiger Schmitt-Beck (Hrsg.), S. 118-133. 2011.

—. „Von Realisten und Konformisten - Wider die Theorie der Wertsynthese.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, Jahrgang 56, Heft 3 2004: S. 407-432.

Rowe, John W., und Robert L. Kahn. „Successful Aging.“ *The Gerontologist*, Jahrgang 37, Heft 4 1997: S. 433-440.

Rügemer, Werner. „Hartz IV oder Der gläserne Mensch.“ *Blätter für deutsche und internationale Politik*, S. 1287-1290. 11 2004.

Ruhl, Lealle. „Liberal Governance and Prenatal Care. Risk and Regulation in Pregnancy.“ *Economy and Society*, Jahrgang 28, Heft 1 1999: S. 95-117.

Rycroft, Robert S. *The American Middle Class. An Economic Encyclopedia of Progress and Poverty.* Greenwood: Greenwood Publishing Group, 2017.

Samuel, R. Lawrence. *The American Middle Class. A Cultural History.* New York, Milton Park: Taylor & Francis, 2014.

Samuelson, Robert J. „A New Start For Europe?“ *Newsweek*, 1997.

Saunders, Peter. „Staatsbürgerschaft in einer liberalen Gesellschaft.“ In *Moderne (Staats)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*, von Jürgen Mackert und Hans-Peter Müller (Hrsg.), S. 119-145. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Schad, Miriam. „Typisch prekär? Methodische Anmerkungen zu einer umweltrelevanten Typologie.“ In *Typologische Konstruktionen. Prinzipien und Forschungspraxis*, von Nicole Burzan und Ronald Hitzler (Hrsg.), S. 235-251. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2018.

Scheich, Günter. *›Positives Denken‹ macht krank. Vom Schwindel mit gefährlichen Erfolgsversprechen.* Frankfurt am Main: Eichborn, 2001.

Schelsky, Helmut. „Zur Strukturanalyse der Gesellschaft.“ In *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*, von Helmut Schelsky, S. 331-388. Düsseldorf, Köln: Goldmann Wilhelm GmbH, 1965.

Schild, Georg. *Zwischen Freiheit des Einzelnen und Wohlfahrtsstaat. Amerikanische Sozialpolitik im 20. Jahrhundert.* Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh, 2003.

Schlote, Axel. *Widersprüche sozialer Zeit.* Opladen: Leske + Budrich Verlag, 1996.

Schmid, Josef. *Wohlfahrtsstaaten im Vergleich. Soziale Sicherung in Europa. Organisation, Finanzierung, Leistungen und Probleme.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.

Schmitt, John, und Nathan Lane. *An International Comparison of Small Business Employment.* Center for Economic and Policy Research, 2009.

Schöneck, Nadine M., und Sabine Ritter. „Zur Einleitung. Die gesellschaftliche Mitte als Kampfzone. Perspektiven und Fragestellungen.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, von Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter (Hrsg.), S. 11-25. Bielefeld: Transcript Verlag, 2018.

Schor, Juliet B. *The Overworked American. The Unexpected Decline of Leisure.* New York: Basic Books, 1993.

Schrep, Bruno. „Die neue Verhöhnung: ›Bierdosen sind Hartz-IV-Stelzen‹.“ In *Deutsche Zustände. Folge 6*, von Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), S. 218-223. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008.

Schumpeter, Joseph A. *Capitalism, Socialism and Democracy.* London, New York: Taylor & Francis, 2010.

—. *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung.* Berlin: Duncker & Humblot, 1997.

Schüppel, Jürgen. *Wissensmanagement. Organisatorisches Lernen im Spannungsfeld von Wissens- und Lernbarrieren.* Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, 1996.

Schütz, Alfred. *Gesammelte Aufsätze. Band 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit.* Den Haag: Martinus Nijhoff, 1971.

Sen, Amartya. *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft.* München, Wien: Carl Hanser, 2000.

Sennett, Richard. *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Berlin: Berlin Verlag Taschenbuch, 2006.

Sennett, Richard, und Jonathan Cobb. *The Hidden Injuries of Class.* New York: Alfred A. Knopf, Inc., 1973.

Shaw, Clifford R. *The Jack-Roller. A Deliquent Boy´s Own Story.* Chicago: University of Chicago Press, 1966.

Sheeran, Paschal, Dominic Abrams, und Sheina Orbell. „Unemployment, Self-Esteem, and Depression. A Social Comparison Theory Approach." *Basic and Applied Social Psychology*, Jahrgang 17, Heft 1+2 1995: S. 65-82.

Sheeran, Paschal, und Charles Abraham. „Unemployment and Self-Conception. A Symbolic Interactionist Analysis." *Journal of Community & Applied Social Psychology*, Jahrgang 4 1994: S. 115-129.

Silver, Hilary. „Social Exclusion and Social Solidarity. Three Paradigms." *International Labour Review*, Jahrgang 13, Heft 5-6 1994: S. 531-578.

Simmel, Georg. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung.* Berlin: Duncker & Humblot, 2013.

Simmel, Georg. „Zur Psychologie der Scham." In *Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl*, von Georg, Dahme, Heinz-Jürgen Simmel, S. 140-150. Berlin: Suhrkamp, 1983.

Skeggs, Bev, Nancy Thumim, und Helen Wood. „›Oh Goodness, I am Watching Reality TV‹ . How Methods Make Class in Audience Research." *European Journal of Cultural Studies*, Jahrgang 11, Heft 1 2008: S. 5-24.

Sodeur, Wolfgang. *Empirische Verfahren zur Klassifikation.* Stuttgart: Vieweg + Teubner Verlag, 1974.

Solow, Robert M. „Vorwort.“ In *Arbeiten für wenig Geld. Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland*, von Claudia Weinkopf (Hrsg.) und Gerhard Bosch, S. 7-14. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2007.

Sombart, Werner. *Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?* Tübingen: Mohr, 1906.

Sondermann, Ariadne, Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, und Olaf Behrend. „›Willst du deine Freunde, oder willst du Geld verdienen?‹ Räumliche Mobilität in den Deutungen von Arbeitsvermittlern und Arbeitslosen.“ *Sozialer Fortschritt*, Juli, August. Jahrgang 56, Heft 7-8 2007: S. 173-180.

Sorokin, Pitirim, und Robert K. Merton. „Social Time: A Methodological and Functional Analysis.“ *American Journal of Sociology*, Jahrgang 42, Heft 5 1937: S. 615-629.

Standing, Guy. *Global Labour Flexibility. Seeking Distributive Justice.* London: Palgrave Macmillan, 1999.

Statistisches Bundesamt. *Verdienste und Verdienstunterschiede. Unbereinigter Gender Pay Gap nach Gebietsstand.* 16. März 2020. https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Verdienste/Verdienste-Verdienstunterschiede/Tabellen/ugpg-01-gebietsstand.html (Zugriff am 15. Juli 2020).

Stebbins, Robert A. *Between Work & Leisure. The Common Ground of Two Seperate Worlds.* New Brunswick: Taylor & Francis, 2004.

Stegbauer, Christian. *Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Steinert, Heinz. *Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2010.

Stern, Mark J. „Becoming Mainstream. From the Underclass to the Entrepreneurial Poor.“ In *Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die ›neue Unterschicht‹*, von Fabian Kessl, Christian Reutlinger und Holger Ziegler (Hrsg.), S. 39-54. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Steuerwald, Christian. *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2016.

Strasser, Hermann, und Gerd Nollmann. „Amerika – hast du's besser?“ In *Endstation Amerika? Sozialwissenschaftliche Innen- und Außenansichten*, von Hermann Strasser und Gerd Nollmann (Hrsg.), S. 11-39. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Straubhaar, Thomas. „Wege zur Vollbeschäftigung.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Vollbeschäftigung?*, 2. April. Jahrgang 62, Heft 14-15 2012: S. 3-7.

Strauss, Anselm, und Juliet Corbin. *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Forschung.* Weinheim: Beltz, 1996.

Streeck, Wolfgang. „Hire and Fire. Ist der amerikanische Arbeitsmarkt ein Vorbild für Deutschland?“ In *Endstation Amerika? Sozialwissenschaftliche Innen- und Außenansichten*, von Hermann Strasser und Gerd Nollmann (Hrsg.), S. 103-117. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Streeck, Wolfgang, und Kathleen Thelen. „Introduction. Institutional Change in Advanced Political Economies.“ In *Beyond Continuity. Institutional Change in Advanced Political Economies*, von Wolfgang Streeck und Kathleen Thelen (Hrsg.), S. 1-39. New York: Oxford University Press, 2005.

Strully, Kate W. . „Job Loss and Health in the U.S. Labor Market.“ *Demography*, Mai. Jahrgang 46, Heft 2 2009: S. 221–246.

Surico, John. *The Human Billboards of New York City. Vice.* 18. November 2014. https://www.vice.com/en_us/article/yvq49j/the-human-billboards-of-new-york-1118 (Zugriff am 8. Juni 2020).

Süß, Winfried. „Armut im Wohlfahrtsstaat.“ In *Soziale Ungleichheit im Sozialstaat. Die Bundesrepublik Deutschland und Großbritannien im Vergleich*, von Hans Günter Hockerts und Winfried Süß (Hrsg.), S. 19-41. München: Oldenbourg, 2013.

Svendsen, Lars Fredrik. *Work.* Milton Park, New York: Routledge, 2014.

Tatsiramos, Konstantinos. „Geographic Labour Mobility and Unemployment Insurance in Europe.“ *Journal of Population Economics*, Jahrgang 22, Heft 2 2008: S. 267-283.

Tesser, Abraham. „Toward a Self-Evaluation Maintenance Model of Social Behavior. Perspectives and Programs.“ In *Advances in Experimental Social Psychology. Vol. 21*, von Leonard Berkowitz (Hrsg.), S. 181-227. San Diego: Academic Press, 1988.

The World Bank. *Doing Business. Measuring Business Regulations. Ease of Doing Business Rankings.* 2020b. https://www.doingbusiness.org/en/rankings (Zugriff am 21. Dezember 2020).

—. *DataBank. World Development Indicators.* 2020a. https://databank.worldbank.org/reports.aspx?source=world-development-indicators (Zugriff am 14.. Juni 2020).

—. *Doing Business Comparing Business Regulation in 190 Economies 2020.* Washington D.C.: International Bank for Reconstruction and Development, 2020c.

Therborn, Göran. *Arbeitslosigkeit. Strategien und Politikansätze in den OECD-Ländern.* Hamburg: VSA-Verlag, 1985.

Thomas, Stefan. *Exklusion und Selbstbehauptung. Wie junge Menschen Armut erleben.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2010.

Thome, Helmut. „›Wertsynthese‹: Ein unsinniges Konzept?“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, Jahrgang 57, Heft 2 2005: S. 333-341.

Townsend, Peter. *Poverty in the United Kingdom. A Survey of Household Resources and Standards of Living.* Middlesex u. a.: Penguin Books Ltd, 1979.

Trachtman, Richard. „The Money Taboo. Its Effects in Everyday Life and in the Practice of Psychotherapy.“ *Clinical Social Work Journal*, Jahrgang 27, Heft 3 1999: S. 275–288.

U.S. Bureau of Labor Statistics. *Labor Force Characteristics by Race and Ethnicity, 2018.* Oktober 2019b. https://www.bls.gov/opub/reports/race-and-ethnicity/2018/home.htm (Zugriff am 15. Juli 2020).

—. *Unemployment Rates and Earnings by Educational Attainment.* 4. September 2019c. https://www.bls.gov/emp/chart-unemployment-earnings-education.htm (Zugriff am 13. August 2020).

—. *Women in the Labor Force: A Databook.* December 2019d. https://www.bls.gov/opub/reports/womens-databook/2019/home.htm (Zugriff am 15. Juli 2020).

Ullrich, Carsten G. „Die soziale Akzeptanz des Wohlfahrtsstaates. Ergebnisse, Kritik und Perspektiven einer Forschungsrichtung.“ *Soziale Welt*, Jahrgang 51, Heft 2 2000: S. 131-151.

—. *Soziologie des Wohlfahrtsstaates. Eine Einführung.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2005.

Ullrich, Carsten G. *Wohlfahrtsstaat und Wohlfahrtskultur. Zu den Perspektiven kultur- und wissenssoziologischer Sozialpolitikforschung.* Arbeitspapiere. Nr. 67, Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, 2003.

United Nations. *Economic Survey of Europe in 1971. Part 1: The European Economy from the 1950s to the 1970s.* New York, 1972.

van Kersbergen, Kees, und Philip Manow. „Religion and the Western Welfare State. The Theoretical Context.“ In *Religion, Class Coalitions, and Welfare States*, von Kees van Kersbergen und Philip Manow (Hrsg.), S. 1-38. Cambridge: Cambridge University Press, 2009.

Vogel, Berthold. *Die Staatsbedürftigkeit der Gesellschaft.* Hamburg: Hamburger Edition, 2007.

Vogel, Berthold. „Soziale Verwundbarkeit und prekärer Wohlstand. Für ein verändertes Vokabular sozialer Ungleichheit.“ In *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte,*

Entbehrliche, Überflüssige, von Heinz Bude und Andreas Willisch (Hrsg.), S. 342-355. Hamburg: Hamburger Edition, 2006.

von Zerssen, Detlev. „Methoden der Konstitutions- und Typenforschung.“ In *Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden. Band 9*, von Manfred Thiel (Hrsg.), S. 35-143. München, Wien: Oldenbourg, 1973.

Voß, Gerd Günter. „Der Arbeitskraftunternehmer. Ein neuer Typus von Arbeitskraft und seine sozialen Folgen.“ Arbeitspapier Nr. 43, 2001.

Voß, Gerd Günter. *Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit.* Sonderdruck, Nürnberg: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MittAB), Jahrgang 31, 1998.

—. „Wertewandel. Eine Modernisierung der protestantischen Ethik?“ *Zeitschrift für Personalforschung / German Journal of Research in Human Resource Management*, Jahrgang 4, Heft 3 1990: S. 263-275.

—. „Unternehmer der eigenen Arbeitskraft. Einige Folgerungen für die Bildungssoziologie.“ *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, Jahrgang 20, Heft 2 2000: S. 149-166.

Voß, Gerd Günter, und Hans J. Pongratz. „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, Jahrgang 50 1998: S. 131-158.

Voswinkel, Stephan. *Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen.* Duisburg: Gerhard-Mercator-Universität, 1999.

Voswinkel, Stephan. „Gekaufte Wertschätzung? Anerkennung durch Konsum.“ In *Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart*, von Axel Honneth, Ophelia Lindemann und Stephan Voswinkel (Hrsg.), S. 121-154. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2013.

Vyse, Stuart. *Going Broke. Why Americans Can't Hold On ToTheir Money.* Oxford: Oxford University Press, 2008.

Wacquant, Loïc. *Bestrafen der Armen. Zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit.* Opladen u. a.: Budrich, 2009.

Wacquant, Loïc. „Entzivilisieren und Dämonisieren. Die soziale und symbolische Transformation des schwarzen Ghettos.“ In *Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays*, von Loïc Wacquant, S. 61-84. Basel: Birkhäuser, 2006a.

—. *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto.* Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2003.

Wacquant, Loïc. „Roter Gürtel, Schwarzer Gürtel. Rassentrennung, Klassenungleichheit und der Staat in der französischen städtischen Peripherie und im amerikanischen Ghetto." In *An den Rändern der Städte*, von Hartmut Häußermann, Martin Kronauer und Walter Siebel (Hrsg.), S. 148-202. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004.

Wacquant, Loïc. „Städtische Ausgrenzung im 21. Jahrhundert." In *Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays*, von Loïc Wacquant, S. 19-32. Basel: Birkhäuser, 2006b.

—. *Urban Outcasts. A Comparative Sociology of Advanced Marginality.* Cambridge, Malden: Polity Press, 2008.

Wagner, Gabriele. „Berufsbiographische Aktualisierung von Anerkennungsverhältnissen. Identität zwischen Perspektive und Patchwork." In *Anerkennung und Arbeit*, von Ursula Holtgrewe, Stephan Voswinkel und Gabriele Wagner (Hrsg.), S. 141-169. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2000.

Wagschal, Uwe. „Besonderheiten der gezügelten Sozialstaaten." In *Der gezügelte Wohlfahrtsstaat. Sozialpolitik in reichen Industrienationen*, von Herbert Obinger und Uwe Wagschal (Hrsg.), S. 37-72. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2000.

Walther, Rudolf. „Arbeit – Ein begriffsgeschichtlicher Überblick von Aristoteles bis Ricardo." In *Sozialphilosophie der industriellen Arbeit*, von Helmut König, Bodo von Greiff und Helmut Schauer (Hrsg.), S. 3-25. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1990.

Weber, Max. *Die protestantische Ethik und der ›Geist‹ des Kapitalismus.* Wiesbaden: Springer, 2016.

Wegener, Bernd. „Soziale Gerechtigkeit in Amerika. In den Vereinigten Staaten wird soziale Ungleichheit anders beurteilt als in Deutschland." In *Endstation Amerika? Sozialwissenschaftliche Innen- und Außenansichten*, von Hermann Strasser und Gerd Nollmann (Hrsg.), S. 118-142. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005.

Wehler, Hans-Ulrich. *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Fünfter Band Bundesrepublik und DDR 1949-1990.* München: Verlag C.H. Beck, 2008.

Wehrheim, Jan. „Ausgrenzung, Ausschließung, Exklusion, underclass, désaffiliation oder doch Prekariat? Babylonische Vielfalt und politische Fallstricke theoretischer Begrifflichkeiten." In *Exklusion in der Marktgesellschaft*, von Daniela Klimke (Hrsg.), S. 31-49. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008.

—. *Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung.* Opladen: Budrich, 2012.

Werz, Edward, und Sally Germain. *Phrases That Sell. The Ultimate Phrase Finder to Help You Promote Your Products, Services and Ideas.* Chicago: McGraw-Hill Education, 1998.

Wildauer, Rafael. *7 Facts about US Household Debt.* Technical Report, University of Greenwich, 2016.

Wildes, Vivienne J. „Stigma in Food Service Work. How it Affects Restaurant Servers' Intention to Stay in the Business or Recommend a Job to Another.“ *Tourism and Hospitality Research,* Februar. Jahrgang 5, Heft 3 2005: S. 213-233.

Wilson, William Julius. *The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy.* Chicago: University Of Chicago Press, 1987.

Wilson, William Julius, und Robert Aponte. „Urban Poverty.“ *Annual Review of Sociology,* Jahrgang 11, Heft 1 1985: S. 231-258.

Witzel, Andreas. „Das problemzentrierte Interview.“ *Foum: Qualitative Sozialforschung,* Art. 22, Januar. Jahrgang 1, Heft 1 2000.

—. *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1982.

Witzel, Andreas, und Herwig Reiter. *The Problem-centred Interview. Principles and Practice.* Los Angeles u. a.: SAGE Publications Ltd, 2012.

Wocken, Hans. „Integration & Inklusion. Ein Versuch die Integration vor der Abwertung und die Inklusion vor Träumereien zu bewahren.“ In *Integration und Inklusion auf dem Weg ins Gemeinwesen. Möglichkeitsräume und Perspektiven*, von Anne-Dore Stein, Stefanie Krach und Imke Niediek (Hrsg.), S. 204-234. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt, 2010.

Wood, Helen, und Beverley Skeggs. *Reality Television and Class.* London: British Film Institute, 2011.

Woods, Randall Bennett. *Quest for Identity. America Since 1945.* Cambridge: Cambridge University Press, 2005.

Yollu-Tok, Aysel, und Werner Sesselmeier. „Vollbeschäftigung. Ein zeit- und gesellschaftskontingenter Begriff.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ),* 2. April. Jahrgang 62, Heft 14-15 2012: S. 13-19.

Zacher, Hans Friedrich. „Sozialstaatsprinzip.“ In *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft (HdWW). Siebter Band. Sozialismus bis Technischer Fortschritt*, von Willi Albers (Hrsg.), S. 152-160. Stuttgart u. a.: Fischer u. a., 1977.

Zapf, Wolfgang. „Individuelle Wohlfahrt. Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität.“ In *Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden*, von Wolfgang Glatzer und Wolfgang Zapf (Hrsg.), S. 13-26. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 1984.

Ziegler, Rolf. „Typologien und Klassifikationen.“ In *Sprache Bezug zur Praxis Verhältnis zu anderen Wissenschaften René König zum 65. Geburtstag*, von Günter Albrecht, Hansjürgen Daheim und Fritz Sack, S. 11-47. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1973.

Zinsmeister, Florian. „Die Finanzierung der deutschen Einheit. Zum Umgang mit den Schuldlasten der Wiedervereinigung.“ *Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung*, Jahrgang 78, Heft 2 2009: S. 146-160.

Zorbaugh, Harvey Warren. *The Gold Coast and the Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side.* Chicago: University of Chicago Press, 1976.

Zuberi, Dan. *Differences That Matter. Social Policy and the Working Poor in the United States and Canada.* Ithaca, London: Cornell University Press, 2006.

Zunz, Olivier. „Introduction. Social Contracts Under Stress.“ In *Social Contracts Under Stress. The Middle Classes of America, Europe, and Japan at the Turn of the Century*, von Olivier Zunz, Leonard Schoppa und Nobuhiro Hiwatari (Hrsg.), S. 1-17. New York: Russell Sage Foundation, 2002.